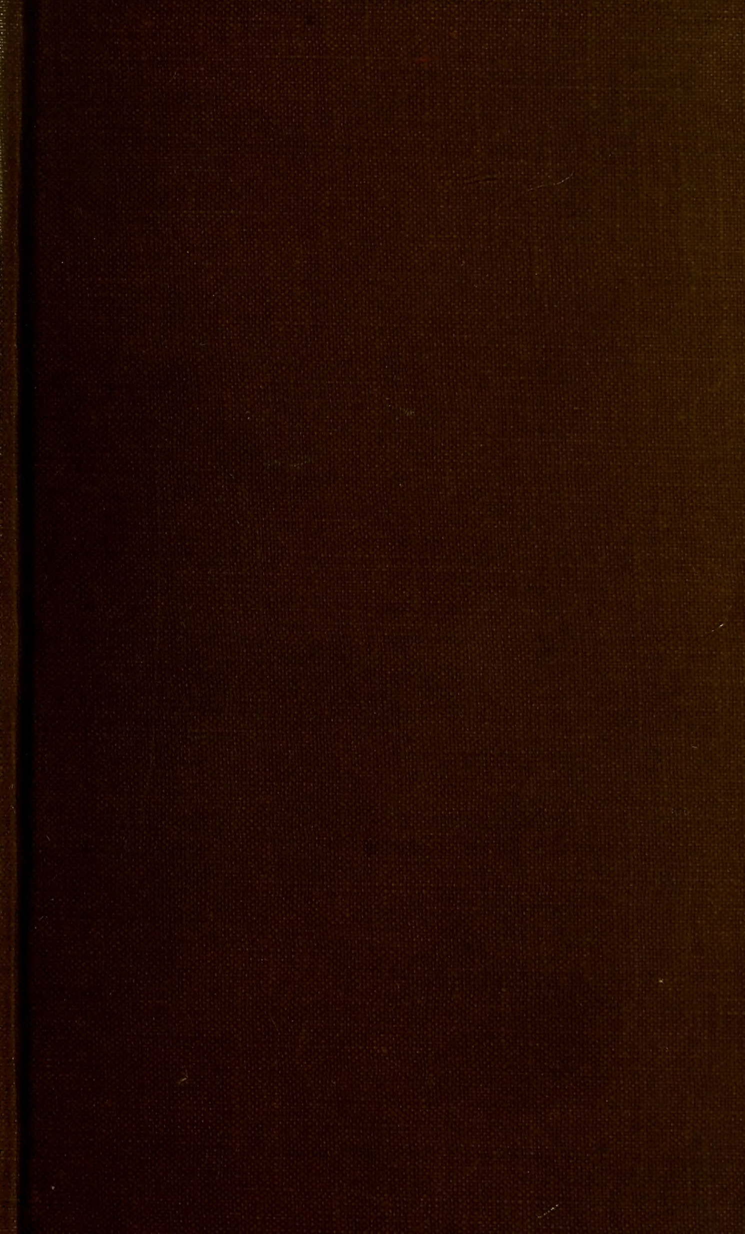




Moden und Trachten.

Fragmente

zur

Geschichte des Costüms

von

H. Hauff.



Stuttgart und Tübingen.

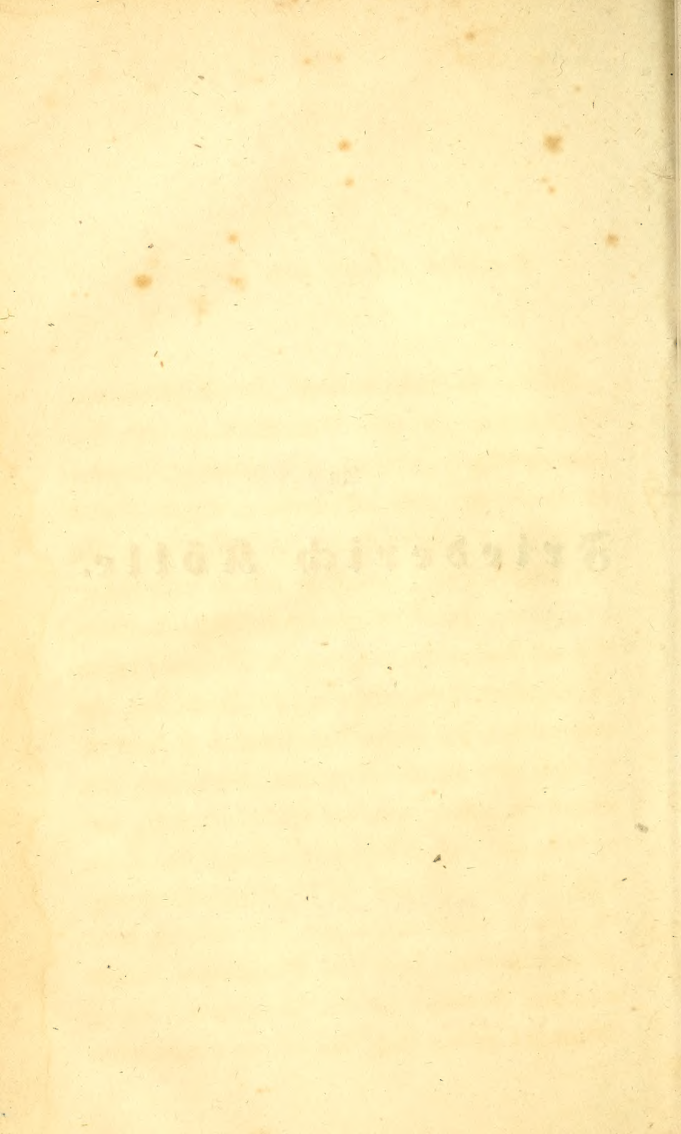
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1840.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

An

Friederich Kölle.



Verehrter Mann und Vetter!

Hier ist ein Buch, das erste, das ich herausgebe. Es erscheint als eine Ueberarbeitung und Zusammenstellung zerstreuter Journalartikel, welchen es ihrer Zeit nicht an einem gewissen Beifall gefehlt hat. Indessen waren die Gedanken, welche das Buch enthält, längst verarbeitet und niedergeschrieben, bevor die einzelnen Reihen derselben von mir benützt wurden, um im Morgenblatte an die täglichen Schwankungen der Tracht eine Art von heiterer Philosophie des Costüms zu knüpfen.

Ich weiß kaum, in welchem Verhältniß diese Schrift zu unserer neuesten Belletristik steht, und ich habe auch nicht viel darnach gefragt. Sie ist der reine Ausfluß der Lust an Menschenbeobachtung, die von Kindheit auf in mir sehr lebendig war. Zu tieferer Auffassung des Menschlichen braucht man den Menschen oft nur zu nehmen, wie er überall ist; gilt es aber, wie in den vorliegenden

Versuchen, die Verschiedenheiten und Aehnlichkeiten der menschlichen Oberflächen zu ergreifen, so kann der Beobachter ausgedehnterer Anschauung nicht entbehren. Sie wissen, wie und durch wen mir eine solche zu Theil geworden, und ich befriedige nur das Bedürfniß der Dankbarkeit, indem ich diese Schrift einem Manne widme, der so großen Einfluß auf meine Bildung gehabt, und der zugleich zu der besondern Klasse von Köpfen gehört, durch deren Beifall ich mich ermuthigen und an deren Kritik ich lernen könnte.

Stuttgart, im November 1839.

Ihr

dankbar ergebener

Hermann Hauff.

Inhalt.



Die Literatur besitzt keine Geschichte der europäischen Kleidertracht, wenigstens keine vollständige. Wohl haben bedeutende Männer, wie Herder, Lichtenberg, Wieland, Böttiger u. A. gelegentlich und aphoristisch ein Wort über den Gegenstand gesprochen, und im Wust älterer und neuerer Modezeitungen findet sich hin und wieder ein bedeutendes Aperçu eines Genannten oder Ungenannten.

Es mag seine eigenthümlichen Schwierigkeiten haben, die Wandlungen des Costüms der christlichen Völker in ihrem Verhältniß zum Gang der äußern Geschichte und der Kultur scharf aufzufassen: man müßte es verstehen, im krausen Gewebe von Zufälligem, von Launenhaftem und Ephemerem den eigentlich typischen, säcularen Faden zu verfolgen, und zwar für das Ganze der Tracht und jedes einzelne Stück derselben; man müßte den Faden, wo er scheinbar abbricht, rasch wieder zu finden und anzuknüpfen wissen,

und überall darzuthun, wie Mützen und Wämser eines Volks, so gut als seine Eroberungen und seine Verluste, seine Größe und sein Verfall, das Facit einer Rechnung sind, deren Elemente: Wille und Nothwendigkeit, dem Zeitgenossen verfließen und vom Geschichtschreiber nur annähernd geschätzt werden können.

Die reichste Quelle für eine solche Geschichte, zumal der neueren Zeit, wäre ohne Zweifel das Kupferstichkabinet der großen Pariser Bibliothek, und es ist wirklich zu verwundern, daß es keinem Deutschen, noch mehr, daß es keinem Franzosen eingefallen ist, ein Werk zu unternehmen, das sich angenehm genug machen ließe, und dabei doch vielfachen Nutzen gewährte. Es könnte ein praktisches Handbuch werden für bildende Künstler, für dramatische und epische Dichter, für philosophische Schneider und Theaterintendanten. Letztern wäre freilich aus Gründen, über welche sich diese Fragmente hie und da verbreiten werden, bei Benutzung des Buchs Vorsicht und Mäßigung zu empfehlen.

Ein solches Buch müßte nach meiner Vorstellung vielmehr eine Philosophie der Geschichte der Tracht als eine eigentliche Geschichte derselben werden. Auf keinen Fall

aber könnte ich daran denken, ein solches Werk zu unternehmen, das, wenn es den Besten genügen sollte, ein ganz anderes Maaß von Kräften und Kenntnissen erforderte, als mir zu Gebot steht. Die folgenden Fragmente sind nur als leichte Studien über einen Gegenstand zu betrachten, der, wie der Leser leicht finden wird, mich von jeher besonders angezogen hat. Zwischen den einzelnen Stücken ist lediglich kein Zusammenhang zu suchen; sie sind zufällig entstanden, wie mir eine Neuerung in der Tracht, irgend eine auffallende weibliche oder männliche Figur oder die Lektüre Stoff zu Betrachtungen gab. Bei dieser Entstehungsweise kann es auch nicht fehlen, daß dieselben Gedanken über die Philosophie der Tracht wiederholt aufgenommen, nur verschieden angewandt und ausgeführt werden.

Ich bilde mir nicht ein, daß diese Fragmente als Materialien zu einer künftigen Geschichte der Tracht irgend von Werth seyn könnten; doch geben sie vielleicht Anlaß, daß eine solche Geschichte überhaupt versucht wird, die, wenn sie auch gering ausfiele, doch dem künftigen wahren Meister des Stoffs die Arbeit erleichtern könnte. Hoffentlich aber werden sie Manchen überzeugen, daß Studien der Art nicht so futil sind, als es

scheinen möchte, und neben nicht ganz zu verachtendem Nutzen großes Vergnügen gewähren. Der wahre Genuß dabei besteht in den Beobachtungen, die man selbst macht, wenn man einmal den Anstoß dazu erhalten. Aber nothwendig gehört dazu ein gewisses Maaß sinnlicher Beobachtungsgabe; wem diese abgeht, und sie fehlt oft den vorzüglichsten Menschen, der wird nie begreifen, wie man über so eitle Dinge so viele Worte machen mag. Wer aber ein Auge für die sinnlichen Verhältnisse der Dinge hat, dem gewähren vielleicht die folgenden flüchtigen Skizzen das eigenthümliche Vergnügen, das man empfindet, wenn man einem in einer gewissen Ordnung Dinge vorsagt, die man einzeln alle so ziemlich vorher gewußt hat.

Noch Eins als Vorwort. Der ungeheure Absatz, den französische Literatur und Philosophie seit dem vorvorigen Jahrhundert in Deutschland gefunden, hat sehr abgenommen. Vor fünfzig Jahren gab es bei uns französische Hofphilosophen, Surrogate der alten Hofnarren im Geist der Zeit; auch sie machten sich über die hohen Herrschaften lustig und unterschieden sich von den lustigen Räthen nur dadurch, daß sie nicht derbe Wahrheiten, sondern in blumigen Phrasen

Sottisen sagten. Deutsche Fürsten und Fürstinnen hatten zu Paris ihre eigenen Korrespondenten, welche sie über das Höchste, was damals zu wissen Noth that, auf dem Laufenden erhielten, und diese Geisteslieferanten konnten, wie jetzt noch Schneider und Schuster, über ihrer Thüre das Wappen des respektiven hohen Hauses aushängen, mit der Inschrift: „Monsieur ... fournisseur d'esprit de son altesse etc.“ Unsere Literatur und Philosophie blieb lange nicht hoffähig; jetzt ist es anders. Zwar bewegt sie sich auf dem glatten Fußboden noch immer etwas wie ein bürgerlicher Geheimerath; aber sie ist doch im Amt und hat sich nützlich und wichtig zu machen gewußt. Die Ideenassociationen unserer vornehmen Jugend werden nicht mehr so ganz ausschließlich auf französische Noten gesetzt. Auch die Kunst, die Fußspitze mit Grazie aufzusetzen und etwas mit dem gehörigen Rhythmus der Geberden zu überreichen, erfordert nicht mehr unbedingt einen echten Meister aus erster Hand, der kein Wort deutsch versteht. Sogar die deutsche Bühne hat sich durch die preiswürdigsten Anstrengungen so sehr emancipirt, daß ihr Vorrath, je nach dem Ort, zu einem Viertheil, ja zu einem Drittheil originell deutsch ist. Nur in Einem Punkte,

in der Tracht, bleiben wir der großen Nation durchaus tributpflichtig.

Schon lange her hat die deutsche Nation so viel zu denken gehabt, daß sie an Rock und Mütze gar nicht denken konnte, und die Schneiderei dem Franzosen gleichsam als ein Erbamt zu Lehen gab. Die Hauptorgane im großen Kunstwerk der Kultur sind großentheils unsere Erfindungen, und wir haben über das Verhältniß der Natur und des Menschen zu einer letzten Ursache u. dgl. viel Närrisches und Sublimes ausgedacht. Wir gelten daher den Franzosen für eine Nation von Träumern, welche in ihrem Somnambulismus radotiren, zuweilen aber auch diviniren. Frankreich betrachtet sich, uns gegenüber, als die Haushälterin eines zerstreuten, tiefsinnigen Gelehrten, die seine ganze Garderobe unter sich hat, die ihn mahnt, wenn er das Hemd wechseln soll, ihm die Halsbinde knüpft, Perrücke und Hut aufsetzt und darüber wacht, daß er nicht einmal mit der Schlafmütze auf die Straße läuft. Wir haben keine französischen Schöngeister mehr, welche die poetische schwarze Wäsche unserer Großen reinigen; wir schneidern jetzt vielmehr, wenn auch nicht immer, aus eigenem Geisteszeug. Aber unserer äußerer Mensch gestaltet sich noch immer

nach der Poesie der Franzosen, und die begabteste Deutsche, welche die poetische Mitgift ihrer Nation ernstlich auf ihre äußere Erscheinung, auf ihre Toilette anwenden will, macht nur zu oft de la prose, sans le savoir.

Dem ist einmal so; ich nehme die Vormundschaft, welche die Fremden, und besonders die Franzosen, in der Tracht und allen äußern Lebensformen über uns ausüben, als eine historische Thatsache, als die leidige, aber naturgesetzliche Kehrseite der großen Vorzüge des deutschen Charakters. Der Patriot darf also nicht allzu viele Klagen über dieses Verhältniß und noch weniger Vorschläge zur Emancipation erwarten.

I.

Vor und nach der Revolution.

Die Klagen der Sittenprediger und Hausväter über den ewigen Wechsel der Moden, über die Thorheit, der heute gemein ist, was ihr ehegestern vornehm war, über den Drang der untern Stände, sich den höchsten in der Gesellschaft äußerlich gleich zu machen, sind uralt: am besten beweisen dies die vielen Luxusgesetze, denen man durch alle Jahrhunderte herauf begegnet. Von jeher gab es Leute beiderlei Geschlechts, welche durch geschmackvolle oder ausschweifende Neuerungen in ihrem Anzug den Wetteifer und die Eifersucht der ihnen gleich Gestellten und die Bewunderung und Lüsternheit der zu ihnen Aufblickenden rege machten. Aber der Gang der Geschichte hat sich allmählig beschleunigt, die Massen sind immer mehr in die historische Entwicklung hineingezogen worden, und im selben Maaße hat sich der Kreis

derjenigen erweitert, welche die Eleganz des Tages, oder doch ihren Schein, repräsentiren zu dürfen glauben, und ist der Wechsel der Moden rascher geworden, die ja oft nichts sind, als historische Symbole.

Immer aber ist zwischen der eigentlichen Tracht einer Zeit, und dem, was man im engern Sinn Mode heißt, wohl zu unterscheiden; der Vorwurf der Launenhaftigkeit trifft immer nur letztere, der Typus der Tracht dagegen zeigt sogar eine merkwürdige Zähigkeit und Stabilität. Ja, wie im bürgerlichen Leben durch Gesetze und Verordnungen, so wird auch im äußern Habitus durch das Modewesen, durch die Lust, das Einzelne zu übertreiben oder zu benagen, zu krausen oder zu glätten, das Bestehende oft vielmehr fixirt, als umgewandelt. Wie bei allen gesellschaftlichen Reformen, so muß man auch in diesem Kapitel manches Blatt der Geschichte umwenden, bis die Zustände an beiden Endpunkten der Reihe nicht mehr mit derselben Formel zu messen sind. Selbst Revolutionen verändern die Tracht weder so schnell noch so durchgreifend, als man erwarten sollte, und auch hier, am scheinbar Willkührlichsten, zeigt sich im Allgemeinen recht deutlich, daß, wie der Mensch als Individuum nie aus

seinem Charakter, so der Mensch als Gesammtwesen nie aus seiner Zeit herauskommt.

Am besten, weil Jedermann damit bekannt ist, beweist dies die Geschichte des letzten halben Jahrhunderts. Aus dem ganzen Chaos männlicher und weiblicher Kleiderformen, welche seit dem Jahr 1789 wechselnd das Entzücken und der Spott des schnell lebenden Geschlechts waren, lassen sich, durch Ausscheidung des Zufälligen und Phantastischen, wenige Normalfiguren abstrahiren, welche in den Hauptmerkmalen nicht mehr commensurabel sind und ein wirkliches Verrücken des allgemeinen Geschmacks beurkunden. Wir erinnern beispielsweise an ein und anderes.

Der Ursprung des männlichen Beinkleids im Abendland ist germanisch, wie sein Name: Hose, chausse. Den Griechen und Römern waren die Beinkleider, welche sie bei bezwungenen Völkern vorfanden, stets ein Greuel und ein Merkmal der Barbarei. Auf der trajanischen und antoninischen Säule treten unsere Ahnen bereits mit jenen unseligen Kleidungsstücken auf, welche am meisten dazu beigetragen haben, den modernen Menschen dem Gebiete der Plastik zu entrücken.

Das mittelalterliche Beinkleid bestand aus Einem Stück und bedeckte Fuß, Bein und Schenkel zugleich. Trotz aller Ausweitungen und Zerschlitzungen behielt es auch diesen Hauptcharakter bis auf Ludwig den Großen, der besonders in Kleiderreformen groß war. Schon früher hatte man den natürlichen Abschnitt des Kniees vielfach mit Band und Rose bezeichnet; jetzt aber nahm man die entscheidende Operation vor, daß man die Hose unter dem Knie durchschnitt, und so bildete sich das haut-de-chausse, das eigentliche Beinkleid, und das bas-de-chausse, oder bas schlechtweg, der Strumpf. Zu Hose und Strumpf trug man obligat den Schuh mit Band oder Schnalle; der Stiefel war nur für den Reiter oder den Reisenden, und so blieb es in die französische Revolution hinein und weit über ihren Höhepunkt hinaus.

In Schuhen und Strümpfen brachte man die Asche Voltaires in das Pantheon, verurtheilte man Ludwig XVI., feierte man das Fest der Vernunft, und Robespierre selbst gefiel sich zu wohl in ailes de pigeon und in gestickter Weste, um an eine Revolution im Costüm zu denken. Nach den blutigen Septembertagen des Jahrs 1792 lief zwar Alles, was Ursache hatte, sich

den Schein des Civismus zu geben, in plumper Carmagnolentracht, in grobem Wamms und weiten Beinkleidern umher, aber nur am Herde des Vulkans selbst und nur einen Augenblick. Das galante Beinkleid überlebte glücklich die dritte Constitution der Republik und sollte endlich, wie Alles, was mehr Bestand haben soll als jene Constitution und ihre Schwestern, nicht durch den Eigensinn des Augenblicks, sondern durch organische Entwicklung umgewandelt werden. Recht augenfällig zeigt sich hier, wie fest auch eine scheinbar willkührliche und unnatürliche Tracht mit dem ganzen Wesen eines Volkes verwachsen ist. Der Maler David, der freilich den Sansculottismus gar zu buchstäblich nahm und den Neufranken gar keine Beinkleider lassen wollte, drang mit seinen Reformen auch nicht einen Moment durch; Petion, der Maire, hieß Alles ein Affenspiel. Den Adel konnte man in einer Nacht abschaffen, aber nimmermehr in derselben Zeit das Kleid wechseln, und der Sturm, der eine tausendjährige Monarchie zerbrach, ließ vorerst den Puder auf allen Locken liegen.

Schon vor dem Ausbruch der Revolution hatten durch eine jener seltsamen Launen, deren Quellen der Historiker weiter nachzuspüren hätte,

die Beinkleider angefangen, über ihre bisherigen Halt- und Endpunkte an Hüfte und Knie hinauszugreifen; sie rückten unter mancherlei Oscillationen immer weiter hinauf, am Ende bis unter die Achseln, und am Schienbein immer weiter herab, bis eines Tags, um's Jahr 1796, der knappe Pantalon, der Stammvater eines zahlreichen, glücklichen Geschlechts geboren wurde. Konnte man nun auch den Pantalon am Ende als eine Nachahmung der langen Beinkleider betrachten, welche die Bequemlichkeit den republikanischen Heeren empfohlen oder die Noth aufgedrungen hatte, so war er doch geraume Zeit nach dem eigentlichen Sansculottismus entstanden, und keineswegs auf terroristischem Wege, sondern durch einen legitimen fashionablen Proceß.

Gewiß verdiente der Pantalon nicht den sansculottischen Geruch, in dem er noch lange bei den deutschen Philistern stand, obgleich Friedrich Wilhelm **III.** sich im Sommer 1797 zu Pyrmont in Pantalons gezeigt und dadurch die deutsche Jugend aufgerufen hatte, die Fessel der Jarretière abzuwerfen. Die Modezeitungen jener Periode sind voll von ernsten und lustigen Controversen über den Gegenstand. Vernunft, Anstand, Bequemlichkeit, der Vorzug des Plastischen und

Malerischen wurden von beiden Parteien mit gleichem Eifer für beide Systeme in Anspruch genommen, und ein Vertheidiger des neuen erinnerte daran, daß sich Kaiser Joseph, ächt patriotisch, vom Hofbildhauer Trippel in dacischer Hosentracht abbilden lassen.

Der Pantalon blieb indessen noch lange nur negligirte Morgentracht. Deutsche Regierungen sahen sich noch in diesem Jahrhundert nicht selten veranlaßt, es ungnädig zu vermerken, daß jüngere Beamte bei halbofficiellen und sogar offiziellen Gelegenheiten in langen Beinkleidern und ohne Frisur erschienen, und dieselben auf die unverbrüchlichen Gesetze des Anstandes zu verweisen. Doch der Anstoß war einmal gegeben, die Neuerung entsprach zu gut dem Thätigkeitstrieb der Zeit und ihrer ganzen praktischen Richtung: der Pantalon war bestimmt, das männliche Bein auf der ganzen kultivirten Erde zu erobern. Die neue Tracht beschrieb dabei, indem sie die Gesellschaft durchdrang, eine Linie, welche alle Ideen zu verfolgen pflegen, ob sie von Schneidern oder von Staatsmännern realisirt werden. Was zuerst esoterische Morgeneleganz der Modischen gewesen war, wurde bald in absteigender Bewegung der Putz derer, die sich nur einmal des Tags ankleiden, und am Ende

willkommene Commodität derer, welche nur Ein Kleid besitzen. Es wurde Tracht der Heere, und damit begann die Bewegung rückwärts und aufwärts in den Ständen, und der Pantalon eroberte jetzt demokratisch vollends die Positionen, welche die alte Anstandstracht bisher festgehalten hatte. Diese doppelte Richtung ist bei allen Reformen der Tracht zu bemerken, welchen historische Bedeutung zukommt; die eine könnte man die modische oder die der Laune, die andere die radikale oder die des Nivellements nennen.

Der Pantalon machte seine Evolution im Ganzen Hand in Hand mit dem bürgerlichen Stiefel, der ungefähr gleichen Ursprung und gleiche Schicksale mit ihm hatte. Aber der Zwist, den die Genossen unter einander selbst zu schlichten hatten, verzögerte, wie jeder Bürgerkrieg, den Sieg der gemeinschaftlichen Sache. Die ältern der jetzt Lebenden wissen aus eigener Erfahrung, wie das lange weite Beinkleid nach und nach den langen, blanken, anspruchsvollen, albernen Stiefel unter sich bekam. Von nun an war der gemeinschaftliche Kampf mit Schuh, Strumpf und Knieschnalle ein ununterbrochener Siegeszug: der Pantalon hüpfte süffisant in den Tanzsaal und an den Theetisch, trat selbstbewußt vor den hohen Chef

und Patron, stellte sich schlecht und recht vor Altar und Taufstein, erkletterte die Rednerbühne, und unter der Hülle des Kirchenrocks gar die Kanzel; er schloß seinen Rundzug damit, daß er sich frei auf dem Parket der Höfe bewegte, und sieht sich jetzt ungefähr in der primitiven Gestalt, in der er auf Trajans Säule als barbarische Tracht erscheint, von der Kultur geheiligt, in seine unumschränkten Rechte wieder eingesetzt.

Doch genug hievon, obgleich die Volksvernunft und der Genius unserer Sprache uns erlauben, ganz unbefangen von einem Kleidungsstücke zu sprechen, das in der englischen höhern Umgangssprache inexpressible heißt und ist. — Versuchen wir einen ähnlichen Ueberblick der weiblichen Tracht in derselben Periode.

Im Gegensatz der weiblichen Trachten des Alterthums, ist das Mieder oder Corset das typische Stück des spätern abendländischen Costüms. Die untere Linie des Corsets schneidet die weibliche Gestalt in zwei Hälften, in eine obere kürzere und in eine untere, längere und breitere. Ob jene Linie weiter hinauf oder weiter hinabgerückt wurde, dies war es vorzüglich und ist es noch, was stets die weiblichen Moden dominirte, indem damit die Ausladungen der Büste

wie die der Hüften vielfach bedingt waren. Die französische Revolution hatte die Sitte überkommen, die Taille scharf über den Hüften zu markiren, und die Kleidung zerfiel dabei streng, wie die Gestalt selbst, in eine obere und in eine untere Hälfte. Das Wamms mit knappen Ermeln, das Mieder und der Rock, oder Caraco, Corset und Jupe waren völlig getrennte Stücke, und auch das spät aufgekommene Fourreau oder ganze Kleid simulirte wenigstens jene Trennung. Vollendet wurde der Typus des Costüms in den achtziger Jahren durch den Stelzschuh, durch das bauschende, mehr oder minder offene, mehr oder minder ausgeladene und gegen die Wangen hinaufsteigende Halstuch (von den Engländern **Liar**, von den Franzosen **Menteur** genannt) und durch eine sehr wandelbare Puderfrisur, deren stabiler und charakteristischer Bestandtheil aber der Chignon war, das Analogon des männlichen Zopfs, dessen Schicksal er auch theilte. In diesen Cirkel ungefähr waren sämmtliche Moden gebannt, und so blieb es, trotz der Vorschläge jakobinischer Künstler, bis über den Höhepunkt der Revolution hinaus. In diesem Costüm bestiegen die Aristokratinnen das Blutgerüste, und noch unter Marat blühte munter der Flor der alten Moden, nur daß nicht mehr die Annalen

des Hofs, sondern die Register der Guillotine die lustige Nomenclatur derselben lieferten.

Ein Umstand gibt indessen diesem Zeitpunkt besondere Bedeutung. Seit kein Hof mehr den Ton angab, hörten auch die scharf ausgesprochenen Saisonsmoden auf; hiemit wurde dem, was die Franzosen im Modewesen fantaisie nennen, bedeutender Vorschub geleistet und der Herrschaft plebejischer Modeautoritäten, wie einer Madame oder Bürgerin Tallien, der Weg gebahnt. Die Höfe haben sich vom Stoß, den sie damals erlitten, in dieser und, wie man wohl weiß, in mancher andern Beziehung nie ganz wieder erholen können.

Für Deutschland besonders interessant waren die Jahre 1793 und 94. Während der Tod Ludwigs **XVI.**, die Greuel der Pariser Gemeinde, der Krieg unsere Väter in ein Meer von Ideen, von Befürchtungen und Hoffnungen, von Wuth und Begeisterung warf, fühlten sich unsere Mütter in Folge derselben Ereignisse in einer ihrer vornehmsten Geistesthätigkeiten, im Phantasiespiel mit französischen Moden, plötzlich paralysirt und in eine Verlegenheit gestürzt, die im deutschen Reiche noch unerhörter war, als der Mord eines Königs. Im Frühjahr 1793 brachen

auf einmal, mit dem diplomatischen Verkehr, die Modeberichte und Sendungen aus Frankreich ab; das Rad der Moden in Paris und der Webstuhl in Lyon stocken,

— seidne Buhlschaft liegt im Kleiderschrank,
Die Waffenschmiede nur gedeihn, der Ehre
Gedanke herrscht allein in aller Brust,

und unsere deutschen Weiber stehen da, wie das Kind, wenn der Schneider sein Wort bricht und Sonntags den bestellten neuen Anzug nicht bringt. Die deutschen Modezeitungsschreiber, denen jetzt ihre beste Zufuhr abgeschnitten war, mußten doch etwas abhandeln, und so wäre es höchst ergötzlich, wenn man dabei nicht wehmüthig würde, wie sie das Kreuz predigten gegen das französische Modeungeheuer, das von selbst aufgehört hatte die Geißel zu schwingen. Sie ließen sich herbei, **proprio Marte**, aber **invita Minerva**, Modebilder zu componiren, die den Schönen gefallen mochten, wie ihnen zur Zeit der Continentalsperre die Kaffeesurrogate schmeckten. Die Leute, welche bisher vom „französischen Unwesen" gelebt hatten, riefen, jetzt oder nie sey es an der Zeit, sich deutsch zu zeigen; gar zu schön sey die Gelegenheit, sich auf ewig von Frankreich zu emancipiren, und einen Patriotismus

zu entwickeln, der nicht allein nichts koste, sondern dem Einzelnen das Geld in der Tasche halte und der Gesammtheit durch Hebung der inländischen Industrie baaren Nutzen verspreche. Nie war Deutschlands Genius öfter und lauter angerufen worden, und nie hatte er taubere Ohren gehabt.

Sie deklamirten noch; da auf einmal, unerwarteter als sechs Jahre zuvor der Schwur im Ballhaus, brach in der weiblichen Tracht eine Revolution herein, wobei sich unsichtbare Gewalten das Wort gegeben zu haben schienen, nicht zu ruhen, bis kein Weib in Europa mehr eine Taille habe. Die weibliche Grazie mit Puder, Mieder und Poschen schwebte gen Himmel, und die Schnürbrust in ihrer uralt geheiligten Form und der deutsche Patriotismus wanderten vorerst in die Rumpelkammer, und hier lagen sie als unscheinbare Dinge, bis sie nach etwa achtzehn Jahren, und fast zu gleicher Zeit, in ihrer Eigenschaft als Zaubergaben wieder erkannt und gewürdigt wurden.

Schwerlich war je eine Umwandlung in der äußern Sitte rascher und durchgreifender gewesen, als der Sprung von der weiblichen Tracht des Jahres 1789 auf diejenige, welche im Jahre 1794

auftauchte, und von 1795 an ganz Europa epidemisch überzog. Schon früher waren in Paris sogenannte antike Kleidermuster versucht und wieder verlassen worden; andernseits hatten die Engländerinnen schon seit dem amerikanischen Befreiungskrieg auf Simplicität und Natürlichkeit der Tracht hingearbeitet, und so weiß man nicht recht, ob der Hauptanstoß von Paris oder von London ausgegangen war, als nun auf einmal ein hemdartiges, meist weißes Gewand, um Brust und Arm knapp und sparsam, dicht unter dem Busen gegürtet und von der möglichst weit hinaufgerückten Taille weit herabfließend, fast die ganze weibliche Bekleidung bildete.

Eine Tracht, welcher, nach Anleitung der antiken, die Idee zu Grunde lag, die natürlichen Umrisse des Körpers möglichst zu zeichnen, konnte bei ihren ziemlich bescheidenen und züchtigen Anfängen nicht stehen bleiben: die Linonchemise nahm immer mehr und buchstäblicher den Charakter eines bloßen Hemdes an, ja dieses hatte am Ende gar keinen Gürtel mehr, und beim Wechsel des Jahrhunderts erschienen Entblößungen, welche eine Umkehr geradezu physisch nothwendig machten.

Gerade dadurch, daß diese Tracht, in ihrer Einfachheit oder Negativität, aus der Weiberwelt

eine große Republik machte, hob sie mächtig das persönliche Verdienst, das heißt hier die körperliche Schönheit, die Aristokratie der Reize. Aber kurze Figuren z. B. wurden, wie sich ein gleichzeitiger Schriftsteller ausdrückt, in Zwerginnen, Pagoden und Gnomiden verwandelt, und es gehörte der eigenthümliche Zauber dazu, den die Mode gleich der Klapperschlange ausübt, um die Mehrzahl der Weiber darüber zu verblenden, was sie mit diesem Preisgeben Alles aufgaben. In keiner Periode ist übrigens die Wechselwirkung zwischen der herrschenden Denk- und Gefühlsweise und der äußern Sitte, oder dem Costüm im weitesten Sinn, schaubarer bloßgelegt. Sie wäre für eine Philosophie der Geschichte der Tracht eine der fruchtbarsten. So sind die Schriften der Zeitgenossen voll vom Einfluß der elfenhaft leichten Kleidung auf die Nerven der Weiber, und manche leiten den herrschenden Hang zum Delikaten in der Musik, im Drama, in weiblichen Arbeiten u. s. w. geradezu davon her.

Der Gräcismus ergriff zur selben Zeit natürlich auch den Kopfputz, ließ indessen noch geraume Zeit den Puder und den charakteristischen Chignon stehen. Aber zu Bewahrheitung des Satzes, daß nicht nur die Natur, wenn sie

ausgetrieben wird, elastisch zurückspringt, sondern auch die Unnatur, vertauschte jetzt die elegante weibliche Welt die gepuderte, festgeleimte Frisur des eigenen Haars mit blonden und braunen Perrücken, wobei der Humor war, daß die Augbraunen und die Haare von abstechender Farbe seyn mußten. Die eigentlich runde Frisur à la Grecque, welche, hinten straff aufgebunden, den Nacken und das Ohr frei läßt und seitdem der herrschende Typus geblieben ist, kam erst um's Jahr 1796 auf.

Es ist merkwürdig, und die Ursache keineswegs bloß im Unterschied des Geschlechtscharakters zu suchen, daß die Veränderung des männlichen Anzugs in derselben Zeit außer allem Verhältniß weniger rasch und weniger radikal war als die des weiblichen. Man kann sagen, während die Verbannung des Schnürleibs, der Hüftpolster, des Puders und des Stelzschuhs als eine fast plötzliche Aufhebung des Gleichgewichts erschien, als ein Hiatus in der Tracht, erfolgte die Umwandlung männlicher Seits auf dem Wege des gewöhnlichen Modewechsels, nur entsprechend dem beschleunigten Rhythmus der Geschichte.

Die Natur hat bei vielen ihrer Geschöpfe beiden Geschlechtern verschiedene Toilette gemacht.

Meistens ist bei den Thieren der Vortheil des größern, ausgeladeneren Schmucks, an Mähne, Hörnern, Sporen, Federbüschen, Glanz und Buntheit des Pelzes und des Gefieders, auf Seite des Mannes. Auch im rohesten gesellschaftlichen Zustand des Menschen wird das Weib vom Mann, namentlich vom Krieger, an Federschmuck, an Bemalung und Tatowirung überstrahlt, und wer wollte, könnte unsere schimmernde soldatische Tracht als eine Reminiscenz jenes barbarischen Triebes in Anspruch nehmen. Auch im Schoße der europäischen Kultur halten die Geschlechter hinsichtlich der Einfachheit und Natürlichkeit oder der Buntheit und Ueberladung der Tracht selten gleichen Schritt. Hier aber zeigt es sich nun, daß bald das eine, bald das andere Geschlecht relativ geschmückter und gezierter ist, und daß sie sich hierin in verschiedenen Perioden umgekehrt verhalten. Schon in früheren Jahrhunderten läßt sich dies häufig beobachten; nie aber war die männliche Kleidung lächerlicher und überladener, nie Rock und Haar grotesker verschnitten, nie der Hals monströser eingewickelt, nie die Farben greller und abstechender, als zu der Zeit, wo ein ganzer Damenanzug sechszehn Loth wog und die Berlinerinnen zum Tricot griffen, um die obligate

Blöße mit den Zephyrn des zweiundfünfzigsten Grads der Breite etwas in Einklang zu bringen. Gegenwärtig ist es gerade umgekehrt: nie war die männliche Tracht einförmiger, knapper, freier von Auswüchsen und Widersprüchen; aber die weibliche Modefigur schlägt wieder ein prächtiges Rad, und der Mann oder Herr, oder, in der alten Schneider- und Ballsprache, der „Chapeau," steht neben seiner Dame, umgekehrt wie der schillernde Pfau neben seiner farblosen Henne.

Hier bietet sich noch eine Bemerkung an. — Die deutschen Weiber werden, und wohl mit Recht, von eigentlichen historischen Studien über die Tracht keinen praktischen Nutzen absehen, da sie einmal dazu verurtheilt sind, Fremdes sich aufdringen zu lassen, es mag seyn was und wie es will. Aber der eleganten Welt beiderlei Geschlechts, welche nicht etwa gar den Warnungen der Geschichte ganz aus dem Wege geht, kann etwas empfohlen werden, was noch Niemand studiren genannt hat: nemlich die Bilder in den Modezeitungen des laufenden Jahrhunderts durchzugehen, und, ist man älter, die Tracht seiner Rosenzeit, ist man noch jung, die Tracht seiner Väter und Mütter aufmerksam zu betrachten. — Diese Bilder predigen laut, daß das wahrhaft

Wohlanständige, das auch dem unbefangenen, ferne stehenden Auge gefällig Erscheinende nie ein Uebertriebenes, über den natürlichen Körperumriß zu weit Hinausgreifendes ist; sie zeigen, als deutliche Warnungstafeln, wie die ihrer Zeit bewundertsten und verbreitetsten Formen häufig zum Gespötte der unmittelbaren Folgezeit werden, welche nicht daran denkt, daß ihre eleganten Capricen denen, die nach ihr kommen, um nichts malerischer erscheinen werden. Es gibt aber Elegante weiblichen und männlichen Geschlechts, denen die artistischen Beilagen der Modejournale die wichtigsten Erzeugnisse der zeichnenden Kunst sind; ihnen gilt die neueste kokette Ausgabe eleganter Menschheit im petit courrier des dames, und aus ihm in allen Modezeitungen der Welt, für die duftigste Blüthe des ganzen Menschengeschlechts. Jene Frauenbilder mit den herrlichen großen Augen und dem diminutiven Mund, die so himmlisch coeffirt sind und so unmögliche Füßchen unter der Robe hervorstrecken, haben für manchen jungen Mann einen unnennbaren Reiz, und für manches junge Frauenzimmer ist der Herr mit dem süß-melancholischen Gesichtsausdruck und dem interessant geschnittenen Barte, der, so reizend auf die neueste Ottomane hingegossen, das Lockenhaupt

stützt, ein Ideal edler, schöner Männlichkeit. Wer sich vom absoluten Werthe solcher Vorstellungen überzeugen will, blättere rückwärts in den Annalen der Mode. Wie schnell wird das süße Ideal zur widrigen Karrikatur! Modische Gestalten, die man selbst vielleicht vor fünfzehn, zwanzig Jahren mit dem Gefühle des Neides oder des Verlangens betrachtet, jedenfalls aber bewundert hat, treten einem jetzt grauenhaft, unendlich abgeschmackt, wachsfigurenartig entgegen, und das elegante Mannsbild, bei dessen Betrachtung dereinst der Brust der Mutter ein leiser Seufzer sich entwunden, ist in den Augen der spöttischen Tochter ein unausstehlicher Strohmann.

Mitten in der weiblichen Griechheit (1799) bricht ein Berichterstatter des den ältern Leserinnen wohlbekannten scharlachrothen Modejournals in den kläglichen Ruf aus: „Die goldenen Zeiten des Corsets und der weiten, derben Gros-de-Napleskleider — werden sie nie wiederkehren?“ Sie sind glücklich wiedergekehrt. Jedermann weiß, wie schon im zweiten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts das dringende, nur kurze Zeit verkannte Bedürfniß eines Indifferenzpunktes für die Schwingungen der Tracht eine feste Taille zurückführte,

und wie die Restauration redlich auch auf die Wiedergeburt einer nobeln Tracht hinarbeitete. Aber merkwürdigerweise wendete sich jetzt der Bildungstrieb vorzugsweise dem Oberleib zu, während das Kleid noch immer glatt über die Hüften niederfiel und letztere nicht übertrieb. Man weiß, wie die platten und schüchternen Armbauschen, die man der Einfalt der griechischen Chemise oder Tunika gestattete, zum eigentlichen Puffermel aufschwollen, und wie dieser zum Gigot, und endlich zum ungeheuern Ballonermel auswucherte. Als das Extrem erreicht war, zogen sich die Ausladungen, schneller als sie sich gebildet, von der Büste zurück und quollen dafür, während die Taille wieder herunter rückte, in polarem Gegensatz an den Hüften über. Damit kehrte aber die Tracht im Wesentlichen vollkommen zum vorrevolutionären Typus zurück, und als bald der sogenannte Rococostyl im Ameublement aufkam, wurde eifrige, aber regellose Reproduktion alter Formen auch im weiblichen Costüm das Losungswort, und fast alle die phantastischen, malerischen und grotesken Formen, in welchen sich von Catharina von Medicis bis auf Marie Antoinette die weibliche Gestalt ausgeprägt, verschmelzen sich gelegentlich in der Tracht der vornehmen weiblichen Welt.

Der gegenwärtig herrschende weibliche Kopfputz in seiner Gesammtheit ist derjenige Theil der weiblichen Modetracht, der am Ende noch am ehesten als etwas Ganzes, Charakteristisches, der Zeit Eigenthümliches dasteht; der übrige Anzug dagegen ist wahrhaftig nichts als ein Cento aus allen Epochen der Schneiderpoesie des vorigen, ja des vorvorigen Jahrhunderts. Auch die französischen Modeberichterstatter kommen immer wieder, oft klagend, auf diesen Gedanken zurück. Es sind schlimme Aussichten für eine eigenthümliche Tracht unseres merkwürdigen Jahrhunderts, wenn die eigentlichen Poeten in diesem Fache, statt zu schaffen, über das Schaffen philosophiren. Als die Wämmser und Krägen geschnitten wurden, die Rubens und Van Dyk malten, schrieb kein Mensch über Moden. Aber unsere Zeit sucht ja in ihren kritischen Intelligenzblättern täglich auch einen Baustyl, eine Malerschule, eine neue Poesie, und gar eine dramatische Kunst, und sie kann alle diese Stellen nicht besetzt erhalten, obgleich sie gutes Salaire und anständige Behandlung zusagt. So lang sie dergleichen sucht, wird sie es gewiß nicht finden.

II.

Die männliche Tracht.

Die im Lauf der Jahrhunderte an den Nagel gehängte Garderobe der europäischen Menschheit ist ein höchst anziehendes historisches Museum. Es ist, antiquarisch wie poetisch, durchaus noch nicht gehörig ausgebeutet, und die Romanschreiber der neuesten Zeit haben ja meist nur Maskenanzüge für modernste Figuren daraus genommen.

Wirft man einen Blick rückwärts auf die sich ablösenden charakteristischen Männergestalten, wie sie von der Geschichte mehr oder minder treu aufbehalten sind, so kann man mit Sicherheit behaupten, daß man sich kaum je geschmackloser, steifer und armseliger zugleich gekleidet hat als gegenwärtig. Um nicht weiter zurückzugehen als zu den nobeln Bildern eines Rubens und van Dyk: der fallende Kragen am freien Hals, das knappe Wamms mit dem phantastisch ausgeweiteten Ermel, die stattliche Beinkleidung, wie anmuthig

und bequem schlossen sie sich aneinander! wie malerisch streng zeichnete diese Tracht die Gestalt des schlichten Mannes oder des Soldaten, und wie natürlich fügte sie sich doch dem reichsten Schmuck und der phantastischen Laune des Vornehmen! Und noch das Costüm des vorigen Jahrhunderts, so abgeschmackt es uns jetzt vorkommt, war es nicht wenigstens lebendiger, beredtsamer als das unsrige? In den wallenden Jabots und Manschetten, in den Blumen der Weste und der Fülle der Rockschöße war doch Farbenspiel, Schatten und Licht, Draperie und Bewegung, und der Mann konnte im straffen Strumpf ein tüchtiges Bein weisen, und der Fuß im derben Schuh wurde von der blitzenden Schnalle gehoben. Jetzt aber, wie knapp, eng, dürftig, kaum zureichend das Nothwendige, und das Ueberflüssige wie armselig und ungeschickt! Ein streng nach der Mode gekleideter Tagesmensch erinnert an den platonischen Menschen des Diogenes.

Der Zeitgeist scheint sich in der gegenwärtigen Figur des eleganten Mannes bei Ball und Soirée ganz besonders gut zu gefallen und darin eine sehr entsprechende Aeußerung seiner selbst gefunden zu haben. Vor vielen Jahren schon hat er dieses Meisterstück erfunden, er ruht nun

selbstgefällig aus und feilt und meiselt nur gelegentlich daran, wie ein alter Bildhauer an einer Lieblingsstatue.

Das vornehmste und eigentlich charakteristische Inventarstück dieser Figur ist der Frack, das seltsame Ding, das sich wunderbar aus Ludwigs XIV. Leibrock herausentwickelt hat, welch letzterer selbst nur eine hochmüthige Verlängerung des mittelalterlichen Wammses war. Das monarchische Prinzip scheint unter den Flügeln des Fracks geborgen. Sie haben zusammen die Juliusrevolution überlebt, und es gibt Leute, welche allen Ernstes einen indirecten Beweis für die Unfruchtbarkeit jener Revolution darin sehen, daß der Pariser mit der Staatsreligion nicht auch das Kostüm der Restauration abgestreift, daß die jeune France nur Worte, keine Carmagnole erfunden hat. Der berühmte braune Frack Louis Philippes war ein gewichtiges Argument für das parceque Bourbon, und ein Riß, der einstens den Frack zum Wamms machte, ginge durch die Welt. Der Frack ist ein Symbol der gegenwärtigen Cultur; er ist die allgemeine Uniform des Culturmenschen, welcher bedeutsame gesellschaftliche Akte vorzunehmen hat; er ist überall, wo das Leben in seinem Ernste auftritt und des

Lebens Lust am ernstlichsten genommen wird: er bekleidet den Supplikanten, Communikanten, Gevattermann und Leichenbegleiter, so gut wie den Ballgänger, den warmen Verehrer der Primadonna im Schauspielhaus und den ästhetischen Theetrinker. Er ist die sichtbare Gestalt eines Mysteriums und kann von der Mode wohl äußerlich benagt, aber nicht in seinem Kerne angegriffen werden. Es sind mehr als zwei Generationen, seit dieses Kleidungsstück in seiner Idee unangetastet besteht; seit langen Jahren aber war kein tonangebender Thor im Stande, einem Frack von anderer als ernster, dunkler Färbung Geltung zu verschaffen.

Seit etwa zwanzig Jahren ist die männliche Tracht auf höchst auffallende Weise in einen wahren Zauberkreis gebannt, und sie lastet wie ein Alp auf dem fashionabeln Theil des stärkern Geschlechts. Es hat nicht an Versuchen gefehlt, den Bann zu brechen, aber alle nagten bis jetzt vergeblich an der Spitze des Pentagramms.

Hofft auf keine Erleichterung, ihr, die der haltende Steg unten, der straff spannende Hosenträger oben, in der Mitte des Leibs der zwängende Westengurt, um den Hals die eleganten Folterstricke battistener oder seidener Schleifen,

am Fuß der spanische Stiefel, der blank gewichste Schraubstock mit zwei Zoll langen Absätzen, jeden Augenblick daran erinnern, daß ihr gut gekleidet seyd! Harret aus, bis das Alter der Vernunft mit „dem schwindenden Bein, dem zunehmenden Bauch," wie Fallstaffen vom Oberrichter zu Gemüth geführt wird, euch von selbst den Gürtel lockert und dem Rande des Beinkleids erlaubt, frei den Knöchel zu umspielen.

III.

Physiognomie der männlichen Welt sonst und jetzt. — Eleganz.

Das Wesentliche an unserm Körper, die im Menschen verhüllte Sinnpflanze ist das Nervensystem. Mit Millionen Fasern wurzelt es in den übrigen Organen, wie das Gewächs in der Erde, und somit wäre die abschließende Haut nichts anders als der Topf, in den die wandelnde Menschenpflanze mit ihrer nährenden Erde gesenkt ist. Die Natur hat uns aber den Instinkt gegeben, über diesen Topf noch eine Hülle zu werfen, ihn zu bemalen und zu drapiren. Die harte Nothwendigkeit, welche bei Millionen die Wahl ausschließt, kommt hier bei diesem Prozeß nicht in Betracht. Wer aber im großen Gewächshaus der Kultur seinen Platz da hat, wo Tausende gleichartiger und ungenannter Töpfe geschaart stehen, und sein Aeußeres so ausstaffirt

wie es sich für seinen bestimmten Rang eben schickt, der kleidet sich schlecht und recht. Wer, ausgezeichnet durch einen seltenern spezifischen Namen, wie **speciosus, grandiflorus, fragrans** u. s. w. im wärmern Hause steht und sich unbefangen so ausziert, daß er der ihm vom Schicksal oder auch eigenhändig angehefteten Etikette keine Schande macht, der kleidet sich mit Anstand, mehr oder weniger. Wer aber seinen Topf mit sorgfältiger Kunst mit immer wachem Bewußtseyn, zu einem deutlicher oder undeutlicher erkannten Zweck schmückt, der ist elegant. Bewußtseyn und Zweck sind dabei ganz wesentlich; denn ohne sie gibt es zwar Grazie, Anstand, Würde, was man will, aber keine Eleganz.

Noch vor fünfzig Jahren trug der Mann die Abzeichen seiner Qualität mehr und weniger deutlich an sich herum. Ordenszeichen, Tressen, Spitzen, Westenflor, Farbe, Schnitt und Fülle des Kleids und der Perrücke, Höhe und Azimuth der Hutspitze waren Barometer des wirklichen oder angemaßten Standes, und die lange Scale zwischen einem Ministers- und einem Magistershaarbeutel erlaubte, den Mann auf hundert Schritte schon von hinten zu recognosciren. Obgleich das gemeinsame Band einer süffisanten Philosophie

Zehr=, Wehr= und Lehrstand umschlang, behielt doch jeder seine eigenthümliche Physiognomie und Mimik. Alle, die studirt oder einer sogenannten liberalen Erziehung genossen hatten, fanden sich gleichsam in einer unsichtbaren Loge vereinigt, vom Fürsten herab zum armen Poeten; die große Mehrzahl in diesen Classen dachte über Göttliches und Menschliches nicht nur ausnehmend aufgeklärt, sondern entsetzlich selbstklug, und wer für einen hellen Kopf gelten wollte, mußte gelegentlich zeigen, daß die Gleichheit und Ebenbürtigkeit im Geist auch für ihn ein offenbares Geheimniß sey. Dies that aber der äußerlichen Abstufung und Abschattung nicht den geringsten Eintrag. Jeder Stand behielt seinen hergebrachten, offiziellen Styl in Schrift und Umgang und jeder hatte mit seiner Tracht seine charakteristische Geberdensprache, die Hunderterlei sogleich laut aussagte, was in einer äußerlich gleichern Gesellschaft erst errathen und abstrahirt werden muß. Die conventionelle Welt war von der idealen rein geschieden: in jener spielte man wie im Carneval die übernommene Rolle, im Maskencostüm sich schmiegend und brüstend, complimentirend und salutirend; in dieser schwärmte man nur in der Schlafmütze und am Schreibtisch.

Jeder hatte die Beweise für das, was er war, auf dem Leib oder im Kleiderschrank; das warme Gefühl der Menschenwürde trug er in sich, aber friedlich daneben oder darüber das Bewußtseyn, wie viele über, wie viele unter ihm waren. Die aufgeklärte Gesinnung vertrug sich mit dem schuldigen Respekt gegen die Obern und der Amts- oder Gönnermiene gegen die Niedrigern; der Kosmopolitismus verminderte nicht die Tiefe des Bücklings nach oben, und der Philanthropismus brachte das sich in die Brust Werfen und den gnädigen Blick nach unten keineswegs aus der Uebung.

Die damalige Gesellschaft ließe sich symbolisch durch eine Reihe lebender, charakteristisch ausstaffirter Figuren darstellen, wobei etwa der Mann ohne Manschetten und mit der kläglichen Perrücke, und der Mann mit Stern und Ordensband die beiden Endpunkte bildeten. Jede Figur, bald rechts, bald links Front machend, steift sich abwechselnd gegen die ihr nachfolgende, und verbeugt sich gegen die vorangehende. Die Extreme der Verbiegungen des Rückgrats wären der rechte Winkel, zu dem die Demuth zusammenschnappt, und das unmerkliche Kopfnicken der Hoheit; aber alle Winkel kommen nach Umständen

auf jeder Stufe vor, mit Ausnahme der höchsten, auf welcher man, rechts Front machend, sich nur noch vor dem Allerhöchsten, vor unserem Herrgott beugen kann.

Dieses wunderliche Gemisch von Freigeisterei und Pedantismus, von mimisch stark ausgeprägter Demuth und Würde, diese leichtfertige, selbstgenügsame, die Welt in eine Formel einschließende Philosophie neben unendlichem Ceremoniel, das die in höchstes Wissen und in gute Lebensart gleich Eingeweihten befolgten, ohne einander, gleich den römischen Augurn, ins Gesicht zu lachen — dies Alles rückt eine Zeit, welche die ältern des jetzigen Geschlechts doch noch erlebt haben, für uns jüngere in tiefen Hintergrund.

In jener frühern Zeit war die Voraussetzung des Standes, der Qualität, fast durchgehends äußerlich gegeben; heutzutage ist dies in weit geringerem Maße und täglich weniger der Fall.

Die männliche Welt, wenigstens im Sonntagsputz, ist jetzt nach Schnitt und Stoff gleichförmig uniformirt, wie das Fußvolk großer Heere, und je vornehmer einer ist, desto ängstlicher sucht er oft, wenigstens auf dem öffentlichen Platz, in der Masse unterzugehen. Auch im vorigen Jahrhundert herrschte im Schnitt ein

ziemlich durchgreifendes System, aber desto ausgesprochenere Abstufung in Stoff und Zierrath. Jetzt erscheint nur noch die Tracht des Landvolks in manchen Provinzen Deutschlands und Frankreichs als ein farbloses Ueberbleibsel einer Zeit, wo man die Qualität der Menschen nach Spitzen und Tressen und der Feinheit des Tuchs schätzte, und solch ein bäurischer Kirchgänger mit dem dreieckigen Hut, dem plumpen, weitschößigen Rock, dem umfangreichen Brusttuch und den schweren Schnallenschuhen gleicht dem Peter in Swifts Mährchen von der Tonne, dem man die Gallonen vom altväterlichen Rock getrennt, das Geschmeide abgenommen und den Puder aus den Haaren gekämmt — ein abgeblaßtes Bild eines vornehmen Herrn von ehedem.

Im eben bezeichneten Unterschied spricht sich wohl am Bezeichnendsten das innere und äußere Leben der beiden Epochen aus; und wie jene Abstufung und diese Gleichheit von Ideen erzeugt wurde, so zeugt letztere wieder Begriffe, Urtheile, Schlüsse und Umwandlungen im Geist und in der Materie. Durch jenes Moment wurde allerdings im vorigen Jahrhundert der allgemeine Verkehr formell schleppender; aber nichts lernt ja der Mensch leichter als Formen, und somit

machte die sinnliche Bezeichnung der Stände und Gewerbe die Auffassung und Behandlung der Menschen ungleich leichter als jetzt, was sich freilich dadurch wieder ausgleicht, daß man es mit der Unterscheidung und Behandlung der Menschen nicht mehr so genau nimmt.

Es ist klar, daß die jetzt herrschende, sich tief in die Gewerbstände hinab erstreckende Gleichförmigkeit der männlichen Tracht vom ganzen Seyn und Wollen des Jahrhunderts bedingt wird. Auch das Streben und Ringen ist viel gleichförmiger geworden, und gemeinsames Gewerb setzt auch einen Handwerkshabit voraus. Wo fast alle nichts als Zeit und Geld gewinnen wollen, finden nur wenige Zeit zur anmaßlichen Drapirung ihres Blumentopfs, wenn es ihnen auch nicht das Interesse verbietet, und jene Wenigen sehen sich vom gebieterischen Drang der Sitte auf das vornehme Air verwiesen. Nur Eines anzuführen: Zeit und Fluth haben von jeher auf Niemand gewartet, wohl aber früher Landkutsche und Marktschiff; heute weiß der Vornehmste und Reichste, daß er die Processe des Kammerdieners und Friseurs abzukürzen hat, um nicht Eilwagen oder Dampfschiff zu versäumen, die so unerbittlich sind wie die Phasen der Gestirne.

Wichtig erscheint der Einfluß der äußern Uniformität schon auf den Gang der Menschenkenntniß. Wenn einem ehemals sogleich vors Auge trat, was der Mann ungefähr war, den man vor sich bekam, und nun behaglich seinen Charakter als Mensch studirte, so ist es heute meist gerade umgekehrt. An dem Unbekannten, der uns engegentritt, werden wir in hundert Fällen erst zu beobachten haben, weß Geistes Kind er ist, um daraus zu schließen, welches Standes und Gewerbes er etwa seyn mag. Es gehört zu den unwillkührlichen Thätigkeiten des menschlichen Geistes, daß er über eine Menschenfigur, die zum erstenmal dem Auge begegnet, ein plötzliches Urtheil, ein Vorurtheil fällt, das im Nu Charakter, Capacität, Stand und Beruf der Person umfaßt. Man hört sofort den Mann sprechen, sieht ihn sich geberden, beobachtet, wie er seine Kleider trägt und wie die Kleider ihn tragen, und allermittelst bestätigt sich die Seele in ihren Voraussetzungen oder nimmt sie zurück, einige oder alle.

Diese physiognomischen Schlüsse, mittelst welcher Unbekannte sich gegenseitig sogleich registriren, mußten ehemals weit leichter seyn und seltener trügen, weil die Prämissen des Standes, und

damit die der muthmaßlichen Bildung wenigstens weit deutlicher als jetzt gegeben waren. Das rasche moralische Urtheil des innern Inquirenten: der Bursche ist nicht weit her, ist gewiß von jeher so oft reformirt worden, als das andere: der Mann muß in seiner Art etwas Rechtes seyn. Aber handelt es sich um das, was im Staatshandbuch Charakter heißt, so waren sicher ehemals die Fehlschüsse weder so häufig noch so grob als jetzt.

Der allererste Anblick eines Gutgekleideten sagt gegenwärtig, über seinen Stand wenigstens, nichts Positives aus. Die prächtigen Flaggen, unter denen sonst die höhern Stände segelten, sind zu ein paar Diminutivwimpelchen zusammengeschrumpft, zum Band im Knopfloch und der Haarschonung auf der Oberlippe; aber diese an sich sehr zweideutigen Abzeichen lassen oft der Vermuthung die volle Breite des Raums, der den Reiter vom Ritter trennt. Gesetzt, ich gehörte zu den Berühmten Deutschlands, doch nicht zu den so Berühmten, daß man die Leute bei mir meldete, und es träte ein anständiger Mann bei mir ein. Wie soll ich im ersten Moment wissen, ob ich einen schriftstellernden Grafen, der das Handwerk grüßt, oder einen Professor in den Ferien, oder

einen gastirenden Virtuosen, oder einen feinen Schneidergesellen vor mir habe? Ahne ich bei der ersten Verbeugung, ob er ein Empfehlungsschreiben, ein Buch zum recensiren, ein Freibillet zum Concert oder ein Papiermaß in der Tasche hat? Wird nicht meine erste Artigkeit das blitzschnell gezogene arithmetische Mittel zwischen den diesen Personnagen gebührenden Complimenten seyn? und wäre nicht vor fünfzig Jahren nur der Schneider und höchstens der Virtuos mit meiner Ansprache zufrieden gewesen?

Dies ist es: seit der Uniformirung der männlichen Welt kann unsere uninteressirte Höflichkeit nur ein Auszug aus der des vorigen Jahrhunderts seyn. Wir sind mit dieser Reform der äußern Sitten im allgemeinen Verkehr mit Unbekannten und Gleichgültigen leichter, freier, fließender geworden, weil wir nirgends stärkern Prätensionen, als etwa den genannten Wimpeln begegnen, und selbst keine zeigen, schon weil dies oft unbequem und noch öfter lächerlich ist. Dieser peripherischen Beweglichkeit steht aber desto mehr innere Verschlossenheit und Mißtrauen gegenüber; schon weil wir nie wissen, ob nicht ein Angriff auf unsern Verstand oder unsern Beutel unter einem Hute lauert, dem wir es am

wenigsten zugetraut. Seit die weiße Perrücke des Hochansehnlichen nicht mehr weithin glänzt, wie die Firnen der Alpen, seit einem der Scharlachrock des Hochgebornen nicht mehr seine Ansprüche in die Augen brennt, erst seitdem läßt sich auch die ganz moderne Kunst des Ignorirens üben, und die Ignorirten haben ihrerseits den Vortheil des sichern Incognito, wo dieses ersprießlich ist.

Die übliche männliche Tracht hat durchaus kein Detail, das sich irgend einer, der sich nur anständig kleidet, zu versagen brauchte, wenn er auch hie und da eine von der Mode empfohlene Form oder Farbe etwas sonderbar reproducirt, was aber keineswegs ein eigenthümliches Unschick dieses oder jenes Standes ist, sondern in allen vorkommt. Das Bestreben nach Nettigkeit und Sauberkeit der Kleidung ist in den Gewerbeständen noch ausgesprochener, als häufig in den höhern. Seit die äußere Erscheinung über Stand und Bildung fast nichts mehr entscheidet, ist es noch viel deutlicher als sonst, daß die Kunst, die Kleider so zu tragen, wie sie Leute machen, nur in beschränktem Maße erlernt werden kann, daß dies ein Talent ist, wie jedes andere, frei nach unfaßbaren Gesetzen vertheilt, keineswegs ein

Arcanum höher Geborner, am wenigsten aber mit der Geistesbildung zusammenhängend.

Alles dies zusammen macht die Physiognomik und Pathognomik der gutgekleideten Menschheit heutzutage gegen früher unzuverlässiger und scheuer, aber auch feiner und ihre Ausübung bildender. Die Ansprüche an die Welt und ihre zeitlichen und geistigen Güter waren sonst im Verkehr mit Unbekannten vom Blatt zu lesen. Ton des Gesprächs und Temperatur der Artigkeit richteten sich von selbst darnach, und der Beobachter konnte sich sogleich unbefangen daran machen, im Individuum, von dem ein entscheidender Punkt bereits gegeben war, den Menschen zu studiren. Die bezeichnenden Falten, welche Stand und Profession immer dem Gesichte eingraben, verschmolzen mit der Draperie der bezeichnenden Tracht zu einem nothwendigen Ganzen, das fast den Charakter eines Naturproduktes hatte.

Freilich ist auch jetzt auf Gesicht, Hand, Hemd, Rock und Halstuch gar Vieles zwischen die Falten geschrieben, aber mit feinerer und verworrenerer Schrift, die man sehr oft nur dann current liest, wenn sie sich von selbst versteht, d. h. wenn man seinen Mann kennt. Freilich hat auch jetzt der Adeliche, der bourgois-gentilhomme,

der Soldat im Civilrock, der Gelehrte, der reisende Kaufmann, der Geistliche, der Künstler, der höhere Handwerksgeselle, der Abenteurer und der verschämte arme Teufel jeder seinen charakteristischen Pli. Handschuhe und Manschetten, Tabaksdose und Schnupftuch, Rock und Lorgnette, Schnitt und Farbe der Kleidung, Raffinerie und Cynismus aller Grade kommen allerdings durch ihre umfangreiche Mimik dem Urtheil trefflich zu statten, und der gute Beobachter wird nicht selten ex ungue leonem und alle Exemplare der socialen Menagerie erkennen; wer sich aber in diesem anthropologischen Calcul am meisten geübt hat, weiß am besten, wie oft man fehlschießt, und wie weit, seit so viele Standesunterschiede äußerlich verwischt sind.

Doch den Vogel erkennt man nicht nur an den Federn, sondern auch an der Stimme. Die Sprache ist, wie das nothwendige Band zwischen den Menschen, so das untrüglichste gegenseitige Erkennungsmittel. Indessen auch hier hat die Zeit nivellirt. Wie beim eigenthümlichen Gang einer Zeit Alles ineinander greift, so ist durch die Verbreitung äußerer Cultur in so vielen Ständen, mit der Denkart auch die Ausdrucksweise gleichförmiger geworden. Dies erstreckt sich

sogar auf die Mundarten des Deutschen: man kann bemerken, daß unter den Ständen, welche reisen, und an den Orten, welche vom Weltverkehr berührt werden, die Dialekte bedeutend von ihrer alten Prägnanz und Schärfe verloren haben. Unter diesen Umständen kann ein Gespräch über Wetter und Fruchtbarkeit, mit einem nicht markirten Mitreisenden geführt, längere Zeit über seine Heimath und seine Verhältnisse im Zweifel lassen, während es früher, da schon das Gefieder des Vogels seinen Standpunkt im System bezeichnete, keine Kunst war, seinen Gesang charakteristisch zu finden, abgesehen davon, daß er auch wohl charakteristischer pfiff.

Man trifft im Allgemeinen Mischtrog und Rüttelkasten der cultivirten Menschheit, in der Diligence, mit einem recht feinen Mann zusammen, der anständig räuspert und spukt und graziös mit Dose und Foulard manövrit. Wir spüren nur, daß er näher bei Nürnberg oder Innspruck als bei Bremen oder Hamburg zu Hause ist, oder umgekehrt. Noch ist keine Aeußerung gefallen, die uns bestimmt bedeutete, ob das Geschäftslokal, aus dem er den Postwagen bestiegen, Kabinet, Studirzimmer, Arbeitszimmer, Schreibstube, Comptoir, Bude, Werkstätte, Keller, Stall

oder Speicher heißt. Aber mit einem Male springt ein Wort auf, ein einziger Laut, der uns auf's Entschiedenste wenigstens Alles sagt, was der Mann nicht ist, und im Nu sehen wir auch bei ihm auf Gesicht und Händen, auf Rock und Hemd, Schriftzüge, wo kurz zuvor nichts zu bemerken war. Dieses gegenseitige Betasten, Wiegen und Registriren der Menschen ist der interessanteste Charakter der heutigen Gesellschaft und ihr Hauptreiz.

In einem recht artigen, von Abel-Rémusat übersetzten chinesischen Roman (Ju-kiao-li, ou les deux cousines, Paris 1826) kommt ein Auftritt vor, der lebhaft an dieses Verhältniß erinnert. Ein junger Chinese wirbt um die Gunst einer Schönen, die ein gewaltiger Blaustrumpf ist und ihre Hand nur einem Dichter vom ersten Wasser schenken will; in China geht bekanntlich literarisches Verdienst über Geburt und Geld. Aber die chinesischen Musen haben dem jungen Mann noch nie eine schlaflose Nacht gemacht, und so greift er zum unwürdigen Ausweg, einem eminenten jungen Poeten, der die Staatsprüfungen mit seltenem Ruhm erstanden hat und, etwa wie bei uns ein Assessor von der ersten Note, auf der Mandarinen-Leiter Sturm läuft, köstliche

Gelegenheitsgedichte abzulocken und sie für seine Arbeit auszugeben. Die List gelingt auch anfangs; aber eines Tages, da ihm der Oheim oder Vormund der Schönen die Inschrift eines Pavillons zeigt, hat er, dieselbe laut recitirend, das Unglück, statt **kou**, **kao** zu lesen. Es ist eine Strophe aus dem „Versbuch," dem lyrischen Nationalschatz; **kao** ist der vulgäre Ausdruck, aber der Reim verlangt die poetische Aussprache **kou**. Dieser Verstoß macht auf den alten Mandarin denselben Eindruck, wie auf einen Britten, Franzosen, Deutschen ein Sprachschnitzer in einem Citat aus Shakespeare, Corneille, Schiller, oder auf einen Humanisten ein lateinischer Quantitätsfehler. Er sagt ihm Alles: der junge Mensch kennt das Versbuch nicht! er kann kein Dichter seyn, er hat gar nicht studirt, oder so, wie der deutsche Adel vor hundert Jahren studirte; er ist keine Partie für eine Person, die das Versbuch auswendig weiß und selbst entzückend dichtet!

Dergleichen kommt im heutigen Verkehr täglich hundertmal vor, und es ist das eigentliche Reagens auf die socialen Eigenschaften des Menschen und seine stöchiometrischen Verhältnisse als Kulturwesen geworden. Ein einziger Kunstausdruck,

ein Eigenname, ein Fremdwort, mit sicherem Aplomb oder bedenklichem Solöcismus gesprochen, beleuchtet wie ein Blitz die ganze innere Seelenlandschaft eines Menschen in ihren charakteristischen Umrissen; dergleichen malt uns den ganzen Mann und sagt uns, welche Saite im Gespräch am besten vibriren wird, Vieh- und Getreidepreise, Wein, Bier und Branntwein, Pferdezucht, Jagd- und Flintenschlösser, Kunstausstellung, Oper und Ballet, Eisenbahn und Papierhandel, das Gleichgewicht von Europa, der Orient und Amerika, die schwäbische Schule und das junge Deutschland.

Niemanden, der ein Stück von der Welt gesehen hat, fällt es ein, dem blendenden Hemd und den gelben Handschuhen, oder der Reitpeitsche und dem Schnurrbart an sich das Geringste zu creditiren, und das Ensemble bleibt nur zu oft eine Hieroglyphe, die man, wenn man sich dies anders gestehen will, falsch gelesen hat, bevor der Mann den Mund aufthat. Ein stummer Professor, der die Naturforscherversammlung, und ein stummer Schuster, der die Messe bezieht, können für Collegen gelten, und in hundert Fällen tauscht der Schuhmacher nicht, weder was die Toilette, noch was das Einkommen betrifft.

Die Zeiten sind nicht mehr, wo der Jude die Verzweiflung der Postwagenpassagiere war. Auch die Juden, wenigstens die höhern Klassen, haben ihre Personen äußerst elegant, im Geschmacke der Zeit geschliffen und gefaßt; freilich am orientalischen Wasser sind diese Juwelen, sie und ihre Weiber, überall und unter allen Umständen fast noch so leicht zu erkennen, als da sie eine besondere Kappe trugen. Zu den wohlbekannten Figuren, die sich durch die christliche Gesellschaft schmiegen, zum Schacherer, dem Wechsler, dem Galanterie- und Ellenhändler und dem Roßkamm, kommt heutzutage eine ganz moderne Species, der schöngeistige und schriftstellernde Jude. Daß ein solcher im Verkehr am ersten Trumpf, den er ausspielt, leicht erkannt wird, glaubt Jeder, der auch noch nie ein lebendes Exemplar beobachtet hat. Deßhalb erwähne ich seiner hier auch nicht, sondern darum, weil die israelitischen Schöngeister Schuld sind, daß zuweilen ein christlicher Muttersohn für einen Juden gehalten wird, was z. B. beim Handelsmann doch gewiß nur selten vorkommt. Es hängt dies so zusammen.

Als vor einigen Jahren der Lärm wegen einer Pulververschwörung gegen den christlichen

Glauben und die geheiligtsten Institutionen der Gesellschaft entstand, wurden bekanntlich verschiedene Israeliten als Rädelsführer und moralische Urheber verklagt; und wären Religion, Ehe und andere Staatsgebäude in die Luft geflogen, so hätten es die Juden gethan haben müssen, wie die Katholiken beim großen Brand in London. Dadurch entstand bei Manchen, welchen diese Umtriebe ein Gräuel waren, eine seltsame Judenriecherei; Jeder, der im Tumult seine kritische Büchse für das junge Deutschland losknallte, war sofort des Judaismus verdächtig, und auf dem Titel seiner Broschüre spürte man das Alttestamentarische aus seinem Namen heraus, wenn es nicht gerade ein turnierfähiger, echt christlich historischer war. Ja, ein Bekannter von mir, mit dem ich einmal zwei Tirailleurs jenes Freicorps an der Table d'Hôte zu sehen bekam, demonstrirte mir ihren Orientalismus leise in's Ohr, mit großem Aufwand von Physiognomik; und doch war am ehrlichen Kopf des einen das dunkle, krause Haar die einzige Handhabe für seinen Argwohn, und im preußischen Heere sind Tausende blonder und röthlicher Ober- und Niedersachsen, welche für Zwillingsbrüder des andern gelten können. Dazu kommt noch, daß

verschiedene Provinzen Deutschlands einander Schuld geben, sie sprechen jüdisch; für einen Schwaben ist ganz Frankfurt eine Judengasse. Dadurch trübt sich das Urtheil für den Ungeübten, dem ein Subject begegnet, das zufällig eine etwas südliche Physiognomie mit einem fremden Accent verbindet.

Unter diesen Umständen ist schon manches reisende, mittheilsame Genie, das die Reisecompagnie von seiner Liebenswürdigkeit überzeugen wollte, von den pfiffigen Zuhörern aus dem Christenthum hinausregistrirt worden. Man denke sich irgendwo in Deutschland im Eilwagen einen jungen Mann, der seinem Accent nach weit her seyn muß, viel und laut spricht und immer wieder auf literarische Gegenstände zurückkommt. Er beschreibt, bei welchen Geistern er bisher schon vorgesprochen, und welche er in der nächsten Literaturstadt aufzusuchen gedenke: freilich meist Philister und heisere Herolde einer verlebten Zeit, die man aber einmal persönlich kennen lernen müsse, wäre es auch nur wegen des physiognomischen Zusammenhangs zwischen ihren Personen und ihren Schriften, und um so in das Besprechen der letztern mehr Farbe, Leben, Plastik bringen zu können. Indeß rühre sich hin

und wieder in der Literatur ein recht schönes, freudiges, junges Leben, und erst vorgestern habe er äußerst brillant bei einem Berühmten gefrühstückt, einem pfiffigen Patron, der sich jährlich ein fabelhaftes Einkommen erschreibe. Erwähnt einer der Mitreisenden, wie er sich an diesem oder jenem Dichter labe, dessen Liedersammlung er jüngst von seiner Frau zum Christfest erhalten, so sagt der Blick und die Achsel des jungen Mannes mit Molières Arzt: „nous avons changé tout cela!“ Alle diese aus abgestorbenen Zuständen herübergenommenen Ideen und Gefühle seyen baare Lügen; die Zeit habe zweitausendjährige Fesseln zum Theil bereits abgestreift, sie sehne sich, die übrigen vollends abzuwerfen, und die junge Aphrodite sey schon mit halbem Leib aus dem Schaume der Wasser; der frisch gewonnene Inhalt der Zeit müsse aber auch durch eine junge Poesie fixirt und geheiligt werden; doch vorerst handle es sich noch darum, die anklebenden Larvenreste von den nassen Flügeln der neugebornen Chrysalide abzustoßen.

Der christliche Handelsmann gegenüber wird von all dem ganz confus; aber auf einmal nennt der Geniale preisend ein paar literarische Namen, die in den verflossenen Jahren durch die

Zeitungen in alle Winkel Deutschlands gekommen sind. Jetzt geht dem bisher Arglosen ein Licht auf; er spitzt die Ohren wie ein Zollbedienter und faßt den Reformer in's Auge wie ein Polizeischreiber: dunkles Haar, dunkler Blick — hm! Gesicht — just nicht sehr markirt, aber so etwas Unbeschreibliches, Unfaßbares darin — Kniekehlen und Ellbogen zwar im Ruhestand in der Wagenecke, aber die Reisemütze so sonderbar aus der Stirn geschoben — Dialekt — glatt, fertig, geschliffen, aber hie und da verklingt doch ein Ton in so verdächtigem, fettem Accord, und eben vorhin purzelte das „interessant" nur so über die Zunge. — Kurz, der Hebräer ist fertig, bis endlich etwa ein unzweideutiger christlicher Fluch das physiognomische Hirngespinnst zerreißt. Lange vor letzterem Ereigniß hat vielleicht ein Schulmann im Wagen kopfschüttelnd an den Juvenalschen Vers gedacht:

Qualiacunque voles Judaei somnia vendunt.

In solchen Fällen gibt es ein Schiboleth, einen Test, der in einem Gespräch über Literatur oft wiederkehren muß. Spricht das beanstandete Subjekt „Literatur" mit dem unzweideutigen deutschen l und dem ehrlichen deutschen a, so ist es freizusprechen. Beim Juden klingt es immer, mehr oder weniger,

und noch durch die Bemühung hindurch, nicht so zu sprechen, wie „Llitträthur," mit dem eigenen kostenden Zungenschlag, wodurch z. B. auch das Wort Louisd'or tönt, als ob der Sprechende galvanisch das Metall schmeckte.

Livreeartige Abstufung der Tracht einerseits, andernseits entschiedenes Streben nach Gleichförmigkeit müssen auf die Poesie der Zeiten, in denen diese Erscheinungen herrschen, besonders auf epische, dramatische, satyrische Poesie, von bedeutendem Einfluß seyn. Das vorige und vorvorige Jahrhundert haben die eigenthümliche Physiognomie ihrer Stände und Menschenklassen poetisch reichlich ausgebeutet, und ihre Schriftsteller waren darin gegen uns bedeutend im Vortheil. Im Sittenroman z. B. war die allgemeine Charaktermaske der Subjekte, nach ihrer bürgerlichen Stellung, ohne Andeutung vorausgesetzt; der Dichter hatte denselben nur durch besondere Charakterzüge Leben und Individualität zu geben. Dadurch ordneten sich die Figuren von selbst im Schema, das jeder Leser im Kopfe hatte; sie zeichneten sich sogleich bestimmt und lebendig in der Einbildungskraft, weil diese gleichsam nur die wohlbekannte Livree, welche jedesmal dem Subjekt zukam, mit den vom Dichter angegebenen

feinen oder grotesken Zügen individuell zu drapiren brauchte. — Gegenwärtig aber wäre es ein mißliches Auskunftsmittel, wenn man, zu Erzwingung eines analogen Effekts, im Roman Walter Scottsche Schneiderprotokolle aufnehmen wollte; und doch wäre dies vorläufig nicht selten nöthig, und dies ist mit ein Grund, warum wir keine Sittenromane mehr im Sinne Lesages, Goldsmiths, Fieldings, ja Lafontaines haben.

Just um das Gemeinmenschliche im freien Spiel des täglichen Lebens zu schildern, bedarf der Dichter der einander bedingenden Voraussetzungen desselben, um mit Einem Begriff ihrer viele zu wecken. Wo nun aber die allgemeinen Figuren des Staatsmanns, des Richters, des Höflings, des Landedelmanns, des Gelehrten, und noch dazu die des höhern Gewerbtreibenden in der gemeinsamen Tracht untergehen und der Phantasie an sich kein Bild gegeben, da ist mit Zügen, wie: anständig, geckenhaft, nachlässig u. dergl. gekleidet, wenig gethan.

Die moderne Menschheit hat sich in das, was den Anblick der heutigen Gesellschaft von dem der frühern so wesentlich unterscheidet, offenbar selbst noch nicht recht hineingelebt: eine Menge feiner Züge, welche auch bei der jetzigen äußern

Uniformität den Charakter im weitesten Sinn entschieden zeichnen, entgehen noch dem gemeinen Blick oder sind doch nicht in ihrer Gemeingültigkeit erkannt. Die Abstufungen, Farben, starren und beweglichen Falten der modernen Tracht sind am Ende freilich so beredt als ehemals, aber wir sind erst noch am Buchstabiren dieser Sprache; wenn es darauf ankommt, das Wesen des Mannes aus seinem Aeußern zu erkennen, so geht es uns häufig noch, wie dem Sprachschüler, der wohl fühlt, was ein Satz im fremden Idiom sagen will, aber nicht im Stande wäre, denselben zu übersetzen. Das allgemeine Bewußtseyn hat es sichtbar in der Physiognomik unserer Zeit noch nicht sehr weit gebracht, und der beste Beweis dafür ist für mich der Umstand, daß hierin auch die Leistungen der zeichnenden Künste noch hinter denen der Perrückenzeit zurück sind. Man vergleiche, um den Unterschied zu messen, sogar bessere moderne Carrikaturen, Almanachs- und Romanbilder mit Chodowiecky, ja mit den Arbeiten seiner minder begabten Zeitgenossen. Daß aber auch am modernen Habitus unendlich viel zu fassen und wiederzugeben ist, und daß die Zeit es durch Uebung lernen wird, muß Jeder fühlen, der die besten Blätter des

geistreichen Zeichners Cruikshank mit Hogarth vergleicht.

Von ganz analogem Einfluß, wie auf die epische Poesie und die Zeichnenkunst, scheint das hier besprochene Moment auf die Dramatik zu seyn, Poesie wie Darstellung. Es trägt am Ende sogar viel dazu bei, wenn die Schauspielgattung, welche frisch aus dem Leben gegriffen werden muß, das Lustspiel, heutzutage so schwach und charakterlos ist, und wenn einerseits dem Publikum die Lust am Drama und andernseits den Künstlern die Darstellungskunst selbst zu vergehen scheint. Hier nur ein paar Worte von der Bühne.

Im Schauspiel oder Lustspiel, das moderne Zustände und Sitten vorführt, muß noch in erhöhtem Maß eintreten, was oben vom Roman behauptet worden ist. So lange Stände und Gewerbe ihre Charaktermasken hatten, konnte der Schauspieler, zu Markirung des individuellen Charakters, mit weit derberen Zügen, gleichsam mit längern Hebeln auf die Einbildungskraft der Zuschauer wirken. Er hatte an seiner Garderobe ein Orgelwerk fertiger, unfehlbarer Effekte, in das er nur die rechten Walzen mit Verstand einzusetzen brauchte: Hut, Perrücke, Frisur, Zopf,

Haarbeutel, Stock, Degen, Größe, Form und Richtung aller dieser — Organe, hätte ich bald gesagt; Schnitt, Farbe, Umfang, Auszierung von Kleid und Brusttuch — alles dies weckte in den eingelebten Zuhörern eben so viele conventionelle Begriffe. Es springt in die Augen, wie viel von diesem großen Vortheil heutigen Schauspielern abgeschnitten ist, welche Auftritte aus der modernsten Gegenwart darzustellen haben. Man denke z. B. an die im sogenannten Salonston geschriebenen Stücke der Gallo-Bauernfeldschen Schule. Abgesehen von den Figuren, die allein für ihr Aeußeres nicht verantwortlich sind, von Militärs und Livreebedienten, trägt Alles die nur vom individuellen Geschmack modificirte Uniform der Fashion, der Graf, wie der bürgerliche Liebhaber der Gräfin Tochter, der, wenn auch ein Lump, doch gewiß elegant ist.

Hier hätte nun der Schauspieler ein homogenes Substrat, die Modetracht, zu Markirung des Standes, des Gewerbes und des individuellen Charakters zugleich zu verarbeiten. Wie greift er dies an, und wie gelingt es ihm? Nur gar zu oft malt er entweder zu fein, nicht genug in Harmonie mit den Pinselstrichen der Decoration, und seine Telegraphik reicht nicht über

die Lampen hinaus; oder er markirt zu plump und grob, und verletzt das ästhetische Gefühl vom Gesammtcharakter der Tracht, wie es doch schon im allgemeinen Bewußtseyn aufgegangen ist. Im letztern Falle greift er entweder eben auf jene frühern bequemen Zustände zurück, d. h. er sucht in ältern Rollen den Effekt in altväterischen Formen und verstößt damit nur gar zu häufig geradezu gegen die gemeinste objektive Wahrheit, oder er übertreibt in jüngern Rollen übermäßig die Extravaganzen der jedesmaligen Mode, die Ausladung des Jabots, die Höhe der Cravatte, die Knappheit des Fracks u. s. w.; er „chargirt" auf eine Weise, wie sie wenigstens im höhern Lustspiel nie erlaubt ist, und wenn die Zuschauer dies so hinnehmen, so beweist dies nur wieder, daß das moderne Kostüm für unsern Blick noch nicht die Bedeutung eines organischen Ueberzugs gewonnen hat, der durch seine Formen und Bewegungen mit einer gewissen Naturnothwendigkeit Alles andeutet, was das Aeußere des Menschen über sein Inneres aussagen kann.

Bei der gegenwärtigen Gleichförmigkeit der männlichen Tracht gibt es eine Figur, den Repräsentanten seiner ganzen Menschenklasse, zu welcher

aber Individuen der verschiedensten Stände gehören, und welche früher in dieser Ausdehnung gar nicht möglich war. Diese Figur ist der mit Dürftigkeit Gutgekleidete, der shabby-genteel, wie ihn die Engländer nennen. Er bringt auf peinliche, aber oft speciose Weise die Schmalheit seiner Mittel mit den Forderungen der Eleganz und seinen Ansprüchen darauf in Einklang. Seine Wäsche entzieht er der Kritik hinter dem sorgfältig zugeknöpften Kleide, aber Hut und Handschuh sind ganz anständig; den ängstlich gereinigten, fadenscheinigen Rock weiß er durch einen frischen Kragen zu heben, und die Halsbinde ist sicher besser conservirt als der Stiefel. Personen der Art gehören oft nichts weniger als dem sogenannten Volke an, und der Schauspieler, der einen solchen darzustellen hätte, würde den größten Mißgriff begehen, wenn er den Charakter durch weit sichtbare Gebrechen des Anzugs, durch den eingedrückten Hut, durch das Loch im Ellbogen mit durchblickendem Hemd u. dgl. markiren wollte. Der Mann comme il faut ist weit weniger orthodox im Aeußern und hat hundertmal eher ein Loch im Kleide als der dürftig Elegante. Dieser Schauspieler würde statt des Menschen, der vielleicht ein Lump ist, aber sein ganzes Studium darein setzt,

es nicht zu scheinen, gerade das Gegentheil, den aufrichtigen Lumpen malen, der nicht aus freier Wahl eine Karrikatur der Modernität ist, sondern nur deßhalb, weil das abgelegte Maskenzeug der Fashion beim Trödler zusammenfließt. So lange der shabby-genteel im gemeinen Leben auf wenige Schritte bequemen Anstand lügt, ist er auch über die Lampen hinüber schwerlich zu erkennen, wenn ihn der Mime nicht übertreibt und ihm damit gerade das nimmt, was ihn auszeichnet, nemlich das Bestreben: auszusehen wie Jedermann.

Ich gestehe, es verdroß mich schon früh, wenn ich sah, daß unsere Schauspieler im Spiele, das sich um Menschen und Interessen des laufenden Tages dreht, gewisse Stände und Altersstufen nicht anders zu bezeichnen wußten, als durch Anachronismen aus einer mit allem ihrem Trödel begrabenen Zeit. In Frankreich erwartete ich dies anders zu finden, sah aber, wenn man vom größern Talent der Nation für Mimik absieht, nur wenig mehr geleistet. Warum jene Verwirrung auf der französischen Bühne am Ende doch weniger beleidigt als auf der deutschen, dies soll hier nicht besprochen werden; es hängt aber genau mit dem Umstand zusammen, daß

das Kostüm bei uns nur etwas Entlehntes, dagegen die Nationaltracht der Franzosen ist.

Ich lernte indeß später einsehen, daß die Schauspielkunst ihrem Wesen nach sich nicht damit abgeben kann, die Anschauung und das Gefühl der Menge in der genannten Hinsicht zu bilden, sondern daß sie ihnen nachgehen muß; daß sie sich selbst aufgäbe, wenn sie veralteten Symbolen entsagte, bevor neue, gemeinverständliche an ihre Stelle getreten sind. Was mich aber heute noch ärgert, das ist die unausstehliche, süffisante Art, wie die Liebhaber auf der Bühne immer und ewig die Eleganz des Tages an ihren Personen zur Schau tragen.

Die Frauenzimmer haben durch größeres natürliches Schauspielertalent und angeborne Mimik in der Regel so viel Vorzüge vor dem großen Haufen ihrer männlichen Collegen, daß man es ihnen eher verzeiht, wenn sie mit ihrem Kostüm meist nichts charakterisiren als die allgemeine Eitelkeit des Geschlechts; nicht zu gedenken, daß beim gegenwärtigen Zustand der komischen dramatischen Poesie leider oft nicht viel mehr zu charakterisiren ist. Aber man spotte noch über die dramatischen Naivetäten einer frühern Zeit, wie über Cäsars belorbeerte Perrücke auf dem Hoftheater des großen

Königs, wenn man es auf deutschen Hoftheatern geduldig oder gar bewundernd mit ansieht, wie ein sogenannter Liebhaber in seinem halben Rollenfache äußerlich nur das Uninteressanteste, Charakterloseste gibt, nämlich sich selbst, d. h. einen vollendeten Gecken.

Bei diesem indoctis **Rosciis** fällt mir ein, daß ich eigentlich von der Eleganz sprechen wollte. Ich beabsichtigte nur eine ganz kurze Parallele zwischen der äußern Physiognomie der vorrevolutionären Gesellschaft und der heutigen, um die verschiedene Stellung des Eleganten, d. h. des mit Bewußtseyn und Absicht Eleganten, des Stutzers, Gecken, oder wie man es nennen will, in beiden Perioden zu bezeichnen.

Ein glänzender, stark besuchter Badeort, der Hunderte von Gutgekleideten der verschiedensten bürgerlichen Stellung vereinigt, ist der günstigste Platz, um die Seite unseres Lebens, von der hier die Rede ist, näher kennen zu lernen. Wer nur einigermaßen Lust und Fähigkeit zur Beobachtung hat, den muß es ergötzen, wie das so einfache Thema der männlichen Modetracht — von der weiblichen sehe ich hier ganz ab — in zahllosen Variationen gespielt wird, deren jede in dem, der sie auf Noten gesetzt umherträgt,

eine andere Stimmung, einen andern Anspruch, eine andere Fertigkeit voraussetzt. Es wurde schon früher bemerkt, wie mißlich es unter diesen Umständen mit der Physiognomik der Stände und Bildungsstufen aussieht, so lange das Auge allein zu Gericht sitzt und das gelehrtere, klügere Ohr nicht beigezogen wird. Werfen wir einen Blick in das Gewühl der Badepromenade.

Der vornehme Herr, der im Morgenüberrock gerade aussieht, wie sein oder anderer Leute Kammerdiener, wie schon im Alterthum Menogenes, der Koch des großen Pompejus, gerade aussah, wie der große Pompejus selbst; der christliche oder jüdische Bankierssohn, der den jungen Grafen, der selbstgefällige Bureaumensch im Urlaub, der den reichen, leichten Lebemann spielt; der lauernde, lorgnettirende Schöngeist, der sich vom Vorschuß auf die herauszugebenden Reisebilder auf's Glänzendste ausstaffirt hat; der Krieger im Civilrock, der das Martialische zum Aristokratischen zu sublimiren sucht; der namhafte diplomatische Mann, der im schlichtesten Aufzug ein Incognito sucht, das er zu finden verzweifelt, weil er das noble Air in allen Gliedern spürt und fühlt, daß er es nicht so los werden kann wie sein Ordensband; der Rathsherr der

kleinen Stadt, oder der Lokalpascha, der den wichtigen Mann in sich suspendirt hat, um vier Wochen lang den feinen Mann zu spielen, in einem Aufzug, der sofort zu Hause zum Sonntagsstaat bestimmt ist; der Handelsmann, der den reisenden Bankerott hinter brillantener Busennadel und einer Garnitur von Ringen versteckt; der Traveller aus der City von London, an dem der grellste Modestaat so naiv hängt wie am Nagel; der selbstgefällige Franzose, der das um ihn gegossene Kleid so natürlich, so als etwas sich von selbst Verstehendes trägt, wie der Panther sein geflecktes Fell; der elegante junge Deutsche von Stand, der es gerade weit genug gebracht hat, wenn man nicht sogleich merkt, daß er studirt hat, nämlich die Eleganz — alle diese Figuren mögen mehr oder weniger scharf schon mit dem Auge zu fassen seyn, aber Stoff, Schnitt und Farbe ihrer Kleider thun das Wenigste dazu; und wem es an physiognomischem Takt oder an Uebung gebricht, der wird bald viel mehr, bald viel weniger sehen, als wirklich zu sehen ist.

Was nun aber zunächst als ein ganz eigenthümlicher Zug der heutigen Gesellschaft auffällt, das ist die große Zahl von Männern, alt und jung, vom verschiedensten Beruf und Bildungsgrad,

welche nicht nur überhaupt gut gekleidet sind, sondern in ihren Personen das Zeitideal der Feinheit und Zierlichkeit darstellen oder darzustellen bemüht sind. Die sich immer weiter verbreitende äußere Bildung, der ungeheure Aufschwung und Wetteifer der Industrie, und damit die Wohlfeilheit aller Fabrikate, der wachsende Wohlstand der gewerbtreibenden Stände, die beschränkteren Mittel der höhern, und die Vortheile, die sie beim Untertauchen unter das Niveau der Gesellschaft finden — Alles dies arbeitet einander zum genannten Resultat in die Hände. Wie sich der gesellschaftliche Coder gestaltet hat, können zwei Männer, von denen der eine neben dem Thron, der andere hinter dem Ladentische steht, nicht nur verhältnißmäßig, in ihrer Art, sondern absolut gleich elegant seyn, sobald Beide ihren Handwerkshabit abgelegt haben, jener Uniform oder Hofkleid, dieser Schürze oder linnene Ueberermel.

Das Stutzerthum in seinem allgemeinen Begriff ist die Uebertreibung einer Geistesrichtung, die physiologisch der in der Entwickelung begriffenen und der blühenden Jugend angehört, pathologisch aber auch in andern Lebensaltern auftritt. Es kommt als gemein menschliche Aeußerung allen Ständen und Klassen ohne

Ausnahme zu. Der Reiter in der Sonntagsmontur, der etwas auf sich hält, kann so gut der Phönix seiner Gattung seyn als sein Rittmeister, und in Wamms und Lederkappe oder im Bortenrock erobert man die Herzen gerade so, wie mit Schnurrbart, Lorgnette und gelben Handschuhen. In allen Sphären gibt es Subjekte, welche durch die Art, wie sie die männliche Blüthe der Menschheit spielen, die Bewunderung gar vieler Weiber und das Aergerniß oder der Spott der meisten Männer ihrer Kategorie sind.

Dieser Trieb zur Repräsentation erscheint naiv, wenn er bei natürlicher Grazie aus dem übermüthigen Gefühl jugendlicher Kraft und Vollkommenheit fließt; es ist dann ganz dasselbe, wie wenn das junge Roß zierlich bäumt und scharrt, der Hahn sein rothes Toupet und seinen Backenbart schüttelt, der Pfau sein Rad schlägt oder der Tauber sein Menuet tanzt. So verhält es sich mit den sogenannten „hübschen Jungen“ bei allen rohen und halbrohen Völkern und in den untern, von der Kultur noch wenig betroffenen Volksklassen policirter Länder. Es ist nun aber einmal das Wesen der Kultur, daß in ihrem Treibhause alle natürlichen Triebe, welche nicht einschrumpfen und verkümmern, in üppigem, aber

kränklichem Wachsthum auswuchern, so daß man das Muttergewächs in der monströsen Entartung kaum wieder erkennt. So hat der Trieb zu gefallen, wie er auch dem Manne eingepflanzt ist, in der „Gesellschaft," die sich selbst so nennt, statt des „hübschen Jungen" etwas himmelweit Verschiedenes: den Beau, Dandy, Elegant hervorgebracht. Jener Wildling und diese Zierpflanze verhalten sich wie die liebliche Heckenrose zur eiteln, parfümirten Centifolie, oder wie ein Volkslied zu einer Ode auf ein hochfürstliches Beilager.

Die Kultur verrückt, wie den Pflanzen, so auch den Neigungen und Leidenschaften die Zeiten des Wachsthums und der Blüthe. Der „hübsche Junge" geht, wenn er gefunden, was er mit seiner Koketterie gesucht, oder sich resignirt hat, schnell im schlichten Mann unter; aber die Eleganz überlebt häufig um ein halbes Menschenleben die Periode ihrer Naturgemäßheit. In derselben Welt, wo der Zeiger an der weiblichen Lebensuhr vom achtundzwanzigsten Jahre an über das vierzigste hinaus stille steht, gibt es auch stutzerhafte alte Gesellen mit steifen Beinen, und doch

Wie Strauße, die dem Winde Flügel leih'n,
Gespreizt wie Adler, die vom Bade kommen,
Wie Geißen munter, wild wie junge Stiere.

Ist der physiognomische Unterschied zwischen einer frühern Welt und der jetzigen oben richtig bezeichnet, so ist klar, daß auch der stutzerhafte Elegante jetzt eine andere Figur in der Gesellschaft machen muß als sonst. Wer damals all das Feinste und Zierlichste, was der neueste Zeitgeschmack zur Kleidung vorschrieb, an sich zog und anzog, und es mit natürlichem Takt oder erlernter Kunst zu seinem größten Vortheil trug; wer das, was sonst zu den Defensivwaffen gerechnet wird, die glänzende Rüstung, im galanten Krieg mit dem Frauenzimmer als Offensivwaffe mit bewußter Virtuosität spielen ließ — der war entweder ein Mann von Stand und Vermögen, oder ein Abenteurer, oder doch ein Stück davon. Die vornehme männliche Tracht war ehedem weit reicher und kostspieliger; die Stände, welche den eigentlichen Bonton der Zeit repräsentirten, waren nach unten abgeschlossen und hingen aufwärts meist mit einem Hofe als dem Brennpunkte der Eleganz zusammen. Um sich damals in Cirkel zu drängen, denen man weder nach Geburt noch nach Vermögen angehörte, und eine glänzende Figur zu machen, brauchte man Muth, oder wenn man will Unverschämtheit und Industrie, und dies war doch

etwas. Seit der Mittelstand die höhern Stände überflügelt und diese in seine Interessen hineingezogen, hat sich der Kreis derer, welche im äußern Auftreten Niemanden etwas vorzugeben brauchen, unendlich vergrößert, und die feine männliche Tracht in ihrer koketten Einfachheit ist der eigentliche Ausdruck der hochfliegenden Ansprüche der untern, und der erzwungenen Concessionen der obern Klassen. Um in einer solchen Welt den Dandy zu spielen, braucht es nun nicht mehr als die gehörige Dosis von Geckenhaftigkeit neben etwas Geld — und wer hat heutzutag kein Geld? — oder Schneidercredit.

So hat sich in der heutigen Gesellschaft eine Brüderschaft des h. Narcissus gebildet, in welcher so viele verschiedene Capacitäten und Bildungsgrade vereinigt sind, als weiland in der Gesellschaft Jesu. Feinheit, Raffinerie, dort äußerlich, hier innerlich, ist die gemeinschaftliche Parole; die Plane jenes Ordens sind freilich weder so geheim noch so umfassend als die des letztern: sollte hier der ganzen Menschheit das Netz über die Ohren geworfen werden, so ist es dort nur um Fascination der schönern Hälfte derselben zu thun. Aber das Gelübde des blinden Gehorsams gegen die Befehle unsichtbarer Obern wird in beiden Orden

gleich strenge befolgt, und das vom Schutzpatron des erstern eingesetzte oberste Gelübde der Selbstbespiegelung hat vor denen der Armuth und Keuschheit den unendlichen praktischen Vorzug, daß es sich von selbst versteht. Der Jesuit durfte sich zu Ordenszwecken der bürgerlichen Landestracht bedienen, und wenn es schwer oder unmöglich war, den Coadjutor, den Scholastiker, den Professen an Rock und Miene zu erkennen, so wird es oft nicht leichter seyn, unter der Hülle des Fashion den Roturier vom Edelmann zu unterscheiden, und den innerlich Ungeschliffenen von dem, der durch zu feinen Schliff wieder schartig geworden.

Auf einer Badepromenade erscheint zum erstenmal ein feiner Mann. Er kann für ein Ideal gelten, sofern er, oberflächlich und ohne Argwohn betrachtet, weder durch übertriebene Grimasse noch durch vulgären Anstrich das Urtheil herausfordert. Ein jugendliches Gesicht wie hunderte, bevor sich in dasselbe mit dem, was hinter der Stirne geschafft oder nicht geschafft wird, jene bedeutsamen Plus- und Minuszeichen eingraben, aber mit dem halb melancholischen Modezug, den besonders der kunstreich verschnittene Bart zu Wege bringt. Leichtigkeit in der Bewegung des Kopfes, im Setzen des Fußes,

im Mannöver mit Stock, Lorgnette und Handschuh, dabei aber durchschimmernd, daß er die drei Hauptgelenke der Repräsentation, Kopf-, Hand- und Kniegelenk, mit Selbstbewußtseyn spielen läßt. Faßt man den Mann vom Profil rechts, so daß man nicht sieht, ob er ein Ordensband trägt, und welches, so schließt sich die einfache Kleidung den Körperformen ganz leicht und bequem an; vom zwanglos aufgedrückten Hute bis zur tadellosen Beschuhung greift Alles, ohne Ueberladung, harmonisch in und übereinander und weckt die Idee des modisch Geschmackvollen, was sich zum Geschmackvollen an sich verhält, wie die Formel zum Gefühl. Das Ganze gleicht den besten Modebildern, wie man sie hinter den Fenstern deutscher Modehändler nachlässig auf die Zeuge hingeworfen sieht, und riecht „sehr schön," wie die Berliner sagen, nach eau de Portugal.

Wer ist diese Figur? Ist es der Graf oder Marquis so und so, der gestern im Badeblatt stand, oder der Erbprinz des Frankfurter Großhändlers? Ist es der erste Liebhaber des Hoftheaters zu N., oder sein Gevatter, der genius loci und Redacteur des berühmten Unterhaltungsblattes? Ist es der lockere, in Göttingen oder

Heidelberg consilirte Sohn des bemittelten Bürgers, der mit einer Handvoll Louisd'or ein paar Tage Spektakel macht, oder der interessante Ordonnanzofficier aus dem Gefolge des Kaisers aller Reussen? oder am Ende der Commis aus der Pariser **Rue Vivienne** oder vom Hamburger Jungfernstieg?

Man mag sagen, was man will: **non liquet**; nur das weiß man sogleich gewiß, daß es ein Geck ist. Der zweite und dritte Blick, auch wenn man sich dabei immer rechts hält, werden vielleicht schon mehr sagen und die Wahrscheinlichkeit in immer engere Kreise einschließen; aber man traue sich hierin als Adept in der Physiognomik nicht zu viel zu, wenn man sich Beschämung vor Andern und sich selbst ersparen will. Dazu lachen freilich die bequemen Menschenkenner, welche dem sogenannten Mann **comme il faut** die Distinktion und dem Ladendiener die Vulgarität an der Nase und am Zipfel des Halstuchs absehen, und beim Mann mit Schnurrbart und Band durch die Pommade hindurch das Schlachtenpulver riechen — wenn sie die Leute vorher kennen.

Es ist ganz gewiß wahr, daß Geistesbildung und ihr Gegentheil ihre äußern physiognomischen

Zeichen haben; ja daß sich die habituelle Seelenrichtung in Miene und Haltung mimisch ausprägt und durch alle Hüllen schimmert. So ist das noble Air weder prägnanter noch mysteriöser als so viele Airs, das Pedanten-, das Spekulanten-, das Ignoranten-, das Vielwisser-Air u. s. w. Von jeher war der Mann, dem Alles steht, wie Aristipp, „omnis color et status et res," so ausgezeichnet und kenntlich, als der eckigte Mensch, der in Nichts hineinpaßt, in keinen Rock und in kein Verhältniß. Daß man aber mit diesen Sätzen in ihrer Allgemeinheit, wenn es sich davon handelt, Charakter, Stand, Bildungsgrad eines gegebenen Unbekannten zu bestimmen, gar nicht weit kommt, weiß Jedermann, und auch warum. Wie sollte nun eine solche Distinktion leicht seyn bei einer Menschenklasse, welche einem künstlichen, gemeinschaftlichen, conventionellen Air, dem der Repräsentation im Modestyl, nachjagt und es mit mehr oder weniger Glück erjagt? Ist es so schwer, das, was dazu gehört, zu erlernen? und hängt diese Kunst mit Bildung und Erziehung im Geringsten zusammen? Wie schon gesagt, das Talent, den Körper, und was darum und daran ist, vortheilhaft zu tragen, ist ein freies Geschenk der Natur, und wo sie es

versagt, hat sie die Fähigkeit, den Mangel einigermaßen durch Uebung zu ersetzen, auch wieder an keine bürgerliche Distinktion gebunden. Selbst mimische Anlage ist weit verbreiteter, als man glaubt; sie will nur geweckt seyn, und gibt es hier ein kräftigeres Weckungsmittel als die Eitelkeit? Einer, der einen sehr modischen Anzug mit auffallend schlechter Haltung trägt, ist gewiß eher ein vornehmer als ein ganz gemeiner Mensch. Wer aber einen gemeinen, nachlässigen Anzug scheinbar durch Blick und Geberde adelt, in dem werde ich mich wohl hüten, ohne Weiteres den vornehmen unglücklichen Polacken oder etwas dergleichen zu wittern.

Seit die Eleganz nicht mehr ein Monopol des Mannes ist, der Tressen und Federhut tragen darf, seitdem liegt die Laufbahn zum Ziele der feinen Lebensart, soweit eine Schneiderrechnung das Patent derselben ist, vor jedem gewandten Burschen offen da. Seit die Sonne der Fashion Vornehm und Gering, ja die Schneider selbst unter gleichem Winkel bescheint, seitdem darf keiner, dem Gott einige Anstelligkeit verliehen hat, daran verzweifeln, den feinen Mann zu spielen, so lange er sich im Stillen gütlich thut und nicht, wie der Rabe in der

Fabel, den Schnabel aufsperrt. Wie? die ausgehobene junge Mannschaft legt jährlich in Einem Sommer ihren Bauern- und Handwerkerpli ab, und lernt marschiren und schwenken, das Gewehr herumwerfen und feuern und in schönster Ordnung den großartigsten Lärm machen. Und die Volontärs der Fashion, sie mögen vor dem Fahneneid gewesen seyn, was sie wollen, sollten es nicht alle ungefähr gleich weit bringen in den Handgriffen der Ziererei, so daß sie auf den Paradeplatz rücken und alle Evolutionen durchmachen können? Nein, die nordischen Monarchen haben keine einexercirteren Truppen, als die Familiares der Göttin Mode sind.

Ja, der Elegante und der Militär haben einen wesentlichen Punkt miteinander gemein: in keiner andern Klasse, nach welcher Kategorie man die Menschheit ordnen mag, geht so sehr das Individuum unter, als in jenen beiden; keine reizt so wenig den Verstand, im Individuum den Menschen zu studiren; bei keiner begnügt man sich so ganz mit dem allgemeinen Eindruck, den sichtbarer Apparat zu einem bestimmten Zwecke hervorbringt. Dieses Schachfigurenartige des Dandy und des Militärs ist es, was so viele Männer unangenehm, gleichsam mit

negativer Electricität berührt, und, nach dem Gesetze der Polarität, eben so viele Weiber reizt und positiv elektrisirt.

Wir, einige Freunde und ich, hatten uns einmal in einem besuchten Badeort eine Art von Dandyscop verfertigt, welches das specifische Gewicht der verschiedenen Klassen angab, das des Mitarbeiters im Atelier des Kleiderkünstlers = 0 oder Wasser, das des Prinzen, der geruht sich zu kleiden wie Jedermann, = Gold angenommen. Es machte viel Spaß, wenn wir ein neuauftretendes, unbekanntes Exemplar viel schwerer oder viel leichter schätzten, als es sich nachher auswies, was natürlich bei den mittlern Gewichten am häufigsten vorkam.

Ich hatte indessen besonders günstige Gelegenheit, zu beobachten, wie viel die Modedressur, die von der Eleganz bedingte conventionelle Geberdung zu Verhüllung des Staatshandbuchcharakters, wie des andern, beiträgt. Mein Zimmer sah zum Theil auf einen engen Durchgang, durch welchen stündlich die elegante Welt auf die Promenade debouchirte. Die Beau's kamen zu vieren, fünfen angerückt, ungenirt, weil sie sich hier unbeobachtet wußten, mit natürlichem Schritt und Tritt und Pendelschlag der Arme. Dabei traten

nun die Winkel und Curven, in welche sich der Körper durch Stand und Profession wirft, ungleich deutlicher hervor als draußen auf der Promenade, und man konnte es manchen Beinen ganz gut ansehen, ob sie gewöhnt waren, das Roß oder den Schreibbock zu beschreiten. Aber am Ausgang des Defilés angelangt, schauten sie vor sich, richteten sie sich und nahmen Gewehr in Arm, wie ein Regiment Toilette macht, bevor es mit klingendem Spiel in die Stadt einzieht. Waren sie auch im Paradeschritt immerhin noch deutlicher zu unterscheiden als in der Montur weiland Weber, Schreiber, Bauer, so wurde doch das Rechenexempel verwickelter und erforderte verschiedene Proben.

Während die Männerwelt republikanisch in derselben Toga steckt, an der selbst die patrizischen Clavi nur zweideutige Bedeutung und oft bestrittene Geltung haben, ist in der weiblichen Alles noch bunter, abgestufter, aristokratischer. Hier glaubt man noch an Marabouts, Caschemirs und Juwelen; hier gibt es noch eine sichtbare Himmelsleiter in das Empyräum der Eleganz. Auf den untersten Stufen stehen die Engel in Kattunkleidern von Mühlhauser Fabrik und kuriosen Basthüten, Alles nach dem Schnitt,

der dem vornehmen Auge am weheſten thut, nach dem vorletzten; aufwärts aber werden ſie immer zephyriſcher und verſchwimmen zu oberſt in einer Glorie von Esprits, Paradiesvögeln, Spitzen und Diamanten.

Unter dieſen Umſtänden iſt es ſehr oft erſt die Frau, die dem an ſie geketteten Mann ſeinen geſellſchaftlichen Werth gibt, ſo daß man ſagen kann, nicht das Kleid mache den Mann, ſondern die Frau mache ihn. Dieſe Koppelung des Mannes mit einer vielſagenden Figur iſt auch eine Hauptquelle der Selbſttäuſchung, in welche jene ſchnellfertigen Phyſiognomiker verfallen, welche einem Mann alle ſeine Titel, moraliſche wie politiſche, vom Leibe ableſen. Wie oft berichtigt ſich an öffentlichem Orte unſer Urtheil über einen Unbekannten erſt dann, wenn er mit den unzweideutigen Zeichen, die ein vertrautes Verhältniß andeuten, zu einem weiblichen Weſen tritt, an dem wir, allerdings nicht den Bildungsgrad, aber doch das ſchätzen können, was in der heutigen Welt mehr als jener über geſellſchaftliche Reſpektabilität entſcheidet! Wie plötzlich ſteigt oder fällt einer in unſerer Schätzung, wie raſch ſchlägt das, was uns eben noch gemein an ihm erſchien, zum vornehmen Merkmal um, oder

umgekehrt, je nachdem die Person, die er als Weib, Schwester, Tochter anspricht, eine Dame oder ein Frauenzimmer ist!

Ja, erst Mann und Frau bilden die lesbarere, freilich nicht untrügliche sociale Ziffer. Hier geht einer umher, auf dessen Miene und Rock der Beobachter so wenige Grade der Rangscale als der Jude Dukaten kreditirte; aber siehe! er tritt unbefangen gerade in den glänzendsten Cirkel, er bietet einer Dame den Arm, welche mit Federstutz, Nase, Fächer und Hüften ein hocharistokratisches Thema spielt, und auf einmal steht vor unsern Augen die gewichtige Zahl 90, die höchste, die ein Paar ausdrücken kann, den Mann als 0 genommen. Dort trägt sich ein Foliant herum, in prächtigem Einband, in welchem immerhin ein Stück der Londoner Conferenzprotokolle stecken könnte; aber mit der wunderlich ausstaffirten weiblichen Figur, die sich ihm an den Arm hängt, fällt er plötzlich die halbe Leiter herunter, in eine Schicht, in der man gar nicht klug daraus wird, wo es mit jenen Protokollen hinaus will.

Wenn dies von der Männerwelt überhaupt gilt, so entscheidet sich namentlich auch die sonst so zweideutige Natur des Dandy durch den weiblichen Kreis, dem er offenbar und naturgemäß

angehört. Freilich in großen Bädern ist dies auch nicht immer so geradezu zu entscheiden: man nimmt es dort mit der Qualität der Liebenswürdigen so wenig streng als die Polizei mit den Pässen, und so trügt auch das Criterium des Umgangs in der Badesaison weit öfter als in den geschlossenen winterlichen Cirkeln. — Der alte abgestorbene Carneval ist in den Sommer verlegt. Wie sonst dort die lachende Thorheit alle Stände auf ein paar Tage zusammenwarf, das Maskenrecht mit dem gemeinmenschlichen Du alle Unterschiede bedeutsam suspendirte und in der allgemeinen Verwirrung der Mutterwitz sein harmloses Feuerwerk abbrannte, so sucht und findet man auch im wochenlangen Bademaskenspiel eine Art Gleichheit, aber eine des feinen Tons, zu dem sich gar Viele erst hinaufsteifen und schrauben müssen. Die Harlekins und Pierrots und Zauberer auf diesen sommerlichen Ridottos sind die Eleganten, alt und jung, und sie consumiren unter der Larve der Fashion mit ihren Colombinen und weiblichen Charakterfiguren aus dem **Siècle de Louis XIV.** unglaublich viel Geist, während sie Winters hinter der Wachsmaske kein Bonmot mehr finden können: ein Beweis, daß die kleine Schleifmühle des Carnevals ausgenutzt ist, und der Zeitgeist

eine kräftigere Maschine aufgestellt hat, um die Ecken der Menschen rund zu schleifen und sie immer gleicher zu machen.

Ueberhaupt sind mir die Bäder immer vorgekommen wie delphische Haine, in denen man Visionen hat, wie es dereinst werden wird. Die Stände und Classen sind nirgends mehr so völlig abgesperrt wie früher. Zur Winterszeit, in Soireen, auf Bällen, wie im täglichen Verkehr unterscheidet man indessen noch immer deutlich geschlossene Kreise, welche einander abstoßen. Aber bei hoher Sommertemperatur gährt die ganze Masse und wird flüssig; sie stellt gleichsam ein großes Badebecken vor, in dem Alles auf flüssiger Bahn durcheinander kreuzt, wo Geschöpfe aus sehr verschiedenen Regionen einander ansprechen, munter verkehren und spielen, und nur ein paar aristokratische Eisschollen obenauf schwimmen. Mit der kühleren Jahreszeit tritt wieder die allgemeine Erstarrung zu einzelnen Klumpen ein, in denen jedes Individuum den Rücken der Peripherie, die Augen dem Mittelpunkt der Anziehung zugewendet hat; und so kann die Dame in dem Mann, bei dem sie einen Manteau für den Neujahrsball kauft, den lustigen Patron nicht wieder erkennen, der in der letzten

Badesaison die Gesellschaft so gut unterhalten hat. Auch im vorigen Jahrhundert war man in den deutschen Spaa's herablassender, verträglicher, kosmopolitischer als sonst im Jahr, aber auch dann noch scheuer und steifer als man jetzt selbst in den Winterquartieren ist. Und so kann man einer Zeit entgegensehen, wo, beim Vorrücken der Körper- und Geistgleichen der Menschheit, die Gesellschaft im Zeichen des Wassersmanns ungefähr gemischt seyn wird, wie jetzt im Zeichen der Jungfrau; wie mag es dann aber im letztern aussehen?

Einer meiner Freunde hat es unternommen, für das zu Paris erscheinende **Panorama de l'Allemagne** eine umfassende Schilderung des deutschen Modewesens zu entwerfen. Man könnte wünschen, daß dies unterbliebe. Die Franzosen sind noch immer die Haupterfinder und Tonangeber in Allem, was sich auf das Kostüm im weitesten Sinne bezieht, und die einzelnen Emanzipationsversuche kommen nicht in Betracht. Soll man diesem gescheuten, praktischen Volke ernsthaft und mit Aufwand von Nationalökonomie und Moral auseinandersetzen, wie wir ihren Flitterstaat jährlich als Saatkorn für eine reiche Ernte von Thorheiten beziehen? Sie lachten uns

aus, was sie längst gethan, ohne zu wissen warum; aber dießmal lachten sie mit Recht, und sie verachteten uns, und wir könnten dabei nicht, wie sonst wohl, mit dem frohen Lachen des Selbstbewußtseyns antworten. Lachen wir nicht auch, wenn wir lesen, wie sich das Gesindel des Großherrn und des Vizekönigs geberdet, dem deutsche, französische, englische Exerciermeister das reguläre Heldenthum beibringen? und verhält sich in der Einbildung des Franzosen französische und deutsche modische Haltung nicht, wie ein preußisches Bataillon zu einem egyptischen? — Ja, so weit es auf mich ankommt, soll jener Aufsatz gar nicht erscheinen; ein paar Bruchstücke können aber hier, wo wir unter uns sind, immerhin mitgetheilt werden.

Die Abhandlung gibt unter Anderm ein ausgeführtes Gemälde des deutschen Stutzerthums, von den Andeutungen des Cäsars, des Tacitus und der scriptor. hist. aug. über die Art, wie unsere kriegerischen, halbbarbarischen Ahnen ihren blonden Haarbusch auf dem Wirbel trugen, bis zu den modernsten Hundeohren unserer blanken Civilisten. Das jetzt lebende, weit verzweigte Geschlecht der Eleganten (in dem bisher von mir angewendeten Sinne) ist dabei, besonders

nach Beobachtungen beim jährlichen Schwärmen in den Bädern, naturgeschichtlich studiert und kunstgerecht nach den bezeichnendsten Merkmalen in Arten und Spielarten getheilt. — Ich hebe zur Probe, fast auf Gerathewohl, einige Arten aus, und gebe das folgende zoologische Fragment.

IV.

Zoologisches Fragment.

Elegans crotalus, die Klapperschlange (Dandy-Lovelace; Élégant suborneur). Eine höchst gefährliche Art. Er hat seinen spezifischen Namen von der bezaubernden Kraft seines Blicks, dem gewisse Classen von Weibern rettungslos zum Opfer fallen sollen, wie sich manche Vögel blindlings jenem Reptil in den geöffneten Rachen stürzen. Die Klapper, die er führt, ist männlichen Augen und Ohren unsichtbar und unhörbar. Das Eigenthümliche an ihm ist, daß er kommt, sieht, siegt — und schweigt. Seine eigentliche Aeßung ist weniger der Frieden und Ruf seiner Opfer als ihr Geld. Er führt zwei hübsche Mahagonikasten mit sich: der eine ist das Arsenal der Offensivwaffen, die äußerst vollständige Toilette mit ihren Pulvern und Büchsen; der andere ist der Defensivapparat zum Rückzug und

Durchbruch, ein glänzendes Pistolenbesteck. Sein Aeußeres, mit dem schwärmerischen Blick und dem rührenden Zauber der ganzen Erscheinung, ist aus den zahlreichen Schilderungen interessanter, gefährlicher Jünglinge in französischen und deutschen Romanen hinreichend bekannt. Er findet sich, zum Glück und Ruhm Deutschlands, nur selten einheimisch vor, kaum so häufig als der coluber berus; er verläuft sich meist anders woher in brillanten Saisons, wie die Eidergänse nur in strengen Wintern in tiefere Breiten kommen. Ja, ein Hauptreiz bei ihm soll gerade darin bestehen, daß er nicht deutscher Nation ist oder dies verleugnet. Am besten steht ihm und steht er sich beim Grafentitel und einem Namen auf — tzky.

Es ist dies auch die einzige, für die Weiber, welche mit Eleganten in Berührung kommen, an sich giftige Art im ganzen Geschlecht. Man hat zwar versucht, eine weitere giftführende Art unter dem Namen E. gloriosus zu bilden, deren spezifischer Charakter wäre, daß sie kommt, sieht, nicht siegt, und sich unter der Hand doch ihres Sieges rühmt. Man mußte sich aber überzeugen, daß es kaum eine Art gibt, in der diese Eigenschaft nicht bei mehr oder weniger Individuen bemerkt wird. Diese accidentelle Giftentwickelung ist auch das Einzige,

was das sonst so harmlose Geschlecht verdächtig macht und den Weibern Vorsicht beim Anrühren von Individuen empfehlen muß; um so mehr, als der Giftzahn nicht nur nicht sichtbar ist, sondern die Gebissenen von der Verletzung nicht einmal etwas merken, bis, oft erst lange nachher, furchtbare Zufälle eintreten.

Elegans facetus, der feine gute Gesellschafter. (Dandy-fine-wit, élégant bel-esprit). Die beweglichste, lauteste und für die Damen, welche damit spielen, unterhaltendste der Arten, bei welchen, neben der äußern Liebenswürdigkeit, gewisse Geistespartien zu galanten Zwecken dressirt, arrangirt, coeffirt, drapirt sind (Alles dies läßt sich schwer deutsch geben). Sie unterscheidet sich in reiner Race leicht vom Elegans languidus und dem eigentlichen E. eroticus, geht jedoch mannichfaltig in dieselben über. Das unterscheidende Merkmal des E. facetus ist, daß er eine Anzahl Passagen aus dem auf die Noten des Conversationstons gesetzten neuesten Weltdrama fertig zu pfeifen weiß. Die Capacitäten sind aber äußerst verschieden, und dies begründet, bei geringem Wechsel im Gefieder, zahllose Spielarten nach dem Umfang und den Modulationen des Gesangs, welche die ganze

Reihe von der wunderbaren Vielseitigkeit des Spottvogels bis zur einzigen traurigen Note der Dohle umfassen. Es brauchte viel Zeit, auch nur die merkwürdigsten zu beschreiben, von den fast gelehrten Prachtstücken, denen die Mission der Rahel, der Bettina, der Dudevant kein Geheimniß ist, und die im Stande sind, einer Dame, die Englisch treibt, mit einem Spruch aus Shakespeare die Hand zu küssen, als:

The fairest hand J ever touch'd! O beauty,
Till now J never knew thee!

bis zu den allersimpelsten herunter, welche in ihrer Unschuld vom Sündenfall der Literatur seit Heine gar nichts gespürt, und mit einem: „die schönen Tage in Aranjuez u. s. w." oder „O zarte Sehnsucht!" u. dergl. die Untiefen ihrer Aesthetik erschöpft haben. — Er befindet sich in der Regel am besten dabei, wenn die Oper- und Balletwalze in den Conversationsleierkasten eingesetzt und nicht wieder herausgenommen wird; er ist eingeübt auf Anspielungen und Artigkeiten aus dem Gebiet der Musik und der leichtfertigen Kunst, und weiß zu jeder spaßhaften oder tragischen Situation ein modernstes Opermotiv als Motto anzugeben.

Der Elegans facetus ist häufig Mitarbeiter an einem belletristischen Blatte, wenn nicht gar

eigentlicher Schriftsteller und gebundener oder ungebundener Poet. In diesem Falle gibt er gerne Impromptus preis, „qu'il fit l'autre jour,“ ängstigt Frauenzimmer, welche vor dergleichen bange haben, mit der scherzhaften Drohung, ihre Figuren in seinem Blatte in einem „Genre-bilde“ oder „Badeeindruck“ anzubringen, nimmt sich übrigens diätetisch in Acht vor tiefern Geistesergüssen, „um sich nicht zu zersplittern.“ — Er ist wohl auch Militär, und dann meistens Infanterieoffizier, man weiß nicht recht warum. Er läßt zuweilen seinen Stand durch den bürgerlichen Urlaubshabit angenehm durchschimmern: so, wenn er den unruhigen Mädchenkreis beim Beginn eines von ihm arrangirten Spieles zur Ruhe bringt, geschieht es mit einem scherzhaft gebieterischen: „Ruhig im Glied, meine Damen!“ — Der Militär kneipt die Guitarre, wie sich der Franzose kurios ausdrückt; er ist nicht selten in Italien gewesen, und hat in der Scala die Ungher, in der Pergola die Boccabadati gehört. Es kommt vor, daß er seitdem Kunstnovellen schreibt; jedenfalls aber citirt er, seit seine Sehnsucht die Alpen überstiegen, keine Bellinische oder Donizettische Nummer mehr deutsch, sondern in der Ursprache, und sagt nicht mehr Adieu, sondern a-dio.

Der feine Musterreiter — um noch eine Figur aus einer andern Kategorie kürzlich zu bezeichnen — ist besonders stark darin, Indiscretionen und Anzüglichkeiten mit einer Miene vorzubringen, welche thut, als ob er sich der Pointe nicht bewußt wäre, und doch durchscheinen lassen soll, daß er es ganz gut ist. Er parodirt den Bassisten und den Tenor vom Theater mit gleicher überraschender Leichtigkeit, jodelt wie ein Tyroler und miaut eine Arie aus Norma äußerst natürlich.

Elegans fatuus, der feine Strohmann (el. niais, dull-dandy). Eine äußerst zierliche, aber fast gesanglose Art, die sich Sommers zahlreich in Badeorten einfindet, jedoch selten nistet, sondern von einem zum andern zieht; in der Regel jung. Das charakteristische Merkmal ist, daß er den Schnabel sehr selten aufthut, außer zum Essen und Trinken und zur Cigarre. Die Varietäten bestimmen sich nach dem Grund dieser Wortkargheit: manche, darunter solche, die weit her sind, sprechen ganz ehrlich, wie die Affen, deßhalb nicht, weil sie nichts zu sagen haben; andere schweigen, damit ihr Naturgesang ihr schimmerndes Gefieder nicht kompromittire. Aus diesem Grunde fällt es auch beim einzelnen

Exemplar oft so schwer, gleich anzugeben, wie weit es her ist und wo es geheckt worden. — Der E. fatuus beschränkt sich im Allgemeinen, neben den Parolen für die Kellner, auf die Artigkeiten, wie man sie beim Verschnauben während des Galopps aushaucht, und auf die Erkundigung, wie die Damen geschlafen haben. Bei Tafel sind viele schon darum vom Gespräch dispensirt, weil sie nach jedem Bissen — links, rechts — den Schnurrbart zu wischen haben. — Der feine Strohmann gehört im Grunde zu den Sehenswürdigkeiten, wie man sie auf Promenaden und in Kursälen vorweist, nur daß er keinen Teller umhergehen läßt, sondern den Tribut der stillen Bewunderung mit den herausfordernden Blicken einstreicht.

Elegans decrepitus, der feine alte Junggeselle. — Diese Art erkennt man sogleich am merkwürdigen Kunsttrieb, womit sie einem baufälligen Gehäuse das Ansehen von Wohnlichkeit, ja Zierlichkeit gibt, indem sie Ritzen und Lücken mit Haaren, Wolle und anderem Material ausflickt. — Sehr unangenehm machen sich die Abarten, welche am Ende nichts sind, als alte Exemplare des oben besprochenen E. fatuus, denen allmählig die Uebung im Conserviren von

Alterthümern zur andern Natur geworden ist. — Nicht viel ergötzlicher ist der ältliche Epouseur, der seine blank verputzte Person als Köder unter den begüterten Wittwen und Erbinnen über dreißig herumträgt; seine Versuche im Girren und Zwitschern, bei heiserer, gebrochener Stimme, sind in hohem Grade unschön. Desto erträglicher, oft sogar gewissermaßen liebenswürdig ist der eitle, aber uneigennützige maître des plaisirs und Badekönig. Er kann von sich mit Fallstaff sagen: „Ein wackerer, stattlicher Mann, und wohl beleibt; er hat einen heitern Blick, einnehmende Augen und ein sehr edles Wesen, und ich denke, er ist so in den Fünfzigen, oder wenn's hoch kommt, gegen sechzig." Letztere Notiz läßt er gern weg, vernimmt es indessen nicht so übel, wie der Angler, wenn man ihn an sein Alter mahnt. In ihm lebt noch die Tradition der alten, gutmüthigen, leichten, sich von selbst verstehenden Galanterie, welche heutzutage einem insolenten Ignoriren da Platz gemacht hat, wo nicht Vornehmheit oder Reize zum ehrsüchtigen oder begehrlichen Götzendienst auffordern. Die Kußhand, die er dem unscheinbarsten, mondscheinartigen Frauenzimmer im Cirkel zuwirft, ist so innig und ernstlich als die Huldigung, die er dem

glänzenden Gestirn des Tages darbringt. Er setzt, gegen einen billigen Abtrag von unschuldigen, ostensibeln Gunstbezeugungen, die Subscriptionslisten der reisenden Sängerin in Umlauf, und bestellt immer den Damen die Esel zu pittoresken Landpartien.

Elegans martyr. — Der Modekreuzträger. — Es kommt in der Entomologie gar nicht selten vor, daß die Larve eines Insekts und das ganz ausgebildete Thier irrthümlich als besondere Spezies aufgeführt oder gar in zwei verschiedene Geschlechter verwiesen werden. Letzteres ist bei der vorliegenden Spezies der Fall, nur daß hier der Systematiker weiß, was er thut. — Der Elegans martyr hat den größten Theil des Jahres über einen ganz andern, gar nicht eleganten Habitus; aber Sommers, in der Badesaison, verlarvt er sich und simulirt äußerlich die Charaktere des Geschlechts Elegans. Doch der eigentliche psychologische Ausdruck desselben geht ihm ganz ab, nämlich die Selbstgenügsamkeit: die meisten Exemplare sehen aus, als ob sie, statt Artigkeiten vorzubringen, lieber immer nur knurren und beißen möchten, wenn sie dürften.

Der E. martyr wechselt um den Eintritt der Sonne in das Zeichen des Krebses seine Haut;

aber nicht aus eigener innerer, freudiger Bewegung, sondern wegen der nöthig erachteten äußern Harmonie mit der Frau, oder gar noch den Töchtern, und um des lieben Friedens willen. Damit er der fashionabeln Sippschaft im Bade keine Schande mache, wird er zum Opferlamm der Mode. Er muß sich in dieser Prüfungszeit täglich zur Tafel den Bart abnehmen, und schindet sich die Haut. Der steife Kragen scheuert am Ohr, das zierliche Halstuch ängstigt, die geschnürte Weste engt, der knappe Ermel zwängt, der Hosensteg spannt. Unter diesen kleinen Unbequemlichkeiten, deren Facit eine große Marter ist, verzehrt er seine Mahlzeit im Angstschweiße seines Angesichts. Ja, es gibt herrische Weiber, sommerliche Puristinnen im guten Ton, welche dem Märtyrer unter diesen Umständen noch zumuthen, mit der linken Hand zu essen. Er hat den ganzen Tag aufzupassen, damit er nicht gegen das mitgebrachte Reglement der Fashion anstoße, und noch dazu eine strenge Wortdiät zu beobachten. — Beim Dessert oder sonst, wenn ein Taschenspieler oder anderer Gaukler den Herrschaften seine Künste zeigt, passirt es, daß sein Inneres in den Naturlauten eines herzlichen Gelächters explodirt; aber es erstirbt ihm auf

den Lippen beim scheuen Blick auf zwei bis acht mit Blut übergossene Wangen und eben so viele zornsprühende Augen.

Seine besondere Verzweiflung ist der enge, anklebende Handschuh, den er fast nie ablegen und doch auch nicht die Finger darin spreitzen soll. Er muß immer an seine Hände denken, und wenn er einmal ihren Zustand vergißt, ist es noch schlimmer. Er greift mit dem Handschuh in die offerirte Schnupftabaksdose und zuckt erschrocken zurück, wenn der wohlbekannte Eindruck des feuchten Pulvers an den Fingerspitzen ausbleibt. Er fährt mit dem Handschuh in die Tasche, um einen der hundert Ansprüche an den Beutel eines feinen Mannes zu befriedigen, kann nicht fertig werden, ob er das Leder anbehält oder im der Hast nicht von der feuchten Hand bringt, und schreibt sich mit einem lauten Fluch eine neue Note ins schwarze Register. — Er schwärmt im Gedanken an die Zeiten, wo es Rasiertage, Mahlzeiten im Schlafrock und Handschuhe à discrétion gibt, und glaubt aus einem bösen Traume zu erwachen, wenn endlich der im Feenwald der Fashion ihm aufgesetzte Hauptschmuck abfällt, und er wieder ganz Claus Zettel ist.

Hiemit genug. Dieses Stück einer Galerie läßt sich nach Belieben ausspinnen; jeder hat ja die Gestalten vor Augen. Manchem sind sie freilich so gleichgültig, wie Sperlinge und Grasmücken; er vergißt diese ganze Gallo-Germania braccata über ihrer schöneren, interessanteren Hälfte en cotillon. — In naturgeschichtlichen Handbüchern sieht man neben dem Conterfei des Männchens auch das im Habitus oft sehr abweichende Weibchen abgebildet. Der Elegans martyr freilich könnte nimmermehr ein weibliches Seitenstück erhalten; denn es ist wider die Natur, daß ein Weib im Namen der Mode Leiden erduldete, welche die in die andere Wagschale geworfene Eitelkeit nicht hoch in die Luft schnellte. Man sollte aber meinen, neben die andern obigen, und alle sonst denkbaren männlichen Figuren ließe sich ein weibliches Exemplar zeichnen. Man fühlt indessen sogleich, daß dieser Gedanke in sofern schief ist, als damit keineswegs Paare dargestellt würden, sondern Typen, die ganz verschiedenen Categorien der beiderseitigen Geschlechter angehörten. Es springt z. B. in die Augen, daß durch die Aufstellung eines weiblichen Elegans facetus eine ganz andere Reihe von Begriffen geweckt wird, als durch den männlichen.

Hier reißt sich die Kluft, die zwischen der Natur des Weibes und der des Mannes befestigt ist, in ihrer ganzen Tiefe auf. Die nach außen gekehrte Eitelkeit ist beim Manne da schon längst krankhaft, wo sie beim Weibe als physiologischer Zustand fortbesteht; die Umstände, unter welchen bei beiden die Zierlichkeit zur Ziererei wird, sind nicht commensurabel, und in dem Bereiche, den man ausschließlich die Welt nennt, und der so wenig eine sichtbare Grenze hat, als die Welt selbst, ist die Eleganz ein zweideutiges Spielzeug des Mannes, wenn nicht gar ein armseliges Handwerk, beim Weibe dagegen ist sie die sichere Virtuosität im Handhaben einer natürlichen Waffe.

V.

Volkstracht und Modetracht.

Bei allen Völkern, wo eine Volkstracht, wenn auch nur in Trümmern, besteht, äußert sich der angeborne Takt des weiblichen Geschlechts für das Zierende und Zierliche mit erstaunlicher Sicherheit. Es könnte nun befremden, daß diese divinatorische Koketterie sich beim modernen Putz nicht selten verläugnet, daß dieser untrügliche Blick für das Passende und Reizende so oft getrübt erscheint, wenn es sich darum handelt, die bunten Muster der Mode nach Form und Farbe auf die eigene Person überzutragen. Diese Erscheinung erklärt sich aber leicht.

Eine Volkstracht, just indem sie Allen dieselbe hergebrachte geometrische Figur gibt, wird für den Trieb des Weibes, zu gefallen und sich auszuzeichnen, zu einem dankbaren Stoff, an dem er seine poetischen Künste mit Leichtigkeit

übt. Wo der Gebrauch Allen Hut und Haube, Rock und Mieder, Tuch und Mantel in derselben Form, oft in derselben Farbe vorschreibt, da wird die Tracht etwas Vorausgesetztes, etwas sich von selbst Verstehendes, und just in dieser Beschränkung findet der weibliche Instinkt seinen größten Vortheil: er wirkt das Ueberraschendste mit den kleinsten Mitteln; die Grazie verkörpert sich im Wurf einer Falte, das natürliche Schönheitsgefühl im Nicken einer Feder, und mit leichtem Finger wirft die Koketterie ihre Kränze um das oft starre Substrat der altväterlichen Tracht.

Jedes nationelle Costüm, auch das für uns zurückstoßendste und abgeschmackteste, hat seine Poesie, und das Auge findet überall schnell die Individuen heraus, welche durch natürlichen Geschmack und ungelernte Kunstgriffe die Träger dieser Poesie sind. Man sieht, unter diesen Umständen fragt es sich nicht, *was* man trägt, sondern *wie* man das Gegebene trägt; bei der Modetracht ist es aber gerade umgekehrt. Hier ist die Basis des Bleibenden, des Gegebenen, des sich von selbst Verstehenden zu schmal, und auf ihr ruht, ein buntes Aggregat zufälliger Motive, ein maßloses Gebäude, weßhalb es auch jeden Augenblick theilweise einstürzt.

Für die Weiber in den höchsten Kreisen der Gesellschaft ist dieses ewige Einreißen und Wiederaufbauen eine mehr oder weniger geistreiche Beschäftigung. Der Trieb, die Gebilde einer fashionablen Phantasie in Gaze und Seide, in Blumen und Diamanten zu verkörpern, mag immerhin die Poesie eines vorzugsweise der Repräsentation gewidmeten Lebens ausmachen, und so weit wäre nicht viel dagegen zu sagen. Nehmen nun aber Weiber, deren moralischen und intellektuellen Kräften noch ein anderer Wirkungskreis angewiesen ist, stets wechselnde Formen der Tracht aus jener Sphäre in die ihrige herüber, wird es zum bindenden Gesetz, das, was dort in freier Thätigkeit ausgebildet worden, an sich ängstlich zu reproduciren, so läuft der größte Theil des Geschlechts Gefahr, in einem seiner liebenswürdigsten Rechte, in freier Ausübung der Koketterie, sich selbst zu kränken.

Volkstracht ist klassische Schule, wobei es nur darauf ankommt, die feste Form mit Grazie zu umspielen und den alten Mantel mit Anstand zu drapiren. Das Modewesen ist romantische Schule, welche keck in alle Höhen hinauf-, in alle Tiefen hinabgreift, die disparatesten Bilder und Farben nebeneinander setzt und in scheinbarem

Unsinn tiefen Sinn zu errathen gibt. Und diese Schule nun macht die Mehrzahl der Weiber zu romantischen Nachahmern; wir wissen aber Alle, wie bei diesem zweideutigen Geschäfte nur zu oft die Persönlichkeit desto mehr verloren geht, je mehr man eigentlich dabei mit ihr bezahlen sollte.

Im Chaos lockender und abstoßender, in raschem Kreislaufe auf- und niedertauchender und sich kreuzender, gestern bewunderter, morgen verhöhnter Formen, hat eine Frau, ein Mädchen, die neben der Eleganz noch andere Lebenszwecke zu verfolgen haben, große Mühe, ihren natürlichen Schwerpunkt zu finden und zu behaupten. Man fühlt wohl, daß es der Frau zukommt, die bildende Künstlerin ihrer eigenen Persönlichkeit zu seyn; sie schickt sich auch dazu an, sie wählt und ordnet, sie meint schöpferisch frei zu handeln; aber wie der Gottseybeiuns hinter dem alten Maler, steht hinter ihr der Dämon der Mode und führt ihr die Hand und taucht die Pinsel in die Farbentöpfe. Oft, wir wollen glauben sehr oft, wird ein Kunstwerk daraus, und ein schöner Körper im harmonischen Gewande, frei in der Form, eins im Gedanken, scheinbar nothwendig, wie die Hüllen, welche die Natur um ihre Körper wirft, ist ein Kunstwerk. Nicht selten aber

hat die Künstlerin sich selbst verzeichnet, hat hier einen Reiz durch Contouren und Farben, statt ihn zu heben, beschattet, dort eine Schwäche zur Blöße gemacht; im guten Falle beugt sie sich dann seufzend vor einer Tyrannei, welche jede Revolte furchtbar mit Lächerlichkeit straft, im schlimmen aber ruft sie vor ihrem Spiegel: anch' io sono pittore!

Es kann nicht fehlen, in den Mittelständen muß häufig über der sich jeden Augenblick aufdrängenden, beängstigenden Frage: mit was werden wir uns kleiden? die andere vergessen werden: wie wird das, was als neu geboten wird, u n s kleiden? Der unruhige Trieb, sich das Neueste, oder was dafür gilt, möglichst schnell anzueignen, gestattet nur zu oft keinen Raum für Rücksichten, wobei doch die Eigenliebe wesentlich betheiligt ist. Eine Frau läßt sich vom Gespenst der Mode in eine Form hineinschrecken, welche ihren ganzen Körperumriß verwandelt, behält aber kein Auge dafür, ob nicht vielleicht dieser ihr neuer Umriß ein Zerrbild des theoretischen oder praktischen Musters ist, das sie vor sich hatte; ein Mädchen hascht nach einer Farbe, welche A l l e s trägt, vergißt aber mit sich zu Rathe zu gehen, wie diese Modefarbe sich bei ihr zu Teint, Haar und

Auge chromatisch verhält. Ist die Frage, ob man modisch aussieht, befriedigend beantwortet, so wird die zweite: ob man gut aussieht, als etwas sich von selbst Verstehendes durch die Tagesordnung beseitigt. So kommt es, daß von Zeit zu Zeit ein neuer Schnitt, ein neues Farbenspiel das Städtchen oder die Stadt epidemisch überzieht und unter den natürlichen Reizen der modischen weiblichen Welt die bedauerlichsten Verheerungen anrichtet; und die Bevortheilten lächeln dazu, und ihre befriedigten Blicke sagen: es thut nicht wehe! — Man sucht wetteifernd, in athemloser Hast den immer zurückweichenden Genius der Eleganz einzufangen; er verstreut auf seiner Flucht die bunten Federn aus seinen ewig nachwachsenden Fittigen, man rafft sie hastig auf, wie Atalanta die Aepfel, und ist immer gleich weit vom Ziele.

Ich erinnere mich, wie ich als Jüngling in meiner Vaterstadt einen Officier bedauerte, den die Natur und sein Dienstrock dazu verurtheilten, beständig einen schreienden Farbenmißton hervorzubringen. Sein starkgefärbtes, bläulichrothes Gesicht war seitlich von einem rothen Backenbart, unten aber vom scharlachrothen Kragen der Uniform eingerahmt. Wie ersprießlich wäre dem

Mann ein hellblauer oder schwarzer Kragen gewesen! Dieser Unglückliche fiel mir ein, als ich vor einem Jahr auf einem rheinischen Dampfboot ein deutsches Frauenzimmer von Stand kennen lernte, welches bei blondem Haar und sehr starkem Teint einen kirschrothen Hut, und zum Ueberfluß ein Umschlagtuch mit verschiedenen rothen Schattirungen trug. Der Officier, dachte ich, grollte gewiß vor dem Spiegel seinem Souverain, dessen Laune ihm einen Scharlachkragen aufgezwungen, und das Mädchen hier macht ganz gemüthsruhig und unbefangen die Honneurs ihrer natürlichen und künstlichen Reize, weil sie sich einer eingebildeten Ordonnanz unterworfen, und damit alle Ansprüche, welche sie an die Welt und die Welt an sie hat, erfüllt zu haben meint. Es fällt ihr nicht ein, daß die Uniform, die sie wohlgefällig selbst gewählt, für eine ganz andere Waffengattung im Heere der Schönen angeordnet war.

Die weibliche Schönheit ist ein Stück Poesie, das durch die Dekoration des Anzugs in Scene gesetzt wird. Dabei geht es aber gerade wie auf der Bühne: zu viel scenischer Aufwand schadet dem Stück desto mehr, je schöner, das heißt je geistiger es ist. Die Blitze des Geschmeides, das

Wogen der Federn, die Windungen und Schlingungen der Blumen, die krausen Gebilde der Schleifen, Spitzen und Bänder machen ein Frauenzimmer nur zu leicht zu einem Spektakelstück, wenn bei ihr nicht der Ausdruck der Seele im Blick, im Lächeln, in jeder Geberde siegreich all das Beiwerk in den Hintergrund drückt und zur bloßen Folie macht. Sollte es Frauenzimmer geben, welche dies nicht glauben oder fühlen, so werden sie an ihrer Toilette, wie deutsche Theaterintendanten bei ihrer Regie, nicht eine Kunst, sondern ein Handwerk treiben und Kennern und Liebhabern, solchen nämlich, die nicht verliebt sind, einen Augenschmerz bereiten.

Bei dem gegenwärtig herrschenden Luxus ist diese Gefahr noch bedeutend größer, als in einer frühern Periode. Man erinnert sich, daß noch vor wenigen Jahren der Damenputz im Ganzen weit einfacher, oder doch weniger kostspielig war, als seitdem man die Trachten der vorigen Jahrhunderte so anspruchsvoll nachahmt. Eine nicht ganz hochgestellte Frau, welche sich bei uns auf der Höhe der Mode halten möchte, glich beim frühern einfachern System einem deutschen Intendanten, der das Vaudeville oder das Repertoire der komischen französischen Oper kopirt. Wohl mag dieser

zuweilen den Geist der fremden Poesie kurios genug auffassen; aber sein Personal, sein Orchester, seine leinwandene Natur und Architektur reichen aus, um den Eindruck des Stücks, das keine großen Ansprüche macht und nicht viel äußere Mittel in's Spiel bringt, erträglich wiederzugeben: ebenso konnte unsere Dame mit ein paar Ellen Seide, Gaze und Band, mit einem Händchen voll Kleinodien, einem Bischen Geschmack und etwas mehr Einbildung sich den glänzendsten Erscheinungen keck an die Seite stellen. Jetzt aber steht sie im ängstigenden Verhältniß eines ehrgeizigen Bühnenvorstandes, der die großen Opern und Ballette der Pariser königlichen Akademie der Musik in sein armseliges O von Holz bannen soll. Da fehlt's überall, und am Besten: wo sollen nur gleich die Federbüsche, die Wappenröcke und der Mondschein zu den Hugenotten herkommen? Wir fürchten sehr, daß unter diesen Umständen die Toilette einer Frau, welche sich im Copiren gewisser Muster zuviel zutraut oder zumuthet, nur zu oft der letzten Scene in Robert dem Teufel auf einem deutschen Secundärtheater gleichen möchte, oder noch besser, an demselben Ort dem Maskenball, auf welchem Ankarströms königliches Opfer schlauer Weise

sich in einen siebenbürgischen Herzog verwandelt hat.

Es könnte nicht schwer fallen, den Satz, daß die Mode die gefährlichste Feindin der weiblichen Grazie ist, durch Beispiele zu erläutern, zu zeigen, wie das ruhelose Streben, alles Neue, nur weil es neu ist, zu erfassen, sehr leicht die feine Fühlung des Geschlechts für das wahrhaft Kleidende, Ganze und Uebereinstimmende abstumpft; wie die vom Urtheil zu wenig unterstützte Eitelkeit am geistigen Reiz der Erscheinung, die allgemein die echte, siegende Koketterie ist, nagt gleich dem Wurm an der Knospe. Am deutlichsten wird dieß, wenn man das Modewesen in seiner äußersten Ausartung betrachtet, wo es zur Karrikatur wird. In den untersten Ständen, welche zur französischen Fahne geschworen haben, tritt das weibliche Geschlecht gleichsam in den rohen Naturzustand zurück, in welchem das Weib jeden Flitter, dessen es habhaft werden kann, gierig an sich rafft, ihn flugs in's Haar, durch Ohr und Nase steckt, oder um Brust und Hüften wirft. Die Rolle des Seefahrers, der den eingebornen Schönen für Glasperlen ihr Goldblech ablockt, spielt hier der Trödler, der Tandler; dieses österreichische Wort

verdiente das große deutsche Bürgerrecht. Er verkauft den Putzsüchtigen den Ausschuß der fashionabeln Maskerade, und sie lassen dafür noch etwas Kostbareres zurück als Geld, das Selbstgefühl. Sie entsagen dem wahren, großen Vortheil einer eigenen, leicht zu handhabenden Tracht, und bannen ihre Reize in eine Form, wo die Koketterie zur Fratze wird. Manche reizende, oder doch blühende Tochter der Stände, die wir hier im Auge haben, trüge als Virtuosin den Schleier der Spanierin und Niederländerin oder Haube und Mieder deutscher Stämme; so aber macht es einen noch mehr wehmüthigen als lächerlichen Eindruck, wenn sie mit Putzhut, Shawl, Kleid und Beschuhung ein optisches und ästhetisches Charivari aufführt.

Bei der Volkstracht ist es genialer Naturalismus, der mit sicherm Takt seine Mittel wählt und mit den kleinsten unbewußt die größten Wirkungen hervorbringt; die modische Tracht dagegen ist zu einer wahren Kunst des Anzugs geworden, wobei die angeborne Grazie von der Bildung, der Instinkt von der Ueberlegung geleitet werden will. Die höchsten Stände haben ihre Leibpoeten und Dekorateurs, die für sie dichten und denken; die untersten sinken in einen Naturalismus zurück,

der, eine Mißgeburt der Cultur, durch rohe Nachahmung und Gemeinheit sich charakterisirt. Der Frau der Mittelstände bleibt die kitzliche Aufgabe, aus der überwältigenden Masse von Formen und Schattirungen, welche täglich auf dem Markt der Mode auftauchen, sich ihre äußere Erscheinung gleichsam zu dichten.

Die Hauptsache ist, die Forderungen der Meinung mit dem Selbstbewußtseyn zu versöhnen und unter keiner Bedingung sich selbst ganz aufzugeben. Unter diesen Umständen reicht der sonst so siegreiche Mutterwitz nicht immer ganz aus; dies beweist schon ein weiterer wesentlicher Unterschied zwischen der Volkstracht und der Modetracht. Jene wird in ihrer Eigenthümlichkeit nur von den Mädchen und jüngsten Weibern mit natürlicher Grazie und ungelerntem Anstand zur Anschauung gebracht; mit vorrückenden Jahren verfallen die Weiber schnell in den nüchternen, salopen Schlendrian des Costüms. Im modischen Leben dagegen ist es häufig die reifere Frau, welche sich am besten kleidet, und die junge Elevin der Eleganz kann der mütterlichen Lehren schwerlich entrathen.

VI.

Weibliche Eleganz.

Bei der modischen weiblichen Tracht ist der Zeug das Reale, die Prosa, das Trennende, das Aristokratische, die Form — und damit verstehen wir nicht etwa bloß den Schnitt, sondern auch Anordnung und Haltung — ist der Geist, die Poesie, das Verbindende, Gleichmachende, Demokratische. Die sogenannte französische weibliche Tracht greift mit den allgemeinen Ideen des Jahrhunderts in immer mehr Ländern und Ständen um sich, und die alten Volkstrachten verschwinden in dem Maße, in welchem überhaupt in den erst noch so stattlichen Ruinen des gesellschaftlichen Gebäudes des Mittelalters ein Gewölbe um's andere einstürzt. Die französische Tracht ist die Deklaration der Menschenrechte in Beziehung auf die äußere Erscheinung der Weiber: sie sind formell alle gleich vor dem Gesetze der Mode, aber materiell unterliegen sie der

allgemeinen bürgerlichen Ungleichheit. Der Mann thut recht, scheut Niemand, zahlt seine Steuern und ist für seine Handlungen nur vor seinem Gewissen und vor dem Gesetz verantwortlich, wie jeder; das Weib trägt Hut, Kleid Mantille, ungefähr wie jede. Aber dort wird das Steuerregister zur Skale des spezifischen bürgerlichen Gewichts, und hier begründet das Ensemble des Putzes in seiner Qualität einen analogen Unterschied; aber freilich nur das Ensemble. Denn greift man ein einzelnes Stück heraus, betrachtet man z. B. eine Reihe von Mantillen, von der herrlich schimmernden atlasnen mit dem kostbaren Spitzenbesatz bis zu der trübseligen, die, aus einem alten schwarzen Kleide geschneidert, in verdächtigen Nüanzen spielt, so könnte man sich sehr täuschen, wenn man die sogenannte Respektabilität der schönen Besitzerinnen darnach bemessen wollte.

Der Gebrauch theilt die äußere Erscheinung der eleganten Frau in mannichfache Phasen; und sie hat jede, das ganze, das halbe Negligé, den Anzug für den Wagen, das Kleid zum Morgenspaziergang, die halbe, die ganze Toilette, in ihrer Eigenthümlichkeit zierlich zur Anschauung zu bringen und das Ganze zu wohlgefälliger

Harmonie zu verschmelzen. Dies ist gleichsam, zwischen Lever und Coucher, ihre tägliche Umdrehung um sich selbst. Sie durchläuft aber auch eine jährliche Bahn um das Gestirn der Eleganz; sie legt, wie die Erde, mit jeder Jahreszeit einen alten Schmuck ab, einen neuen an; unendlich reicher, als ein langweiliger Trabant der Sonne, der jährlich zur selben Zeit dieselben Blüthen treibt, bekleidet sie sich jedes Jahr mit einer frischen Flora, und beschämt durch die wundervollsten Gebilde aus Papier, Sammt und Gaze unsern Herrgott selbst. Solche Eleganz, in unbeschränkter Uebung, ist natürlich nur die Sache weniger, durch Geburt oder Glück hochgestellter Weiber, und selbst diese müssen nebenbei von der Natur gut bedacht seyn, um einer richtigen Definition des modischen Lebens in vollem Maße nachzukommen: „le principe de la vie élégante est une haute pensée d'ordre et d'harmonie destinée à donner de la poësie à toutes choses.'

Eine solche Kleiderconstitution mit sinnreich abgewogenen Gewalten, diese ganze bunte und scheinbar willkührliche, aber am Ende doch organisch ineinandergreifende Hierarchie künstlicher Bedürfnisse ist ein sehr theures Regiment. Nicht

immer wird es, wo es standesmäßig besteht, auch zierlich und sicher gehandhabt; nicht selten wird es da, wo man es voraussetzt, nur geheuchelt, noch öfter da affektirt, wo es gar nicht hingehört. Aber man darf nicht weit in den Ständen herabsteigen, um zu bemerken, wie man jener eleganten Wissenschaftlichkeit immer mehr und immer ehrlicher entsagt und sich der Routine in die Arme wirft.

Noch einige flüchtige Bemerkungen, welche hierher gehören.

Der Anzug der feinen, müssigen weiblichen Welt ist, wie eben gesagt, in seiner Entwicklung vom Morgen zum Abend kunstmäßig in Gattungen und Arten getheilt, deren jede ihre Ansprüche und Rechte, ihre Verbindlichkeiten und Nothwendigkeiten hat. Sie zerfallen aber naturgemäß in drei bestimmt geschiedene Klassen. Die Reihe eröffnet das Negligé, nämlich das Hausnegligé mit seinen verschiedenen Abstufungen vom Nachtkamisol durch die **Robe de chambre** bis zu jenen Hausanzügen, welche das Weiche, Fließende der ungezwängten Natur durch halbe Maßregeln kunstreich darstellen. Den Beschluß macht der abendliche volle Putz mit dem bloßgelegten, entschiedenen Triumph der Kunst über die Natur. Zwischen

beiden in der Mitte stehen die Formen, welche der Straße und dem öffentlichen Orte angehören, die eigentliche öffentliche Tracht, deren Nüanzen, nach dem Gesetzbuch der Eleganz, bald mehr dem Negligé, bald mehr dem Putz, doch jenem in überwiegendem Maße angehören. Die laufenden Moden, welche sich auf diesen populären, forensischen Theil der Tracht beziehen, sind es vor Allem, was die große Mehrzahl der Weiber interessirt; sie sind für den großen Haufen der Adepten der Eleganz gleichsam das Brodstudium, das Zeit, Mittel und Fähigkeiten genugsam in Anspruch nimmt. Die Kunst, sich für seine vier Pfähle regelrecht anzuziehen, gehört zu den philosophischen Wissenschaften, in denen man nicht examinirt wird, und über die Kunst, einen Ball- oder Schauspielsaal nicht zu verunzieren, hört man Encyclopädie bei einem Privatdocenten.

Die Uniformität, soweit sie auch im Costüm der weiblichen Welt herrscht, ist vorzugsweise eine Straßengleichheit; und sie bezieht sich namentlich auf den eben genannten, von der Sonne beschienenen, oder von Schirm und Wagendecke beschatteten Theil des Anzugs. Und hier kann man bemerken, daß immer Ein Kleidungsstück

die verkörperte Parole der Eleganz in der laufenden Jahreszeit ist und alles Andere mehr oder weniger in der Bedeutung herabdrückt. Greifen wir ein Beispiel auf und weisen daran den gewöhnlichen Lebenslauf solcher Formen nach.

Die eben genannte Rolle spielte im Winter 1838 der große, meist mit Pelz besetzte Shawl von Sammt, Atlas oder Plüsche, halb Shawl, halb Mantel, zugleich Negligé und halber Anzug, von nüchterner Form im Ganzen, aber in den Details des Schnitts und in Stoff und Farbe dem Geschmack und der Laune, so wie den Ansprüchen an den allerneusten Bonton freien Spielraum laßend. Dieses Kleidungsstück verfolgte den gewöhnlichen Entwicklungsgang solcher Moden. Im einen Winter geboren, war es im folgenden zu seiner weitesten Verbreitung gelangt, und bald traten die gewöhnlichen Symptome der Ausartung ein, die dem Tod oder der Metamorphose vorausgehen.

Die Pariser haben längst das Naturgesetz gefunden und ausgesprochen: jede Mode, die bei ihrem Auftreten gute und schnelle Aufnahme findet, lebt zwei Jahre, oder vielmehr zwei analoge Jahreszeiten, und stirbt im dritten. Das

erste Jahr ist das der „Distinktion:“ die neue Form ist aristokratisch, ist Eigenthum und Aushängeschild der „sommités régulatrices.“ Die Mode frappirt, sie erscheint auffallend, barock, oft unkleidsam, und die Berichterstatter in den Modezeitungen verfehlen nie, zu versichern, wie ganz besonderes Talent und Geschick erforderlich sey, um sie mit Vortheil und Grazie zu tragen. Eine gewisse Scham schreckt in dieser Periode zahlreiche Weiber vom allzu Ausgezeichneten, oft Kostbaren und vermeintlich schwer zu Handhabenden zurück, und darüber läuft die Saison ab. Es ist nun aber, als ob die Mode, heiße sie Shawl, Mantel, Mantille, oder wie sonst, gleich den Gewächsen der Erde ihren Samen in den Boden niedergelegt hätte. Er keimt, während die Vegetation einer andern Jahreszeit blüht, und beim Eintritt der folgenden entsprechenden Saison geht er auf tausendfältig und bedeckt das Land. Was das Jahr zuvor vornehm sonderbar war, ist jetzt plötzlich wunderbar kleidsam; was, um dem Auge erträglich zu seyn, des Nimbus der höchsten Fashion bedurfte, ist auf einmal allgemeine Tracht, und es fällt keinem Menschen mehr ein, daß man besonders organisirt seyn müsse, um sich damit geltend zu machen.

Jede Mode verliert ihren Werth geraume Zeit vor ihrem Sättigungspunkt, und von dem Augenblicke an, wo sie aufhören will, auffallend zu seyn. Sobald dies eintritt, beunruhigt man sich in den höchsten Sphären, wo die Mode gemacht worden; ehe man sie aber entschieden umbildet oder ganz fallen läßt, sucht man meist die Distinktion in ausschweifenden Launen des Schnitts oder im Geschrei der Farben. So war der genannte Shawl bei seinem Auftreten ernst, meist dunkelfarbig; kaum fühlte er, daß er dem gemeinen Loose, Uniform zu werden, nicht entgehen könne, so suchte er das Heil der Vornehmheit, wie gewöhnlich, in einer Art Bouffonnerie, welche die Gesetzteren, Bescheideneren zurückschreckte: er färbte sich hellblau, citrongelb, rosenroth mit weißem Besatz; er fuhr in einen ganz neuen, noch nie da gewesenen Stoff, in buntfarbigen, geblumten Sammt; er hing sich hinten eine Kapuze an, erweiterte, drapirte sich, und wandelte sich fast zu einem kuriosen Mäntelchen um, von dem sogleich das alte Lied gesungen wurde: „qu'il demande une grace et une élégance parfaite.“

Die Vegetation der Moden blüht und reift gerade in den umgekehrten Jahreszeiten wie die

Früchte der Erde. Wenn das Leben der Gewächse im Winterfrost sich zurückzieht und schlummert, so wirkt dagegen der heiße Sonnenstrahl lähmend oder doch retardirend auf jene Welt von Formen, die im Lauf der Cultur aus dem Keime des paradiesischen Feigenblatts hervorgegangen ist. Sie gedeihen vorzugsweise bei Kerzenlicht, und die Pariser Opern und die Bälle und Cirkel der vornehmen Welt sind die eigentlichen Treibhäuser der seidenen und mousselinenen Früchte, deren Samen auf alle Blumenbeete Europa's getragen wird, wo er, wohl oder übel, und nur zu oft in Bastarden aufgeht. Im Sommer stockt dieser ganze Reproduktionsproceß, schon darum, weil die vornehmen Gärtner und Blumisten in Bädern, Landhäusern und Postkaleschen die Welt sich selbst überlassen. **Quand Auguste buvait la Pologne était ivre,** und wenn die Pariserin auf dem Lande Eselsmilch trinkt, ist die schönere Hälfte des fashionabeln Menschengeschlechts ein paar Monate lang ungewöhnlich nüchtern und vernünftig.

Es ist aber ein sehr angenehmes Schauspiel, wie diese weibliche schöne Welt vom Trieb zu gefallen in eine so compakte Masse vereinigt

ist und dabei mit so verschiedenen äußern und innern Mitteln demselben Ziele zustrebt. Dies ist es auch, was den, der die bezeichnenden Volks- und Standestrachten einer frühern Zeit vermißt, reichlich entschädigt, wenn er zu beobachten versteht. Auch hier zeigt sich wieder, was wir in einem frühern Artikel bei der männlichen Tracht auszuführen versucht haben, daß das Charakteristische keineswegs aus der Welt zu verschwinden droht, wie man so oft hören muß, daß diese Klagen für unsere Zeit recht eigentlich charakteristisch sind.

Die Politur, der alle Verhältnisse unterliegen, läßt um Ende immer noch mehr Unebenheiten zurück, als zuvor, nur werden sie immer weniger augenfällig und handgreiflich: es sind keine Berge und Thäler mehr, wohl aber Ritzen und Striche, die dem geübten Blicke so viel sagen, als das plumpste Relief. Und bei der weiblichen Modetracht ist dieses Relief wahrhaftig noch stark genug, und die paar Ellen Zeug, die paar Blumen und Schleifen, die um eine weibliche Gestalt geworfen sind, in Verbindung mit Haltung und Manier der Person, bezeichnen meist auf's Schärfste nicht nur den Stand, nicht nur die wirklichen und vorgeschützten Geldmittel,

sondern auch den individuellen Charakter, besonders hinsichtlich des Talents für Repräsentation.

Das ganze Wesen des weiblichen Putzes bringt es mit sich, daß er, wenigstens bei nicht ganz oberflächlicher Betrachtung, über die Stellung des Individuums in der Gesellschaft an sich weit mehr aussagt, als der männliche; andernseits aber herrscht unter den Weibern weit mehr als unter den Männern ein Element der Gleichheit in Beziehung auf den Zweck und Erfolg jedes sorgfältigeren Anzugs. Jedermann weiß, wie zauberhaft der ärmlichste Putz durch natürlichen Takt und Geschmack gehoben wird, während der stolzeste Pomp dieser Poesie nimmer entbehren kann. Das Weib fühlt so gut, als es der Mann weiß, daß auch in der Toilette der Geist über die Materie siegt, daß nur durch natürliche Grazie, nur durch das unmittelbare Gefühl für das Anständige und Passende dem bunten, vielfachen Substrat von Wolle und Seide die Kraft eingehaucht wird, zu gefallen oder gar zu bezaubern. Aber die Eitelkeit macht, daß Jede diese Eigenschaften bei sich geradezu voraussetzt, und daher rücksichtslos auf den Wettlauf des Luxus und der Raffinerie sich einläßt,

während in der Wirklichkeit die Natur ihre Gaben so ungleich vertheilt hat, als das Glück.

Just dieser ewige, Alles durchdringende Conflikt zwischen der Naturanlage und den äußern Mitteln macht die Betrachtung der weiblichen Tracht und ihrer Wechsel zu einem Studium, das auch noch andere Leute anziehen kann, als Putzhändler, Schneider und die Weiber selbst. Den Mann in der Gesellschaft interessirt dabei keineswegs das Material an sich, sondern der Geist, in dem es verarbeitet und zur Schau getragen wird. Wenn man auf vergangene Zustände zurückgreift, ist man allerdings auf die Betrachtung des Stoffes verwiesen, und muß aus der Beschaffenheit desselben, aus der todten Garderobe Schlüsse ziehen auf den Geist der Tracht, der uns unmittelbar nicht mehr zur Anschauung kommt. Aber in der lebendigen Gegenwart beschäftigt uns all der bunte Kram von Zeugen, Federn und Blumen, der vor unsern Augen entsteht und wiederum vergeht, nur als Substrat für den Humor des Costüms, nur sofern er auf Köpfen und Schultern bedeutsame Pantomimen aufführt. Eine ganze Reihe personificirter Tugenden und Schwächen macht hier ihre Evolutionen: naive Grazie und berechnete

Koketterie, edle Einfalt und hochmüthige Einfachheit, Abundantia, welche ihr prachtvolles Rad schlägt, und Penia, welche die Federn, die jener entfallen, zu einem Afterstaate aufputzt.

Es ist unterhaltend, wie die Aussprüche der Mode, welche, so einfach sie scheinen, nicht selten sehr sibyllinischer Natur sind, so sehr verschieden aufgefaßt, interpretirt und in Ausführung gebracht werden, und es ist erstaunlich, wie oft der Buchstaben der Mode tödtet, während ihr Geist nicht ganz so oft lebendig macht. Hier erfreut es, wie eine aufgedrungene Form nach dem körperlichen Bedürfnisse und dem geistigen Ausdruck der Person gewandt modifizirt und geistreich angepaßt ist; dort belustigt ein wunderliches Stoffsurrogat im orthodoxesten Schnitt, das sich keck zur Höhe der Tagesfeinheit hinauflügt. Hier erscheint ein Bouquet, eine Schleife, ein Juwel als ein liebliches Epigramm, dort als ein zweideutiges, das heißt unzweideutiges Aushängeschild. Nicht selten bricht der natürliche Liebreiz siegreich durch eine Hülle, welche, lächerlich in jedem andern Falle, hier als das rührendste Mißverständniß der Schneiderordnung des Tages erscheint; ein andermal erregt ein Anzug im korrektesten Styl nur die Vorstellung, daß dieser

Putz im Schranke sehr artig seyn muß, und dem wahren Freund des schönen Geschlechts thut es immer wohl, wenn der alleinzige Hut besser getragen wird, als der, welcher am selben Tage Vorgänger hat und Nachfolgern Platz macht. Immer ist es aber die Harmonie oder Disharmonie zwischen dem natürlichen oder anerlernten Geschick, der individuellen Eitelkeit, den Standesansprüchen und Erfordernissen und den äußern Mitteln, wirklichen oder creditirten, was bald den befriedigenden Eindruck macht, wie ein gelungenes Kunstwerk, bald ergötzt, wie ein glücklicher Naturalismus, ein andermal den Spott, das Mitleid oder gar den Unwillen herausfordert.

Bekanntlich bietet ein hohes Gebirg in den warmen Landstrichen gleichsam einen Auszug aus der ganzen Flora der Erde dar: am Fuße wuchert auf dem heißen Boden die saftigste, üppigste Vegetation in tausend Formen; aber je weiter aufwärts an den Flanken des Gebirges, desto ärmer, ernster, einförmiger wird die Pflanzenwelt, und hoch oben am ewigen Schnee ist die dürre Flechte am verwitternden Gestein der verklingende Abschiedsgruß der belebten Natur.

Nach derselben Abstufung, nur in umgekehrter Richtung, schrumpft die Flora des weiblichen

Putzes in den Ständen abwärts zusammen, aber nur an sich, keineswegs in der Erscheinung. Nur etwa für die beiden Endpunkte trifft das Gleichniß in jeder Hinsicht zu. Die Gefährtinnen der Herren dieser Welt sind die Lilien, die nicht säen und nicht ernten, und sich doch köstlich kleiden; sie bewohnen ein Feenreich, wo die freiwillig aufgeschossene Saat von Sammt und Seide prachtvoll wogt und schwankt, Spitzen und Gaze in Cascaden stürzen, Paradiesvögel durch die Wipfel schweifen und Juwelenkästchen wie reife Cocusnüsse von den Bäumen fallen. Und dort, wo das heitere Reich der Mode an die kalte, farb- und formlose Masse des Pöbels gränzt, nickt eine fahle Blume am Basthut, wie die Zwergbirke an der Felsenstirn, und der köstliche Pekin mit dem schimmernden Relief verhält sich zum Sonntagskleidchen mit dem gedruckten muntern Muster, wie der Schmelz des saftigen Wiesenteppichs zu der Flechte, die die Steinwand wehmüthig bunt malt. Aber in allen, zwischen diesen Extremen liegenden Regionen herrscht der rastlose Trieb, sich zu einer reicheren Vegetation hinaufzuarbeiten, als die relative Höhe über dem Meer, das heißt die Tiefe unter der tonangebenden Salonswelt, naturgemäß mit sich bringt.

Dieser fast Alle beseelende Wetteifer im Dienst des Luxus und der Mode erscheint aber als ein Kampf mit der Natur, welcher, ernstlich und umfassend geführt, die meisten zu sehr erschöpfen müßte, und so beschränken sie sich für den ostensiblen Theil des Putzes auf die künstliche Blumenzucht. Man wendet den besten Dünger auf das Treiben von Hüten, Shawls und modischen Zeugen, und Frauenzimmer, deren sonntägliches oder überhaupt öffentliches Auftreten mit ihrem Habitus am Werktag oder im Familienkreise in auffallendem Widerspruche steht, gleichen einem Kartoffel- oder Hanfacker, aus dem man unmittelbar in ein Treibhaus tritt, wo die Kinder einer wärmern Zone, Pisang und Mimosen, hinter Scheiben kränkeln. Unter diesen Umständen muß nicht selten die Blumistik dem Ackerbau Eintrag thun; über dem Putz, den man haben will, leidet der Stoff, den man haben muß, und der Anstand, den man sich geben möchte, verderbt gar oft den, den man hat.

Dieses rastlose Ringen nach Eleganz, oder doch dem Schein derselben, äußert sich nun aber in der großen Mehrzahl der Stände nach sehr verschiedenen Graden und Arten. Es kommt dabei darauf an, was man sich Alles, positiv und

negativ, erlaubt; ob man geradezu mit dem blindesten Empirismus aller Methode entsagt hat, oder sich von einer gewissen Philosophie der Tracht leiten läßt; ob man irgend eine neu aufkommende Form rücksichtslos an sich reißt, oder ob man sie, wo nicht prüfend an die eigene Persönlichkeit hält, was so sehr selten geschieht, so doch bedenkt, welche Reformen im übrigen Anzug der Neuerung entsprechen müssen. Dieses Moment erklärt besonders den oft seltsamen Weg, auf welchem eine neue Modeordonnanz in den verschiedenen Ständen zur Ausführung kommt. Dies geschieht oft durchaus nicht gleichförmig von oben nach unten, sondern in barocken Sprüngen. Nur Ein Beispiel.

Die Damenhüte sind bekanntlich starken Schwankungen in der Form, namentlich in der Größe unterworfen. Kommen nun plötzlich sehr kleine Hüte auf, so werden sie in der Regel Hüte von ziemlichem Umfang zu verdrängen haben. Wer nun, einzig auf die Form erpicht, an summarisches Verfahren gewöhnt ist, hat sich rasch einen kleinen Hut aus dem alten großen zugeschnitten und denselben siegreich aufgestülpt. Mancher höher gestellten Frau ist es vielleicht nicht gegeben, so flink zu seyn, weil sie sich nur neue Hüte

anschafft, und sie überdem nicht nur mit dem Kopf, sondern auch mit dem übrigen Anzug, so weit er um dieselbe Zeit Modificationen erlitten, in die Mode kommen will. So kann es sich ereignen, daß eine Mode von den niedrigsten Ständen keck aufgegriffen wird, und gerade deßhalb schnell wieder verschwindet, während mittlere Stände erst noch Anstalten machen, ihr mit Besonnenheit zu folgen.

Es gibt immer etwas, das im gegebenen Augenblick für ganz besonders modisch und elegant gilt, sey es nun ein Stoff, oder eine Farbe, oder eine Form, ein Haarputz, eine Mantille, ein Shawl u. s. w. Da gibt es nun Leute genug, die sich hastig eines solchen Modeprachtstücks bemächtigen, und sich damit ohne Weiteres in den Meridian der Eleganz gerückt glauben, wie der Knabe, der einen Federbusch aufsteckt, sich flugs zum Soldaten phantasirt. Manches Weib dagegen, das denn doch gewohnt ist, sich etwas harmonischer und vollständiger zu equipiren, kommt nicht dazu, etwas zu berücksichtigen, was ihre übrige Tracht kompromittirte, und das wieder von der Tagesordnung verschwunden ist, wenn sie ihre Toilette erneuert.

Dasselbe ist der Fall mit gewissen eleganten Manövers, welche für den letzten Ausdruck der

guten Lebensart gelten. So sieht man jetzt feine Damen Fächer und diminutiven Sonnenschirm oder Marquise zugleich in der Hand führen, und es könnte leicht seyn, daß eine Hand, welche mit Federwisch und Kochlöffel Bescheid weiß, sich zu diesem Kunststück befähigter fühlte, als manche zartere Hand, die vorzugsweise darauf eingeübt ist, die Blätter eines Romans umzuwenden. — Nach ein paar Tanztouren sind bekanntlich Handschuhe und Atlasschuhe um ihre erste jungfräuliche Frische; es wird daher in der feinsten Welt Sitte, daß die Tänzerinnen von Zeit zu Zeit abtreten, um sich mit neuen Schuhen und Handschuhen zu versehen. Man gedenkt dabei des Brauchs in guten Häusern, nach jeder Schüssel die Bestecke wechseln zu lassen. Bei den Tanzbelustigungen der mittlern Stände wird jene Raffinerie schwerlich so bald Eingang finden; man kann sich aber recht gut Kreise denken, in denen man sie nur simulirte, und dadurch würde die Summe der Modethorheiten um einen köstlichen Zug bereichert. Und die deutsche Tanzweise gibt noch folgenden Gedanken an die Hand. — In Ländern, wo der Contretanz vorherrscht, mag durch jenes Manöver der Zweck so ziemlich erreicht werden, so daß der Ball, wie sich ein

Franzose ausdrückt: „avec les mêmes femmes, a l'air d'en avoir toujours de nouvelles.“ Aber da, wo Walzer und Galopp die Hauptrollen spielen, kommen nicht nur die Fuß- und Fingerspitzen der Damen mit färbenden und „flekrissirenden“ Gegenständen in Berührung; hier läßt der Handschuh und Ermel des Tänzers an gewissen Partieen Spuren zurück, merkbarer und entschiedener, als die verschwommenen Streifen, welche auf Daguerre's Tafeln andeuten, daß im Moment der Abbildung ein Vogel vorübergeflogen ist. In diesen Fällen wäre eine weit radikalere Erneuerung der Toilette erforderlich, und es thäte Noth, daß man je nach ein paar Trachten gleichsam nicht nur Teller und Besteck, sondern auch Servietten und Tischtuch wechselte.

Der Zweck, den jedes Weib mit ihrem Anzug erreichen will, und dessen sie sich nur mehr oder weniger bewußt wird, ist, in ihrem Kreise und über denselben hinaus zu gefallen. Der Geist, welcher das von der Sitte gebotene Material beherrscht und ordnet, muß dabei das Beste thun, und bei allem Drängen und Haschen nach Pracht und Raffinerie sagt den Meisten doch der Instinkt, daß in den Augen, auf welche die ganze Maschinerie vorzugsweise berechnet ist, in

den männlichen, Alles darauf ankommt, wie dieser Staat getragen wird. Die Eleganz im weitesten Sinne ist kein esoterischer Kultus, zu dessen Pontificat nur gewisse Kasten berechtigt und befähigt sind. Der Sinn für wahre Eleganz und die Befähigung, dieselbe zur Anschauung zu bringen, ist sicher unter den Individuen so ungleich und unter den Ständen so gleich vertheilt, als die poetische Anlage, und die Fülle der äußern Mittel thut dabei ungefähr nur so viel, als beim Genie die Bildung. Es könnte aber doch scheinen, als hätten wir eben in aristokratischer Gesinnung vorzugsweise der Weiber spotten wollen, welche nicht im Stande sind, sich als geborne Priesterinnen des Götzen der Mode in behaglichem Luxus zu wiegen und alle eiteln Gelüste des Herzens zu befriedigen. Allein wenn es uns um Spott zu thun wäre, so möchten gerade die feinsten Damen den passendsten, wohl selbst den reichsten Stoff bieten.

Bei den wohlhabendsten und materiell elegantesten Weibern stehen die inneren und die äußeren Mittel so häufig und so stark im Mißverhältniß, als im Schooße der Dürftigkeit, nur umgekehrt. Unzulänglichkeit in beiden Rücksichten, Mangel an Takt und Geschick bei

beschränkten Mitteln, bringt, wenn man sich damit auf das Eis der Eleganz wagt, zu wehmüthige Erscheinungen hervor, als daß man es über sich bringen könnte, die Geißel dagegen zu schwingen. Das entschiedene Talent dagegen, durch verständig angepaßte Form und glückliche Haltung die Blößen des Stoffs zu decken, aus nichts etwas, und aus wenig viel zu machen, ist wenigstens für männliche Augen so angenehm, daß es schwerlich einer andern komischen Behandlung fähig wäre, als einer solchen, wobei man dergleichen improvisirende Grazien siegreich denen gegenüber stellte, welche ihre ganze Kleiderpoesie gemacht überkommen. Ferner der eitle Leichtsinn bei relativer Dürftigkeit, der keck nach dem scheinbar Unerreichbaren greift und im Lügen von Opulenz und Vornehmheit die Meisterschaft hat, welche Horaz vom Poeten fordert; die geniale Koketterie, welche durch tausend Mittel, erlaubt und unerlaubt, einem zierlichen Körper eine glänzende Hülle zu schaffen und sie mit Vortheil zu tragen weiß — diese Erscheinungen sind allerdings satirisch zu behandeln, aber am Ende doch nur mit galligter, sittenpredigerischer Laune anzugreifen, die nicht unser Geschmack ist.

Aber prahlerischer Reichthum, der hier mit der innern, dort mit der äußern Bildung in mehr oder minder schreiendem Contraste steht; beringte und befiederte Hoffahrt bei einem weniger als mittelmäßigen Antheil von Takt und Geschmack, dieser gemeinen Mitgift des Geschlechts; ein roher, jede Neuerung grell und plump reproducirender, und gelegentlich Farben, Formen und Gattungen barbarisch vermengender Luxus; Personen, bei denen auf köstlicher Seide das köstlichere Juwel, und das verwunderliche Wort und die befremdende Geberde zusammenfluchen und schwören, wie sich der Franzose ausdrückt; Figuren, um welche, so lange sie sich nicht bewegen, die Gaze so malerisch geworfen bleibt, wie die Draperie um die Modellpuppe — hier ist es schwer, keine Satire zu schreiben. Oder vielmehr, es ist nur schwer, dem Lachen oder dem Unmuth über solche Widersprüche und Sünden zu gebieten, denen man, wohlgemerkt, keineswegs nur in den Kreisen der Geldaristokratie und der sogenannten Parvenus begegnet. Das Schreiben der Satire selbst aber möchte seine eigenthümlichen Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten haben, sofern nicht etwa das Laster der Koketterie an sich zu geißeln, sondern nur die

intellektuellen und materiellen Vortheile und Mängel, wie sie beim öffentlichen Auftreten des Geschlechts im Conflikt erscheinen, zu schildern wären.

In einem frühern Abschnitt ist der Versuch gemacht worden, einige Phasen der männlichen Eleganz in Porträts flüchtig zu zeichnen. In dieser Manier nun auch die Schwächen der weiblichen Eleganz zu behandeln, wäre nicht nur an sich für einen Mann ungleich schwerer, er könnte auch damit sehr anstoßen, desto mehr, je sorgfältiger er seine Farben mischte und je naturgetreuer die Schilderungen ausfielen. Denn es ist wohl zu beachten, daß beide Fälle durchaus verschieden sind. Beim Weibe ist die immer wache Aufmerksamkeit auf Anzug und Haltung, die selbstgefällige Repräsentation ein natürlicher Trieb; es ist in gewissem Maße eine Tugend des Weibes, seine Offensivwaffe, wie die Schaam seine Defensivwaffe. Beim Mann ist solche Aeußerlichkeit, solch stetes Bewachen seiner selbst zum Zwecke des Imponirens, immer eine Schwachheit; es artet oft zum unerträglichen Fehler aus, und durch einen Grad von Koketterie, der manches Weib hebt und verschönert, wird der Mann, jung oder alt, unausbleiblich geschändet. Auf die Gecken kann man nicht hart genug schlagen;

das Individuum, das sich getroffen fühlt, muß noch ein süßes Gesicht dazu machen, weil es den Schluß auf sich selbst nothwendig ablehnt oder ignorirt. Es könnte aber zur Grausamkeit werden, wenn man weibliche Figuren, als Repräsentanten gewisser Schwachheiten im äußern Auftreten, ausmalen wollte. Hier träfe der Spott meistens nicht Unnatur und Narrheit, sondern innere Beschränktheit und äußere Beschränkung.

Ob man der einen in dramatischer Scenerie gar zu augenfällig vorstellte, daß ihr kostbarer Staat das Löwenfell in der Fabel ist, und etwa der Styl, in dem sie diesen Staat bespricht, oder in dem sie den Fächer führt, die Rolle der verrätherischen Ohrspitze spielt; oder ob man der andern vorrückte, wie aus dem heitern Schmuck, den sie scheinbar mit der leichten, sichern Hand des Verstandes und des Geschmacks um sich ausgebreitet, gelegentlich die saure Mühe ehrgeiziger Armuth blickt — beides und alles Aehnliche thäte gleich wehe: es verletzte das Weib in seinem Innersten, das heißt in seinem Aeußern, das der unmittelbare Spiegel seines Innern ist. Wir gehen somit der Versuchung, eine Reihe weiblicher Figuren auftreten zu lassen, gerne aus dem Wege.

Doch Ein derber, unmittelbar aus dem Leben gegriffener Zug mag hier stehen; im Gemälde selbst wäre er als Pinselstrich gar nicht anzubringen, gerade weil es ein Faktum, und als solches unwahrscheinlicher ist als eine glückliche Fiktion. Eine längst in Gott ruhende Dame, in niedrigem Stande geboren, aber mit seltenem Reize begabt, war die Gemahlin eines hochstehenden Mannes geworden. Sie hatte sich schon geraume Zeit in diesen höhern Sphären bewegt, und sich mit größter Leichtigkeit in das ganze System der Eleganz eingearbeitet, als sie eines Tags in eine Modehandlung trat und sich Putzhüte zeigen ließ. „Befehlen die gnädige Frau," fragte der Commis auf der Leiter, „hier den Rosahut, oder dort den Lilahut zu sehen?" — „Nein," erwiderte die Dame, ihre idiotische Form für „gelb" in's vornehme Romanische transponirend, „geben Sie mir dort den Geelahut." Freilich fühlt nur ein süddeutsches Ohr die komische Kraft dieser Naivetät.

VII.

Der deutsche Pariser.

In ganz Deutschland ist schwerlich eine Stadt von vier-, fünftausend Einwohnern, in der nicht wenigstens ein Mann lebte, welcher einmal, sey es in welcher Absicht und Eigenschaft, Paris besucht hat. Wie wir einmal sind, ist eine seiner süßesten Erinnerungen das kitzelnde Gefühl, mit dem er nach dem Abfall des mitgebrachten hyperboräischen Puppengehäuses sich zum ersten Mal im Leben als ein wahrer, ein höherer Mensch, gleichsam als geflügeltes Insekt ausstaffirt sah. Wie bequem sich Alles umhergießt, gleich einer organischen gewachsenen Haut! Und ist es nicht ordentlich, als ob der sanfte Druck der kunstreichen Hülle alle Glieder wie Wachs in elegante Formen schmiegte und sie von selbst zu zierlichen Bewegungen determinirte? Wie ganz anders zu Hause, wo die unästhetischen Kurven und Ecken

des Körpers sich in die Kleider drücken, und der Frack erst dann bequem sitzt, wenn es nachgerade Zeit ist, an seinen Thronfolger zu denken!

Ein zweiter Lichtpunkt im Leben unseres Parisers ist die Zeit, wo er die fashionable Montur in der lieben Vaterstadt auf den Faden abtrug. Es thut ihm noch wohl, wenn er daran denkt, wie die Frauenzimmer das Tuch befühlten, die Taille maßen, die Nätherei bewunderten, und sich die hohe Summe, die das Alles gekostet, in Thaler oder Gulden übersetzen ließen. Und wunderbar! der Rock hatte fast die ewige Jugend und glich unter den Schneidergeburten auf der Scholle dem emigrirten Tanzmeister, der hochbetagt ein Bein zeigt und es setzt, wie kein Junger, und bald seit zwei Generationen ein Muster feiner Lebensart ist. Ja, Mancher kann sich nicht entschließen, das benedeite Kleid, in welchem er sich selbst so angenehm war, dem Juden vorzuwerfen; er gibt ihm das Gnadenbrod im Schranke, wie der Krieger der Rüstung, die eine Campagne mit ihm durchgemacht, und dieser Fleck daran erinnert ihn an das köstliche Frühstück bei Very, und jener Riß an das kuriose Abenteuer im Palais-royal oder der grande Chaumière, das er so oft erzählt hat, daß er es selbst glaubt.

Die französischen Provinzialen stehen ganz im selben Verhältniß zu Paris, wie unsere deutschen Zugvögel. Nur macht die größere Tiefe des Deutschen, daß er auch die äußern Vorzüge, die er dort erkauft, ernster würdigt; der hohe Tarif der Künstler erschreckt ihn nicht, und eine „Niaiserie,“ wie die, welche ich jetzt erzählen will, kann nur einem Franzosen begegnen.

Zur Zeit, da Brummel, der König der englischen Fashion und Kamerad des Prinzen von Wales, seine Kleider von Paris bezog, bekam man den herrlichsten Frack für 60 Francs. Derselbe Frack, der vor zehn Jahren 100 Francs kostete, wird jetzt den großen Männern in der Schneiderzunft mit 150 Francs bezahlt; kurz, der Frack schlägt regelmäßig jährlich um 5 Francs auf.

Ein neuer Deputirter hatte zu Hause einen eleganten Freund, der zu einer Zeit, als der Frack noch viel wohlfeiler war als jetzt, einen ganz frischen Anzug aus Paris mitgebracht hatte. Dieser sagt ihm vor der Abreise: „In Paris macht das Kleid den Mann. Du sprichst bei den Ministern vor, du kommst in ihre Logen in der Oper, wenn du anders gut stimmst: ein regelrechter Frack darf dir dabei nicht fehlen; ist dein Frack gut conditionirt, so verweilt das Auge

des Gouvernements mit Wohlgefallen auf dir, und der Gedanke liegt ganz nahe, wie gut sich ein rothes Band im Knopfloch des hübschen Fracks ausnehmen würde. Ich gebe dir ein paar Worte an meinen Schneider, den ersten in der Hauptstadt."

Dieser Weisung zufolge läßt sich denn der Honorable beim Schneider seines Freundes das Maß nehmen und fragt: „Wie hoch kommt mich der Frack?"

„Hundertfünfzig Francs."

„Was! Hundert Thaler für einen einfachen blauen Frack? Ei! da geht wohl etwas ab?"

„Wir handeln nie," erwiederte der Schneider, vornehm lächelnd; „treten Sie gefälligst in unsere Bureaux und lassen Sie sich die Bücher zeigen."

„Bei uns," meinte der Quinze-avril, „bekommt man einen ganzen Anzug für 80 Francs; freilich kaufe ich das Tuch selber. — Machen Sie mir den Frack, wenn ich das Tuch dazu gebe, so daß ich nur das Macherlohn zu bezahlen habe?"

„Wie es Ihnen gefällig ist; schicken Sie nur Ihr Tuch."

Der Deputirte kauft für 75 Francs blaues Tuch, schickt es dem Schneider, und dieser

bringt ihm drei Tage darauf selbst einen wundervollen Frack.

„Wie viel bin ich schuldig?"

„Wie schon gesagt, 150 Francs."

„Ja, aber Sie wissen wohl nicht mehr, daß ich das Tuch dazu gegeben?"

„Das Tuch! was liegt am Tuch! Wenn ich einen Frack construire, so ist der Zeug völlig Nebensache gegen die Façon, die Ausführung. Ich schlage das Macherlohn zu 150 Francs an und gebe das Tuch darein."

Wenn es wahr ist, daß auch die männliche Tracht, wenigstens in ihren Hauptzügen, von Paris aus bestimmt wird, so drängt sich uns von dort mehr und Entscheidenderes auf, als wir meistens selbst wissen. Es ist merkwürdig, welche Gewalt die im gegebenen Zeitpunkt unter den höhern Ständen landesläufig angenommene Tracht auf die Einbildungskraft übt. Es ist ein gewisses Mittelding zwischen der Kleidung, welche um die Schultern des Gecken, und derjenigen, welche am Rechen des Trödlers hängt, was im Durchschnitt das männliche Auge am meisten befriedigt, weil es nichts zu denken gibt, weil es kein Urtheil herausfordert, was das Kleid des Mannes eben nicht thun soll. Es erregt

gleiches Mißbehagen, ob Einer bei einem ältern Durchschnittsschnitt, wenn man so sagen darf, stehen geblieben ist, oder ob er einen frischen anticipirt; nur wird der Beobachter beim Einen ein ganz anderes Urtheil fällen als beim Andern. Seit es z. B. allgemeine Sitte ist, die Ermel an der Schulter ganz platt und die Beinkleider an den Hüften, wie überhaupt, anliegend zu tragen, erweckt ein Frack mit oben aufgebauschten Ermeln die Idee eines geschonten, selten hervorgezogenen Schrankhüters und sogenannten Gottestischrocks, und ein hübsches, aber am Gurt faltiges und sich nach unten verjüngendes Beinkleid macht den Eindruck rustiker Eleganz in der äußersten Arrièregarde, die aber freilich durch eine Frontveränderung in der Mode leicht, wenigstens oberflächlich betrachtet, zur Avantgarde werden kann.

Es gehört zum Charakter unserer unter sich so sehr verschiedenen deutschen Städte, wer in jeder die Menschen sind, welche die von den Pariser Schneidern erfundenen, mehr oder minder extravaganten Trachten zuerst zur Schau tragen. An jedem Ort aber gehören diese sieggewohnten, vorgeschobenen Plänkler der Mode vorzugsweise wieder andern Ständen an: hier ist es der junge

Edelmann oder der liebenswürdige, kurz vor oder nach dem allgemeinen Frieden geborene Officier in Civil, dort ist es der Commis, der Schauspieler, der Künstler, zuweilen sogar der Schriftsteller, anderswo der junge Beamte. Immer ist es aber der interessante Menschenschlag mit Manschetten und hellen, knappen Handschuhen, und mit dem schelmischen oder schwärmerischen Auge, dessen idealisirtes Bild in Romanen und Schauspielen unter der weiblichen Welt so große Verheerungen anrichtet, und der in der Wirklichkeit ein uraltes Privilegium auf die Bewunderung ganz junger und gar nicht mehr junger Frauenzimmer besitzt. Man mag über diese Leute spotten, aber denjenigen, welche sich im Aeußern mit Bedacht in die Zeit schicken möchten, leisten sie wesentliche Dienste. Unter Männern von natürlichem oder angebildetem Geschmack ist es Mode, nie ganz in der Mode zu seyn, und jene schimmernden Personen dienen ihnen als Pharen zur Warnung vor den Untiefen der Abgeschmacktheit.

VIII.

Typen der Trachten.

Zur Zeit, da man in Frankreich mit der nächsten Vergangenheit auf ewig gebrochen zu haben meinte, glaubte man auch die äußere Sitte revolutioniren zu können, und entlehnte die Motive für die weibliche Tracht aus dem classischen Alterthum, von dessen Costüm man doch nur die verworrensten Vorstellungen hatte. In ganz Europa bekleideten sich die Weiber mit etwas, was, ernstlich oder ungefähr, eine römische Tunica vorstellen sollte; sie krönten sich mit dem Diadem der Konigin Juno und wölbten den Seidenhut zum befiederten Helm Minervens. Es war natürlich, daß sich die Göttin Mode, nachdem aus dem kaiserlichen Frankreich wieder ein königliches geworden war, vom Rom der Imperatoren ab und wieder den Grazien zuwandte, welche so lustig, den Schäferhut auf den gepuderten Locken

und die Rosenguirlande quer über den Reifrock gezogen, dem Abgrund der Revolution zugetaumelt waren. Seitdem mußten alle Formen, die seit Catharina von Medicis einander abgelöst hatten, Muster leihen, und wenn schon die Erfinder bei der Composition eines Anzugs nicht selten verschiedene Perioden wunderlich vermischten, so wurde in der Praxis, welche die Moden immer nur stückweise honorirt, die Verwirrung noch ärger. So, sollte man glauben, hätte die Tracht völlig in's Charakterlose verschwimmen müssen, und doch ist dem nicht so.

Eine Zeit kommt, sie mag sich geberden wie sie will, in keiner Beziehung aus sich selbst hinaus, weder in Kunst noch in Poesie, weder in transcendentaler noch in Schneiderphilosophie. Sie mag noch so gierig und scheinbar ohne Wahl nach schon Dagewesenem greifen; einmal unterließe sie es, wenn es ihr nicht Bedürfniß wäre, und dann unterläßt sie nie, in der Nachahmung und Combination etwas Eigenes hervorzubringen, das sie wenigstens für die Nachwelt, im Guten oder im Schlimmen, charakterisirt. So ist es auch mit der weiblichen Tracht. Wie viel man auch früheren Jahrhunderten abborgen mochte, der Genius des neunzehnten

führte die Scheere, und der keckste antiquarische Schneider opferte mit dem coup de main, den er am Ende dem Balg, zarter der „Dépouille“ einer Pompadour oder Ninon de l'Enclos gab, dem Geschmack seiner Zeit, der alles durchdringend und unvermeidlich in der Luft sitzt. Und so war es von jeher.

Durch das ganze Mittelalter war der Modewechsel rasch und bunt genug; die Texte der sich immer wiederholenden Verordnungen gegen den Kleiderluxus, in Verbindung mit den Monumenten selbst, beweisen, daß zu allen Zeiten Fremdes mit Begierde herbeigezogen, daß nicht nur die Muster des Landes, welches gerade im Geschmack den Ton angab, sey es nun Spanien, oder Italien, oder Frankreich, aller Orten nachgeahmt, sondern vielfältig selbst orientalische, ja sarmatische Formen versucht wurden. Trotz dem vermag man eine geputzte weibliche Figur aus irgend einer Zeit nach dem ganzen Typus der Tracht so bestimmt in ein gewisses Jahrhundert, ja in den Bruchtheil eines solchen zu versetzen, als man das Alter von Abteien und Thürmen nach dem Baustyl schätzt. Auch wir, seit zwanzig und mehr Jahren, haben mit allem Cinquecentismus u. s. w. doch immer nur Novecento gemacht,

und eine Folgezeit wird, wenn sie es der Mühe werth hält, das Costüm der Ehebrecherinnen Monsieur Scribes in seinem Gesammtcharakter besser als wir und so zu fassen wissen, wie etwa das Costüm der Gemahlin Orgons im Tartüffe vor unserm innern Auge steht. So wenig dereinst ein Antiquar gewisse antikisirende und gothisirende Palläste und Kirchen einer andern Zeit aufbürden wird, als eben der unsern, so sicher setzt er irgend ein Porträt von Lawrence oder Stieler gerade dahin, wo die Eisenbahnen in die Welt kamen und dafür so Vieles Abschied nahm.

Das nosce te ipsum ist den meisten Menschen umsonst gepredigt; aus denselben Gründen erkennt die ideale Persönlichkeit einer Zeit ihre eigenen Entwickelungen nur in sehr verschwimmenden Umrissen: so ist es auch beim Gegenstand, den wir hier besprechen. Wir sehen den Wald vor Bäumen, das abstrakte Weib unserer Generation, nach Costüm, wie nach Geistes- und Gemüthsrichtung, vor lauter Weibern nicht. Ueber dem ewigen Wechsel im Zufälligen, das sich als Hauptsache aufdrängt, entgeht dem gemeinen Blick das Bleibende, das Gemeinschaftliche; der unaufhörliche Strudel einander ablösender Farben

und Formen, Federn und Bänder, Spitzen und Blumen läßt uns die Knoten übersehen, welche in der Bewegung ruhen, und an diesen Knoten haften eben die allgemeinen Begriffe des Zeitalters von Anstand und Grazie und verrücken sich nur sehr allmählich. Durch diese Punkte nun, deren es immer viele, groß und klein, gibt, geht jedesmal die Linie, welche ein Costüm in seiner Abstraktion wie ein Sternbild abreißt. Dieser Umriß wird aber immer erst dann recht deutlich, wenn er keine Geltung mehr hat, und so werden erst unsere Enkel und Urenkel von unserer Tracht, in ihrem Gemeinsamen und Bezeichnenden, ein so scharfes Bild bekommen, wie wir eines vom Costüm zur Zeit Elisabeths von England und Heinrichs IV., oder im Jahrhundert Ludwigs XV. haben.

Es ist mir schon oft so vorgekommen, als ob einem diese Fundamentalpartien der gegenwärtigen weiblichen Tracht am deutlichsten würden, wenn man genau beobachtet, wie Schauspielerinnen Costüme ferner Länder und Zeiten an sich reproduciren. Die männlichen Schauspieler, die Liebhaber ausgenommen, schlüpfen ganz ehrlich in ihre Masken, binden ihre Bärte um und ziehen ihre geschlitzten Hosen an; aber die

Weiber auf den Brettern kommt es gar zu sauer an, eine Hülle überzuwerfen, welche die Grazie entweder geradezu tödten oder doch die freie Entwicklung derselben beeinträchtigen könnte. Der Instinkt sagt ihnen aber ganz richtig, daß, wie die Mimik überhaupt, so namentlich die Grazie in fremdartigen Formen gar leicht erstickt, daß sie dagegen bei weitem das vortheilhafteste Spiel hat, wenn sie die Linien und Falten der allgewohnten Tracht in Bewegung setzen darf. Sie thun daher das Gehörige für Flitter und Farbenspiel, lassen es sich aber nie nehmen, die verschiedensten Masken im Wesentlichen möglichst dem Tagesgeschmack zu nähern. Sie wissen dabei ihre koketten Anachronismen nicht selten auf's Anmuthigste und Sinnreichste zu maskiren, und der Zuschauer wird es nicht inne, daß die Mimik, welche diesen mittelalterlichen, orientalischen, Bauern- und Feentrödel beseelt, ihm besonders durch Linien und Formen gefällt, die er an seiner Frau oder an seiner Geliebten gewöhnt ist. Jedes Weib weiß, was wir hier meinen, und die Männer, die es nicht auch wissen, mögen sich darnach umsehen.

Wenn wir, mitten in das Leben unserer Zeit gestellt, über die historische und malerische

Bedeutung unserer Tracht kein rechtes Urtheil haben, und am Ende weniger wissen, wie sich unsere Weiber ausnehmen, als wie sich unsere Urgroßmütter ausnahmen, so entschädigt dafür reichlich der Genuß, das unmittelbare Werden und Blühen zu beobachten; dabei zu seyn, wie Tag für Tag die glänzenden Blüthen der Industrie von tausend zarten Händen auf tausendfache Art, und doch nach Einem Muster, zu einem Selam gewunden werden, der am Ende immer dasselbe sagt, aber im mannichfachsten Ausdruck, von der platten Prosa bis zum sinnigsten Reimspruch; es mit anzusehen und zu genießen, wie so viele leichte, heitere, liebenswürdige Geister die Kunst des Gefallens treiben, ut apes geometriam; es zu verfolgen, wie eine Mode, stolz, reformatorisch, wie ein junger Regent, auftritt, wächst, auf Millionen Füßen schreitet, aber ihr Ziel findet, wie alles Leben, und verscheidend, gleich dem sterbenden Delphin, noch in den buntesten Farben aufflackert und mit ihrem Tode so wenig eine Lücke in der Welt läßt, als der einzelne Mensch, wenn er heimgeht.

Betrachten wir dagegen Porträts aus längst vergangenen Zeiten, so fassen wir wohl den

Gesammthabitus in scharfen Umrissen, aber sie sind steif und todt. Die Contouren mit ihren Falten, Schnörkeln und Schleifen, die einst, vom Puls des Lebens gehoben, eine so beredte Sprache führten, die Kleinode und Beiwerke alle, einst die Freude der Besitzenden und Sitzenden, die kleinen Koketterien, einst das Entzücken des liebevollen Beschauers — Alles hat für uns den wahren Sinn, die eigentliche Bedeutung verloren, und dieses ganze erstarrte Leben blickt uns unbeschreiblich wehmüthig, oder nach Umständen und Stimmung abgeschmackt an. Man gedenkt fast mit Grauen der Zeit, wo die muntere Flora unserer Lebenssitte auch so dürr im Herbarium der Geschichte liegt, wo dieses volle, reizende Leben im heitern Schmucke der Zeit, gespenstig, unverstanden nur an Papier und Leinwand klebt. Ob dann die glänzende Madame O. und das reizende Fräulein B., deren Porträts die letzte Kunstausstellung schmückten, auch so nichtssagend und ein Spott der Albernen und Leichtsinnigen aus ihren Rahmen blicken, wie dort beim Trödler oder in der Familiengalerie die Frau in der hohen Frisur mit Schönpflästerchen und dem ungeheuern Blumenstrauß am breitgestreiften seidenen Caraco, oder das Mädchen mit Schäferhut, Chignon und

bauschigtem Halstuch, das ein Körbchen mit Täubchen im Arme hält?

Was für prächtige Frauenbilder auf jener Ausstellung! Es war, als hörte man überall den Atlas rauschen und die Fächer klappern; man sah die Federn nicken und die Cashemirs stolze Wellen schlagen, man roch die Blumensträuße und parfumirten Handschuhe. Wie anmuthig und natürlich schwingen und verbinden sich die Linien zum Kopfputz über den lieblichen Gesichtern, und darunter zur Umschreibung der Büste, der Arme, der schmalen, oft wie schmalen Taille! Und Alles das, als könnte es gar nicht anders seyn, als verstände es sich von selbst, wie die Bergcontouren am Horizont unseres Geburtsorts.

O wonder!
How many goodly creatures are there here!
How beautous mankind is!

Man könnte wahrhaftig wünschen, unser Herrgott möchte diesen Gräfinnen, Geheimehofräthinnen und Bankiersweibern lieber gleich das geschmackvolle Gefieder festwachsen lassen, damit sie es für alle Zeiten ihrer Descendenz als organische Mitgift überlieferten.

Es thut ordentlich wehe, wenn man in Gedanken solche Bilder aus der Gegenwart um wenige

Generationen in die Zukunft hinaufrückt und sich den kalten, profanen Blick einer in andere Formen eingelebten Zeit darauf gerichtet denkt. Was jetzt an Farbe, Form und Gruppirung im Organismus der gebieterischen Sitte nicht nur gerechtfertigt, sondern gefordert ist, erscheint dann dem fernstehenden, uneingeweihten Auge als freie Wahl des Individuums, und ein anders gebildeter Geschmack verurtheilt geradezu als abgeschmackt, was nur nothwendig war. Der bedeutsamste Schmuck wird zur kindischen Spielerei, Distinction wird zur Grimasse, Feinheit zur Albernheit, und die naseweise Enkeltochter vergibt der Eltermutter ihren grotesken Ungeschmack nur wegen des unverkennbaren, interessanten Familienzugs im jugendlichen, liebenswürdigen Gesichte.

Ich war einmal veranlaßt, mit einigen Frauenzimmern bei einer berühmten Modistin in einer bedeutenden Stadt Deutschlands einzusprechen, und dort drängte sich mir noch ein anderer Gedanke auf. Noch im vorigen Jahrhundert hatte auch die weibliche Tracht ihre Klassen und Stufen, und die größere oder geringere Vornehmheit spricht sich auf den Familienbildern jener Zeit deutlich genug aus. Dem ist jetzt nicht mehr so, und am allerwenigsten bei Porträts. Wer einmal

die Kosten für ein solches aufwendet, sitzt in seinem besten Staat, und der Maler weiß wohl, daß die Koketterie, welche seine Technik mit Stoffen und Kleinodien treibt, noch lohnender für ihn ist, als die Galanterie, mit der er die Person selbst behandelt. Der Takt der Zeitgenossen läßt sich durch Glanz und Luxus der Lebenden nicht blenden: tausenderlei, Sprache, Haltung, Umgebung u. s. w. belehrt ihn rasch über die Stellung eines Weibes, wenn es ihm noch so imponirend entgegentritt. Aber im Gemälde ist nur Ein Audruck festgehalten, und zwar, im Interesse des Malers und der Abgebildeten, der vortheilhafteste und nobelste.

Wenn einmal, dachte ich, die Bilder unserer Weiber dem Kunsttrödel verfallen sind, so kann die Kritik im einzelnen Falle starke Mißgriffe kaum vermeiden, wenn es sich davon handelt, über die Identität einer abconterfeiten Person zu entscheiden, weil Costüm und Beiwerk über Rang und Stand so gut wie nichts aussagen werden. Ich erblickte nämlich, in das Besuchzimmer der Modistin getreten, über dem Sopha ein glänzendes Gemälde: ein weibliches Porträt, Kniestück, die Effekte von Atlas, Spitzen und Gold sehr gut wiedergegeben, ein rother Shawl als

obligate Folie nachlässig umgeworfen, das von dunkeln Locken umspielte, mit Perlen geschmückte Haupt sanft auf die Hand und der Ellbogen auf eine Console mit prächtiger Blumenvase gestützt, das Ganze herausfordernd, mit brillanter Technik hingeworfen, und der Ausdruck der ganz hübschen Person vornehm genug. Die ehemalige Putzmamsell und jetzige **Marchande de modes** bemerkte meinen prüfenden Blick und sagte, das Gespräch mit meinen Begleiterinnen unterbrechend, leichthin: „Mein Porträt! Wenn ich angezogen bin, bin ich's ganz!"

Welch tiefes Wort, sowohl in Bezug auf den Maler als auf sie selbst und ihr Geschlecht! Wenn sie angezogen sind, sind sie's ganz! Ich dachte nun aber: schwimmt dieses Bild auf dem Zeitstrom zufällig weit hinab, viel weiter als so viele tausend andere, und wird von einem Kunstkenner an's Licht gezogen, so erkennt er wohl sicher an Pinsel und Costüm das Zeitalter, dem es angehört, aber nimmermehr, wen es vorstellen soll. Nun entdeckt er aber in der Ecke den Namen des Malers; er schlägt, wenn sie glücklich erhalten sind, die monströsen Kunstregister des neunzehnten Jahrhunderts nach und findet richtig den Mann, mit der Notiz, derselbe habe

im Schlosse zu N. mehrere Zimmer mit Fresken geschmückt und dabei „bedeutsame Scenen aus deutschen Dichtern in eben so tiefer, sinnvoller Auffassung als ansprechender, von seinem schönen Talente das erfreulichste Zeugniß ablegender Ausführung zur Anschauung gebracht.“

Nach diesem Wink und andern scharfsinnig herbeigezogenen Umständen wird vielleicht der Kenner beweisen, daß das Bild eine Prinzessin Tochter des hochfürstlichen Hauses, dem der Meister attachirt gewesen, darstellen muß; und wenn dieses Haus dann noch nicht ausgestorben ist, so mag der Mann für die Umwandlung einer Putzmamsell in eine fürstliche Ahnfrau einen Brillantring erhalten, wenn anders dergleichen huldvolle Anerkennung des Verdienstes noch Mode ist.

Wir haben schon früher ausgeführt, daß Tracht des Zeitalters und herrschende Mode zwei sehr verschiedene Dinge sind, daß jene eben so zäh und beständig ist, als diese flüchtig und launenhaft, und daß der aufdringliche Reiz der Mode unsern Blick vom Wesen und der stetigen Entwicklung der Tracht abzieht, gerade wie der eifrige Zeitungsleser, vom unmittelbaren Eindruck der Tagesbegebenheiten befangen, nicht

dazu kommt, sich von der gemeinschaftlichen Richtung aller Bewegungen Rechenschaft zu geben. Das Costüm in dem Sinn des Worts, der die ganze äußere Sitte umfaßt, ist ein immer grüner Baum, der fortwährend einzelne Blätter abwirft, und neue, etwas anders gestaltete nachtreibt. So arbeitet er beständig an der Umgestaltung seines Charakters, aber im Großen bleibt sein Anblick derselbe, und erst nach langer Frist ist eine bedeutende Veränderung bemerkbar. Die Zeiten überliefern einander die jedesmalige allgemeine Gestalt des Baums, aber die abgeworfenen Blätter, die Moden, verweht der Wind der Geschichte, und wenn auch auf ein späteres Zeitalter von einzelnen die Kunde gelangt, wie sie ausgesehen oder geheißen, so begreift man doch nicht mehr ihren organischen Zusammenhang mit dem damaligen Zustande.

Dasselbe gilt von der ganzen Sittengeschichte, und dies ist es vorzüglich, was die Zeitalter einander entfremdet; sie begreifen sich in der allgemeinen Tradition des Geistes, der Sprache, der Sitte, des Glaubens und Wissens; aber der Kleingeist, der Tag für Tag mit Lust und Laune an den Lebensformen mäkelt, der Detailgeschmack mit seinen Liebhabereien und Aversionen, die

Begriffe von Anstand und Würde, Ehrbarkeit und Zucht, die Formen der Höflichkeit und Galanterie, das humoristische Spiel mit der Sprache, das Menschen und Dinge, Tugenden und Schwächen, Ereignisse und Moden charakteristisch tauft. — Alles dies überliefert sich nur stückweise und ist häufig, als aus dem Zusammenhang gerissenes Fragment, unverständlich. Wenn uns die verflossenen Jahrhunderte in diesen Beziehungen so fremd und sonderbar, und oft so roh anblicken, so dürfen wir uns wohl zuweilen vorhalten, daß in gleicher Weise so Manches, was uns in unserm Leben so sinnreich und geschmackvoll dünkt, unsere ganze Koketterie und Raffinerie, einer noch ausgebildeteren Zeit als ein Räthsel, als eine Thorheit oder plumpe Geschmacklosigkeit erscheinen wird.

Es ist natürlich, daß mit einer Mode bald auch die Bedeutung ihres Namens verschwindet. So weiß jetzt, nach dem Verfluß von kaum einer Generation, kein Mensch mehr genau anzugeben, was es eigentlich für Zeuge waren, welche der Franzose in seiner albern witzigen Manier souris effrayée, araignée méditant un crime, crapaud amoureux, puce en couches u. s. w. nannte, und unsere Modesachen à la barbe d'Ab-del-Kader u. s. w. werden in Kurzem Antiquitäten

seyn. Die ältern Schriftsteller, welche uns die meisten Züge aus der Sittengeschichte ihrer Zeit überliefert haben, wie z. B. Shakespeare und die spätern englischen Romandichter, Lesage und Molière, sind voll von Anspielungen auf Gegenstände des Costüms, die wir nicht mehr bestimmt zu deuten wissen. Man sollte glauben, dies gelte in noch weit höherem Maße von der weiblichen Tracht als von der männlichen; es ist aber wohl gerade umgekehrt. Das weibliche Costüm hat sich im Lauf der christlichen Jahrhunderte weit weniger wesentlich verändert als das männliche, wie der flüchtigste Blick auf die nächste beste Ahnenreihe zeigt. Denkt man sich vollends die beiderseitigen Typen der verschiedenen Jahrhunderte im Schattenriß, so sind die weiblichen Figuren weit gleichartiger als die männlichen. Dort weit mehr als hier läuft Alles darauf hinaus, daß das unveränderliche Substrat, wie es, im Gegensatz zur antiken Welt, im christlichen Abendland sich gebildet hat, nämlich die Haube oder der Hut, der unvermeidliche Ermel, die feste Taille, von welcher das Kleid weit herabfällt, vom Modegschmack launig umspielt wird.

Hiebei kann es nun nicht fehlen, daß vielfach analoge Formen in den verschiedenen Zeitaltern

sich wiederholen, und man darf darauf rechnen, daß man bei den Schilderungen der Schriftsteller sehr oft nur verschollene Bezeichnungen für wohlbekannte Dinge vor sich hat. Und wie oft paßt die Beschreibung buchstäblich in unsere jetzige Welt! Die folgenden Worte Shakespeare's könnten gestern geschrieben seyn:

— Komm, Schneider, laß uns seh'n!
Barmherz'ger Himmel! was für Maskenzeug!
Dies ist ein Ermel? 'ne Karthaune ist's!
Wie? auf= und abgekerbt wie Apfelkuchen!
Geschweift, gekneift, geschlitzt, gezwickt, gezwackt,
Als wie das Rauchfaß in der Baderei!

Oder: Putzhändler.

Der Hut, den Ew. Gnaden jüngst bestellt.

Petruccio.

Wie? was? nach einem Suppentopf geformt?
Ein Napf von Sammt! pfui! elend! abgeschmackt!
Ein Schneckenhaus ist's! eine Wallnußschaal'!
Ein lumpigt Ding! ein Bettel! Kindermütz'!
Hinweg damit! schafft einen größern her!

Katharina.

Nur ja nicht größer! Just so hat man's jetzt,
Und feine Damen tragen solchen Hut.

Petruccio.

Seyd Ihr erst fein, kriegt Ihr dergleichen auch,
Doch früher nicht.

IX.

Antike Tracht und weibliche historische Bildung.

Durch die ganze christliche Entwickelung des Abendlands hinauf, bis dahin, wo das Mittelalter rückwärts im Nebel verschwimmt und die Denkmäler uns fast ganz verlassen, befinden wir uns in Beziehung auf Costüm auf einem Boden, dessen Produkte uns nicht selten exotisch seltsam, aber doch sämmtlich als Gebilde Einer Natur, Einer Welt ansprechen. Die fleißigste Zusammenstellung der weiblichen Trachten aller Jahrhunderte zeigte am Ende nicht viel mehr disparate Formen, als sich dem Beobachter auf einem Streifzug über den Boden von Europa in der Gegenwart darböten. Ganz anders ist es aber, sobald wir die Schwelle des Alterthums betreten. Die finstern Jahrhunderte nach dem Fall des Römerreichs bilden eine Kluft zwischen der antiken und der christlichen Welt, jenseits welcher

die ganze äußere Sitte des Alterthums in verworrenen, völlig fremdartigen Bildern vor uns steht. Das Imperium, und damit auch die Diktatur im Costüm ging an die Germanen über, und es entgeht uns völlig, in welchem Verhältnisse sich römische und barbarische Elemente in der Tracht gemischt haben, wie sie uns auf den ältesten Denkmälern des Mittelalters entgegentritt.

Die zahlreichen antiken Monumente, die vielen Andeutungen der Schriftsteller reichen kaum hin, uns einen oberflächlichen Begriff vom Wesen auch nur der römischen Kleidung im Augustischen Zeitalter zu geben, und trotz den vielseitigsten gelehrten Forschungen, trotz den praktischen Versuchen einer Madame Händel-Schütz und eines Talma, weiß Niemand bestimmt, wie der Römer und die Römerin ihr charakteristisches Kleidungsstück, die Toga und Palla, umwarfen.

Es ist bekannt, daß die heutige Feinschmeckerei vom Tafelluxus der alten Herren der Welt, nicht nur was die Menge der zum Genuß herbeigezogenen Gegenstände, sondern auch was die Verfeinerung betrifft, weit überwogen wird. Wenn es auch zweifelhaft seyn möchte, ob es einem Großen der jetzigen Welt, der zugleich ein großer Gastronom wäre, auf dem Triclinium vor einer

echten römischen Cöna viel anders erginge als den Gästen des antiquarischen Arztes in Smollets Peregrine Pickle, so ist doch so viel gewiß, daß Essen und Trinken, und was damit zusammenhängt, zur Zeit der Blüthe des Reichs und des beginnenden Verfalls in ein durchdachtes System gebracht war, von dessen Raffinement unsere Zeit keinen Begriff hat. Dasselbe scheint nun auch von der Kleidung zu gelten. Die römischen Schriftsteller sind voll von Anspielungen auf den Kleiderluxus, und der elegantesten Dame in London, Paris oder Wien steht vielleicht keine so reiche Auswahl von Stoffen und Geschmeide zu Gebot als der vornehmen römischen Matrone. Ob erstere im Putze der letztern sich selbst und Andern gefiele, ist eine andere Frage.

Die Mehrzahl der gelehrten Ausleger ist der Ansicht, die einzelnen Stücke des Anzugs seyen sich fast unverändert gleich geblieben und der Modewechsel habe sich auf die Stoffe, die Farben und ganz unbedeutende Nebendinge beschränkt. Diese Meinung stützt sich vorzüglich auf die zahlreichen weiblichen Statuen und Denkmäler überhaupt, auf welchen weibliche Figuren abgebildet sind. Hier zeigen sich zwar die Gewänder, je nach dem Ausdruck der Gestalten, sehr verschieden

drapirt, bestehen aber fast immer aus denselben Hauptstücken. Doch dies beweist in so fern nicht viel gegen einen formellen Wechsel der Mode, als wir ja gar nicht wissen, ob nicht die römische Sculptur einen allgemeinen Typus der Nationaltracht festhielt und die Modedetails als zufällig und der Kunst unwürdig in den meisten Fällen ignorirte; und es gibt denn doch auch Denkmäler, auf denen die Gewänder Abweichungen zeigen, vom Haarputz und Geschmeide nicht zu reden. Wie dem sey, es gab schon in den blühenden Zeiten der Republik eine Menge Ausdrücke für weibliche Moden, die größtentheils gar nicht mehr zu deuten sind.

Natürlich geben die komischen Dichter in diesem Punkte die reichste Ausbeute. Wenn man die folgende merkwürdige Stelle des Plautus (Epidicus II. Akt) liest, so wird einem, als wäre der abgeschmackte Jargon einer Pariser Modezeitung in die rauhe römische Mundart zur Zeit des zweiten punischen Kriegs übertragen.

— Quid istuc est mirabile?
Quasi non fundis exornatae multae incedant per vias. —
Quid istae, quae vesti quotannis nomina inveniunt nova:
Tunicam rallam, tunicam spissam, linteolum caesitium,
Indusiatam, patagiatam, caltulam, aut crocatulam,

Supparum, aut subminiam, ricam, basilicum aut exoticum,
Cumatile aut plumatile, cerinum aut melinum; gerrae
maxumae.
Cani quoque etiam ademtum'st nomen. —
Haec vocabula auctiones subigunt ut faciunt viri.

Diese wunderlichen Worte mögen sich allerdings größtentheils auf Farben und Zeuge beziehen, aber gewiß nicht alle. Sicher sind hier und an andern ähnlichen Stellen mitunter auch eigentliche Formen gemeint, wobei nicht Alles auf die Art der Drapirung derselben unveränderlichen Nationalgewänder hinauslief. Wir werden aber sogleich darauf zurückkommen, daß das römische Modewesen, soweit es von Stoff und Farbe unabhängig war, uns allerdings vorzugsweise im letztern Momente, nämlich in der Drapirung bestanden zu haben scheint.

Den allgemeinen Sinn der obigen Stelle hat der deutsche Uebersetzer des Plautus, Danz, so wiedergegeben:

Was ist dabei zu wundern? als ob nicht
Gar viele durch die Straßen zögen, ganze
Grundstücke auf dem Leibe! — Vollends die,
Die alle Jahr den Kleidern neue Namen
Erfinden: da gibt's dünne, dicke Kleider,
Von Mousselin, Battist, Kalmuck und Biber,
Da gibt es ausgeschnitt'ne zum Skandal,

Chemisen, Roben, Jäckchen, und was weiter
Dergleichen Possen mehr sind. Selbst die Hunde
Sind ihres Namens nicht mehr sicher! — Die Namen
Sind an den vielen Auktionen schuld,
Die jetzt die Männer halten.

Der Uebersetzer hat sich darauf beschränkt, willkührlich einige wenige heutige Modeartikel an die Stelle der vielen römischen zu setzen; und er konnte nicht wohl anders, denn von der eigentlichen Bedeutung der meisten dieser Ausdrücke wußte selbst der selige Böttiger gerade so viel als die Leserinnen dieses Buches. Man denke sich eine späte Nachwelt mit ähnlichen, in der Literatur aufbewahrten Fragmenten unserer Sittengeschichte beschäftigt; man denke sich einen Antiquar, der etwa über der folgenden Beschreibung eines fashionablen Anzugs grübelt: „Robe en foulard broché à raies en zig-zag, giroflée sur blanc, garnie de deux volans; col de mousseline brodée, garnie de Malines; châle de mousseline carré garni d'Angleterre; capote de crep blanc à coulisses, bordée d'une rucho et couverte par de dentelles, d'où sortent deux branches de capucines; gants abricot; souliers guêtre en maroquin anglais et gros de Naples poussière; eventail d'ivoire

uni et feuille ancienne; ombrelle Marquise à monture de nacre etc.“ Wie wird man dies in zweitausend Jahren übersetzen, wenn dann ein neuer Böttiger alle zerstreuten Züge unserer heutigen Sitte in einer neuen Sabina sammelt?

Es wird wohl nicht unwillkommen seyn, wenn wir die weibliche römische Kleidung mit Rückblicken auf die unsrige im Allgemeinen kurz beschreiben. Wir wählen dabei als Führer ein Buch, in welchem verschiedene Seiten des römischen Lebens kritisch entwickelt werden, und das sich nicht nur durch Scharfsinn und Gelehrsamkeit, sondern auch durch angenehme Form auszeichnet: W. A. Beckers Gallus, oder römische Scenen zur Zeit Augusts.

Die vollständige Kleidung der römischen Matrone bestand aus drei Hauptstücken: tunica interior, stola und palla. — Die tunica interior, auch indusium genannt, war nichts als ein Hemd, das wenigstens in älterer Zeit keine Ermel hatte und etwa nur dann gegürtet wurde, wenn man es im Hause allein trug. Vorder- und Hintertheil wurden über der Achsel mittelst einer Fibula zusammengehalten, und das Kleidungsstück reichte nicht viel über das Knie herab. — Der wesentliche Unterschied zwischen der antiken und modernen

Tracht beginnt nun aber damit, daß die Römerin vom Schnürleib, der unnatürliche Schlankheit lügt, oder doch die Taille fest umschreibt, nichts wußte. Wenn es beim Lustspieldichter Terenz (Eunuchus II. Akt) heißt:

> Nicht gleicht die Jungfrau unsern Mädchen, welche die Mütter tief herab
> Die Schultern senken, den Busen schnüren heißen, daß sie schmächtig sind.
> Ist eine voller, heißt sie Fechtergestalt; dann wird die Kost
> Verkürzt. Ist die Natur auch gut, durch Zucht macht man sie binsengleich,

so sieht man leicht, daß hier der Hauptaccent nicht auf dem Schnüren (vincto pectore), sondern auf der schlank erhaltenen Diät liegt, während bei uns das Märtyrthum des Schnürnestels das der Kasteiung überflüssig macht. Aber auch unter dem vinctum pectus darf man sich kein Einschnüren in unserm Sinn denken, und die oft vorkommenden fasciae und strophia hatten eine ganz andere Bestimmung.

Ueber die tunica interior wurde die stola gezogen; dies war auch eine Tunica, aber meistens, jedoch nicht immer, mit Ermeln, die jedoch in der Regel nur zur Hälfte des Oberarms reichten. Sie waren nicht zusammengenäht, sondern

wurden außen durch Agraffen zusammengehalten. Das charakteristische Stück an dieser obern Tunica, dem Analogen dessen, was wir Kleid, robe nennen, war die instita, die Falbel am untern Rande. Ueber die Beschaffenheit dieser Falbel, über etwaige Wechsel in der Form derselben läßt sich nichts ermitteln. — Die Stola war nun aber länger als der ganze Körper und wurde daher so aufgegürtet, daß unter der Brust ein Faltenbausch entstand und die Instita auf die Füße herabreichte.

Hiezu kam endlich die palla; sie war für die Frauen das, was für die Männer die Toga, und wurde im Allgemeinen auch getragen wie diese; sie wurde auch nur beim Ausgehen umgenommen und vertrat daher gewissermaßen die Stelle unserer Umschlagtücher aller Art, nur daß ihr in Beziehung auf Repräsentation und wahrscheinlich auch auf Modewechsel eine weit höhere Bedeutung zukam. — Bei schlechtem Wetter und auf der Reise wurden von Weibern wie von Männern Mäntel getragen, paenula, amiculum, mit oder ohne Kapuze (cucullus).

Wir haben eben gesagt, die Palla sey behandelt worden wie das bezeichnende Kleidungsstück des Römers, die Toga. Diese Toga nun

hat unter allen Stücken der antiken Toilette der Kritik am meisten zu schaffen gemacht. Wie war sie gestaltet? wie wurde sie umgeworfen? wie war sie nach Stoff und Farbe beschaffen? Ueber diese Fragen besteht eine ganze Literatur. — Die klarsten Zeugnisse scheinen es außer Zweifel zu setzen, daß die Toga nicht etwa viereckig, sondern halbrund war; sie konnte aber, um den reichen Faltenwurf hervorzubringen, der von Augusts Zeit an immer verwickelter wurde, kein bloßer Kreisabschnitt, sondern mußte noch bedeutend weiter seyn. Die Weise, sie umzuwerfen, war nun Allem nach im Allgemeinen die: das Gewand wurde von hinten nach vorn über die linke Schulter geschlagen, so daß der eine Zipfel am linken Arm mehr oder minder herabhing; dann zog man es hinter dem Rücken weg nach vorne und faßte es etwa in der Mitte seiner Weite faltig zusammen, so daß der obere Theil als sogenannter Sinus herabfiel, der untere Leib und Schenkel bedeckte. So entstand der unter dem rechten Arm hervor schräg über die Brust sich ziehende Faltenbausch, der umbo. Der Rest des Gewands wurde sofort über die linke Schulter und den Arm geschlagen, der somit doppelt bedeckt war. Die Sache hat übrigens ihre eigenthümlichen

Schwierigkeiten, und man kommt häufig nicht zu Stande, wenn es sich darum handelt, die Toga von antiken Statuen in Gedanken abzuwickeln.

Aus zahlreichen Winken der Autoren geht hervor, welche Sorgfalt auf den Wurf der Toga verwendet wurde; ja der elegante Römer ließ die Toga schon vorher künstlich in Falten legen und diese Operation jeden Abend wiederholen. Man schob dünne Bretter zwischen die Falten, und der künstlich gefaltete Bausch wurde durch Zangen (custodibus forcipibus) zusammengehalten, bis man das Gewand umlegte. Wenn nun schon die Männer mit der Toga solche Koketterie trieben, so läßt sich leicht denken, daß die Weiber mit ihrer Palla noch viel weiter gingen, und daß von ihnen auch schon der Faltenwurf des eigentlichen Kleides, der Stola, mit der größten Aufmerksamkeit behandelt wurde. Und hierin nun, in der verschiedenen Art der Drapirung, scheint uns das Hauptelement der antiken Moden zu liegen, soweit nur von der Form die Rede ist. Eine an verschiedenen antiken Statuen uns jetzt kaum merkliche Abweichung in der Art, wie der Faltenbausch der Stola sich entwickelt und fällt, war vielleicht eine markirte Mode, war so hoch wichtig und entscheidend, als bei uns ein Herauf- oder

ein Herabrücken der Taille. An der Palla vollends lassen sich unzählige Modificationen denken, je nachdem der rechte Arm mehr oder weniger bedeckt wurde, der Sinus sich weiter oben oder weiter unten bildete u. s. w.

Was sind unsere Moden im Schnitt anders, als erstarrte Ideen, als zugeschnittene und festgenähte Draperie, die am Ende doch das Freie und Phantastische in den Brechungen der Stoffe heucheln soll? Das Verfahren der Römerin ist nun gewiß natürlicher und künstlerischer zugleich. Sie gehorchte vielleicht der Mode in der Art, wie sie den Faltenwurf an gewissen Stellen absichtlich herbeiführte; aber sie und das Gewand behielten dabei den größten Theil ihrer Freiheit: das Gewand fiel, wie es ein einziger künstlerischer Griff mit sich brachte, und sie hatte es beständig in ihrer Gewalt, durch leises Hin- und Herrücken den Geschmack des Tages mit den Bedürfnissen oder Ansprüchen ihrer Körperlichkeit in Einklang zu bringen. Bei diesem System konnte eine Mode weit weniger, als bei uns, Weiber von gewisser körperlicher Beschaffenheit, die großen oder die kleinen, die vollen oder die zarten, in offenbaren Nachtheil setzen. Wenn aber eine Draperie, welche für Eine componirt

und festgenäht worden, von Allen auf gut Glück überworfen wird, so kann es unmöglich fehlen, daß sich Viele compromittiren.

Was den Stoff betrifft, so trug man lange nur Gewänder aus selbstgewobener, naturfarbiger Wolle; man hatte schwerere (toga densa, pinguis, hirta) und leichtere (toga rasa) Zeuge, letztere zur Sommerkleidung. Mit dem Waschen der Kleider gab sich die römische Matrone nicht ab; sie wurden, wenn sie unrein waren, dem Walker (fullo) übergeben. In Pompeji sind die Ueberreste einer fullonia aufgedeckt worden, deren Wände mit Gemälden verziert sind, die sich auf die Walkerei beziehen und uns vollständiger belehren, als alle zerstreuten Winke der Schriftsteller. Man sieht hier, wie die Kleider in der Lauge mit den Füßen (alternis pedibus) getreten werden; weiterhin ist eine weiße Tunica an einer Stange ausgespannt und wird von einem der Walker mit einer Karde in Gestalt eines Pferdestriegels bearbeitet; ein anderer bringt ein rundes Gestell herbei, das einem weitläuftig geflochtenen Hühnerkorb gleicht, und über dessen Bestimmung man nicht im Zweifel seyn kann: die weißen Kleider wurden nach dem Waschen geschwefelt, und das Gestell diente dazu, die Gewänder darüber zu

breiten, während darunter die Schwefeldämpfe entwickelt wurden. Man erblickt ferner die Presse mit Doppelschraube, in welcher das gereinigte Zeug die letzte Appretur erhielt. Das Kleid verlor natürlich durch das Waschen an Werth. Von Heliogabalus wird erzählt, er habe nie etwas Gewaschenes getragen, weil dies bettelhaft sey. Er wird hierin, wie in manchem Andern, nur der Praxis luxuriöser Weiber gefolgt seyn, wie es ja auch unter uns manche gibt, welche ein farbiges kostbares Gewand kaum so lange tragen, als ein weißes braucht, um seine erste Frische und Unschuld zu verlieren.

Nach der gewöhnlichen Annahme kamen die Kleider fertig vom Webstuhl und hatten also keine Naht. Dies scheint aber keineswegs ohne Einschränkung zu gelten; schon bei der Toga sprechen ausdrückliche Zeugnisse dagegen, und beim Mantel, der paenula, scheint es vollends gar nicht möglich. Die Stücke wurden vielleicht für jedes einzelne Kleid besonders gewoben und sofort von den Hausschneidern (vestiarii, vestifici, paenularii) zusammengesetzt, deren Namen in den Sklavenlisten häufig vorkommen. Ob diese bloß Leute von der Nadel waren, oder ob sich unter ihnen Genies befanden, welche neue Schnitte

erfanden, steht dahin. Es ist, wie schon oben bemerkt, nicht wahrscheinlich, daß in einer so raffinirten Welt nicht auch hierin sollte gekünstelt worden seyn. So viel ist indessen gewiß, der allgemeine durchgreifende Charakter der Tracht war der Art, daß die Dame nicht, wie es bei uns ist, einen Schneidergedanken fertig und ohne Weiteres um sich werfen konnte: sie mußte, mit Beistand ihrer Zofen, Tag für Tag ihren Gewändern den Pli der Mode geben; sie mußte gleichsam ihr ganzes Aeußere frisiren, während umgekehrt gegenwärtig im Grund nur das Haar drapirt wird, und bei jenem Verfahren begreift sich auch eine lange Toilette ungleich leichter als beim unsrigen.

Seidenstoffe kamen erst im Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung auf, und auch dann sind unter serica meistens nur halbseidene Zeuge (subserica) zu verstehen, wobei der Aufzug Lein und nur der Einschlag Seide war. Ganz seidene Kleider (holoserica) galten wegen ihres sehr hohen Preises immer als Verschwendung; auch hierin erscheint Heliogabalus, der zuerst ganz seidene Kleider getragen haben soll, nur als weibisch; denn die holoserica stola mulierum kommt schon weit früher vor. Aber eben wegen der großen Kostbarkeit der Seide wurden diese Stoffe sehr dünn,

florartig gewoben, und es ist bekannt, wie oft die berüchtigten Coa von den Sittenrichtern gerügt worden sind.

Unter den ersten Kaisern, ja schon früher, wurden die Männer häufig und immer mehr dem eigentlichen Nationalkleide, der weißen Toga, ungetreu. Man trug die Paenula und die Lacerna, einen dem griechischen Pallium ähnlichen offenen Mantel, wahrscheinlich in allen Farben. Aber lange noch blieb die weiße Toga das eigentliche Staatskleid, ohne das man nicht anständig im Theater, bei öffentlichen Spielen, vor dem Kaiser erscheinen konnte. Wenn Kaiser Commodus einmal „gegen die Sitte" die Zuschauer in Mänteln (paenulatos) statt in der Toga erscheinen hieß, so war dies schon ein Vorbote vom Verfall der Etikette, wie wenn es in unsern Tagen in einem Circular des Hofmarschallamts heißt: Se. Hoheit haben zu bestimmen geruht, daß die Herren in langen Beinkleidern und Stiefeln erscheinen dürfen. Wie weit von den Matronen etwas Aehnliches gilt, ob auch bei ihnen unter gewissen Umständen die Schicklichkeit das nationelle Weiß gebot, ist wohl nicht zu bestimmen, jedenfalls aber wurden von ihnen farbige Gewänder schon frühe getragen. Pallae purpureae, coccineae,

amethystinae, canthinae etc. werden häufig genannt, und auf den Gemälden in Pompeji und Herculanum tragen selbst die edelsten Gestalten weit weniger weiße, als farbige, namentlich himmelblaue und veilchenblaue Gewänder; bei einer Figur ist Tunica und Palla himmelblau, mit goldenen Sternen besäet. Wir haben hier freilich keine Abbildungen römischer Matronen vor uns, allein auf den Zeitgeschmack scheint man daraus doch schließen zu können.

Daß die Römerinnen, was den Farbenglanz einfacher Stoffe betrifft, unsern Damen nichts zu beneiden gehabt hätten, geht zwar aus jenen Gemälden nicht unmittelbar hervor, ist aber an sich sehr wahrscheinlich. Es bleibt dahingestellt, ob die Produkte der Handstickerei mit den Wundern unserer automatischen Webstühle einigermaßen wetteifern konnten; aber das Allermerkwürdigste ist, daß man bereits vielfarbige, durch ein unserm Kattundruck ähnliches Verfahren producirte Zeuge kannte. Sie scheinen zur Zeit des Plinius eingeführt worden zu seyn, und dieser kann sich selbst nicht genug darüber wundern. Er sagt (XXXV. 11. 42): „In Egypten färbt man (pingunt) Kleider auf ganz wunderbare Art. Man trägt nicht Farben auf die weißen Zeuge auf,

sondern verschiedene Säfte (medicamenta), welche die Farben ansaugen. Ist dies geschehen, so sieht man auf den Zeugen nichts, taucht man sie aber sofort in eine Kufe mit heißer Farbe, so werden sie alsbald gefärbt herausgezogen. Und das Wunderbare dabei ist nun das: in der Kufe ist nur Eine Farbe, aus dieser werden aber auf dem Zeuge mehrere, je nach der Qualität des aufnehmenden Stoffs." Darf man hiebei an eigentlichen Kattundruck denken? ahmte man damit vielleicht gestickte Stoffe nach, wie unser vielfarbiger Druck auf Baumwolle und Wolle ein wohlfeiles, speciöses Surrogat für gewobene Dessins ist?

Zum Beweise, wie viele Luxusgewerbe es schon während der Republik gab und wie viele „Faiseurs" eine elegante Dame hatte, mag hier noch eine Stelle aus Plautus stehen (Aulularia III. Akt. Uebersetzung von Köpke).

Da sieht man Walker, Sticker, Wollarbeiter steh'n,
Putzhändler, Bortenmacher, Hemdenhandelsleut'
Und Schleierweber, Färber in violett und gelb;
Dann Ermelmacher, Spezereihändler auch,
Kaufleute, die mit Leinwand und mit Schuhen steh'n;
Dann sitzend Schuster- und Pantoffelmachervolk;
Es stehen Sohlenmacher, Malvenfärber da,
Haarlockenkräusler, Schneider — Alle fordern Geld.

Die Römerin hatte keine Modejournale; lernte sie vielleicht die Kunst des Anzugs auf anderem Wege? Kann aber diese Kunst überhaupt gelehrt und gelernt werden? Ich wüßte nicht, daß sie irgendwo in vornehmen weiblichen Erziehungsinstituten ein Lehrfach wäre. Könnte man aber vielleicht die dort üblichen Vorträge über Seelenlehre etwas beschränken, und dafür über Sympathie und Antipathie zwischen den Farben der Stoffe und den Graden des Teints lesen? oder die Proportionen der Himmelskörper summarischer abmachen, und dafür nach den einfachsten Grundsätzen der Geometrie die Verhältnisse des weiblichen Körpers erklären? Ich weiß es nicht, nur das weiß ich, wo man die geheimnißvolle Kunst der Toilette niemals lernt — aus Modejournalen. Nach dem Modejournal wird man elegant, wie man nach dem Reimlexicon dichtet.

Die höhere Bildung des Mannes wird sich immer auf die Geschichte der Menschheit stützen müssen; sie ist die Mutter aller Weltweisheit, und wem der Geist derselben ganz fremd ist, wird in allen Bestrebungen, die über das Gewerbe und die Detailkrämerei in der Wissenschaft sich erheben, ewig ein Stümper und Naturalist bleiben. Das verständige Weib mag sich auf ein summarisches Bild

der Vergangenheit und der Phasen der geschichtlichen Entwicklung beschränken; man sollte aber meinen, die Einzelnheiten der Sittengeschichte wären ein desto ersprießlicheres Bildungsmittel für die Höhern des Geschlechts. Beim historischen Unterricht in weiblichen Erziehungsanstalten muß man immer an den Acker im Trinummus des Plautus denken, auf dem man höchstens den dritten Theil der Aussaat wieder bekommt. Der alte Philto räth, auf dieses Feld die bösen Sitten zu säen, ob man sie nicht vielleicht durch Säen gänzlich wegbringen könnte; wir möchten aber allen Ernstes rathen, Sitten und Gebräuche aller Völker, häusliche und öffentliche, Trachten und Lebensformen aller Art, Geräthe, Geschirre, Hauben, Schnürleiber, Geschmeide, kurz alle weiblichen Waffenstücke auszustreuen, und von Dynastien, Schlachtfeldern, Eroberungen, gefallenen Reichen, Concilien und Friedensschlüssen nur das Unentbehrlichste darunter zu mischen. Ob nicht die Ernte besser ausfiele? Das höher stehende Weib erwärbe sich dadurch im Bereiche des äußern, geselligen Lebens, wo sie als Meisterin walten soll, ein Analogon jener Philosophie, deren der Mann, welcher in das Getriebe des Staats oder der Wissenschaft eingreift, nicht entbehren kann.

Eine Behandlung der Geschichte, wie wir sie für's weibliche Geschlecht im Sinne haben, könnte vielleicht dazu beitragen, den Kreis derjenigen zu erweitern, welche sich in ihrer eigenthümlichen Sphäre mit schönem Maaße, mit Sicherheit und Anmuth bewegen. Manche gebildete junge Dame hat die Weltgeschichte nach ihren Perioden an der Schnur, und behält sie auch, so lange ihr Herz noch keine eigene Geschichte hat. Sie weiß, wodurch die römische Republik zu Grunde gegangen, und was Alles den endlichen Sturz des Reichs verursacht; sie kennt die Quellen der französischen Revolution, und wie Mißbrauch der Freiheit zum Despotismus geführt. Es ging schrecklich durcheinander in der Welt, aber am Ende doch so natürlich, daß es schier nicht anders seyn konnte. Dagegen fällt ein neuer Ermel, eine neue Haube wie ein Wunder in ihr Leben, wie ein Ereigniß ohne Zusammenhang, und es wird nur zu oft auch so ergriffen, als ob es mit nichts zusammenzuhängen brauchte.

Die umfassende historische Bildung gibt dem Mann Gleichgewicht und Haltung im Handeln wie im Urtheil; sie zeigt ihm, wie im Lauf der Zeit immer und überall aus dem Conflikt derselben Kräfte dieselben Erscheinungen hervorgehen,

nur in verschiedener Potenz; sie beschränkt den Flug thörichter Wünsche und Erwartungen und kräftigt den Zug schöner, gerechter Hoffnungen. Derselben Vortheile genießt in ihrer Art die Frau, welche sich bei den Ereignissen und Reformen in der Sitte des Tages die Entwickelungen der Sittengeschichte vorzuhalten vermag. Sie weiß, was von Versuchen, das Leben zu verschönern, in der Welt schon dagewesen ist, und wie es dagewesen ist; sie weiß, daß die Formen, in welche der Schönheitstrieb des Menschen seine Bedürfnisse gießt, sich immer wiederholen, nur in anderem Zusammenhang, und so läßt sie sich nicht von der nächsten besten Mode erschrecken oder blenden. Sie unterscheidet die todtgebornen Neuerungen von den lebensfähigen, sie fühlt, welcher sie mit Vortheil folgen kann und durch welche sie und Ihresgleichen an bedenkliche Abgründe geführt würden; sie sieht mit geübtem Scharfblick voraus, wie sich diplomatische Verwicklungen zwischen dem Anhang verschiedener Ermel oder Umschlagtücher lösen werden, und so verzweifelte, trostlose Händel, wie der mit dem Erzbischof von Köln, sind zum Glück in der Welt der Moden noch viel seltener als in der politischen.

Es ist etwas Schönes um solche Geistesfreiheit, wie wir sie recht Vielen unserer Frauen wünschen, wenn auch nur im Urtheil und in der Wahl; denn freilich, wenn es sich vom selbstständigen, positiven Schaffen handelte, müßten sie noch viel früher als der Mann dem Schmerze begegnen, daß man seinem Geschicke nicht entflieht und thun muß, was man nicht lassen kann. Sind und bleiben wir doch fast im ganzen Bereiche der äußern Sitte ein erobertes Land, und die Aufgabe unserer Frauen beschränkt sich wesentlich darauf, daß sie ihre Ketten mit Anstand tragen und harmonisch damit rasseln.

Deutschland hat sich bei seinen Nachbarn Achtung zu verschaffen gewußt; die Franzosen fangen an zu fühlen, daß der Spott, den sie in gewissen Beziehungen über uns auszugießen gewohnt waren, auf sie selbst zurückfällt. Aber noch gibt es Seiten des Lebens, in denen sich Frankreich besonders stark fühlt, und diese greift es fortwährend mit Behagen auf, um uns, gleich trunkenen Heloten, seinen Kindern zum Spaß und zur Abschreckung vorzuführen; hierher gehört die grace allemande, und Demoiselle Fanny Elsler ist ein doppeltes Mirakel, weil sie eine Deutsche ist. — Die französische Wissenschaft greift bei

Namen wie Humboldt und Niebuhr an die Mütze; die schöne und geistreiche Welt beugt sich vor den Schatten Goethe's und Beethovens und dechiffrirt die Späße Jean Pauls und Hoffmanns so ernsthaft als Champollion die Hieroglyphen; aber für diese aufgedrungene Achtung rächen sie sich durch impertinente Erfindungen, wie folgende Geschichte, welche vor Kurzem in Pariser Blättern zu lesen war.

„Vieux habits, vieux galons. — Ein französischer Reisender ist kürzlich in einem Städtchen im Hanauschen Zeuge eines hochkomischen Auftritts gewesen. Wie meist in Deutschland, zerfällt die Bevölkerung daselbst in drei Klassen: Adel, Bürgerschaft, höherer Handelsstand. So streng diese drei Kasten umschrieben sind, kommt man nichts desto weniger zusammen, besucht sich gegenseitig, und bei den allgemeinen Festlichkeiten wetteifert Alles in französischen Moden. Was aus Paris kommt, wird mit Jubel aufgenommen, was in Paris gemacht ist, ergreift man, auf den Frachtbrief hin, mit Entzücken. Der Reisende wurde zu Gastmählern, zu Abendgesellschaften eingeladen, und er stutzte ein wenig über den Anzug der Damen und Fräulein, zumal man ihm von ihrem Geschmack und ihrer Eleganz viel Rühmens

gemacht; aber welche Ueberraschung, als er zum erstenmal einen Ball besuchte! Adelige Damen, Bürger- und Kaufmannsweiber wetteiferten an Pracht und Lächerlichkeit: ihr Anzug war ein fabelhafter Mischmasch von Moden aus den letzten Jahren der Napoleonschen Zeit und vom Anfang der Restauration. Als Mann von Welt begnügte sich unser Franzose, in die Faust zu lachen; indessen bewegten sich die Tänzerinnen vor ihm mit solcher Sicherheit und Selbstzufriedenheit, sie waren sichtbar so seelenvergnügt, daß sie vor einem echten Pariser so ganz französisch, so ganz parisisch auftraten, daß er nicht umhin konnte, auf den Busch zu klopfen. Man denke sich sein Entsetzen, als er hören mußte, die Stadt, wo er so freundlich aufgenommen worden, sey seit länger als einem halben Jahr auf's Kläglichste mystificirt! — Der Polizeidirektor, in dessen Sprengel das Städtchen gehört, war nämlich zugleich Buchhändler; er hatte gelegentlich eine Menge Kupferplatten gekauft, die zu einem längst eingegangenen Modejournal gehört hatten, und nun verbreitete er Abzüge davon mit bedeutendem Profit auf dem platten Lande, weithin im deutschen Bund. — Kaum war jetzt der Betrug enthüllt, so erhob sich ein furchtbares

Geschrei. Erst wollte man alle neuesten Moden in einem allgemeinen Auto=da=fe' opfern; aber man besann sich, löschte die Brandfackeln, und durch die Gefälligkeit des Reisenden, welcher der weiblichen Welt in *** einen so wesentlichen Dienst geleistet, sah man sich bald auf das Laufende der Pariser Moden gesetzt, welche durch die Habsucht eines Spekulanten so schmählich compromittirt worden waren."

Dieser Hohn ärgert uns, gerade weil uns damit recht geschieht. Es klingt nun sonderbar, und doch ist es so: wenn diesem Mißbehagen etwas das Gleichgewicht hält, so ist es unsere Schadenfreude darüber, daß die große Nation in ihrer Niaiserie solche Albernheiten ihren Zeitungsschreibern auf's Wort glaubt.

X.

Verfeinerung.

Wenn man einen Blick auf die Geschichte der Moden seit zwanzig, dreißig Jahren zurückwirft, so läßt sich nicht verkennen, daß den Trachten, welche der Franzose costumes de ville nennt, gegenwärtig eine gewisse, allerdings schwer zu definirende Eigenthümlichkeit zukommt. Wenigstens ist die absichtliche Nachahmung der Formen des vorigen Jahrhunderts hier viel weniger auffallend als beim vollen Putz. Dieser behauptet fortwährend den seit Jahren angenommenen Rococcharakter, und er ist consequenterweise sehr reich, ja überladen: Sammt und schwere façonnirte Seidenzeuge mit Spitzen, doppelte Kleider, Perlen, Geschmeide, Blumen aller Arten. Es ist merkwürdig, wie man hier beim Copiren der alten Moden die verschiedenen Perioden durcheinanderwirft und doch wieder auseinanderhält, indem man, je nachdem die Stoffe nach ihrem

allgemeinen Charakter mehr dem siebzehnten Jahrhundert, oder mehr dem achtzehnten entsprechen, bald die Formen des einen, bald die des andern herbeizieht. Für Kleider von Sammt und Brocat werden die Zeiten Ludwigs **XIII.** und **XIV.**, für Ballanzüge von Tüll und Crepp die Ludwigs **XV.** und **XVI.** wieder auferweckt.

Wir haben schon früher Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß jede Zeit, in Allem, und so auch in der Tracht, bei der größten scheinbaren Willkühr und Launenhaftigkeit in Streben und Wahl, einem geheimen Gesetze gehorcht und sich unwillkührlich selbst zeichnet. Dies thut nun auch die gegenwärtige Periode. Das kokette Maskenspiel mit urgroßmütterlichen Moden in Tracht und Hausgeräthe ist an sich schon charakteristisch; es verräth, daß die lustige Zeit des eleganten Cynismus und der gepuderten Grazie noch in manchen frisirten und parfümirten Köpfen als poetisches Abendroth am Horizonte steht; es zeigt, daß die Sage vom Paradiese, aus dem die Eva des achtzehnten Jahrhunderts mit Reifrock, Fontange und Mouchen ausgetrieben wurde, noch immer in sehnsüchtigen Herzen fortgepflanzt wird. Es ist sehr bezeichnend, daß jene „Vieillerie" vorzugsweise nur die höchsten Gattungen des Anzugs

ergreift, den Putz zur Assemblee, zum Ball, zum Schauspiel. Hier ist man mehr oder weniger unter sich, hier kann man mit wehmüthiger Lust die Protestation gegen den unaufhaltsamen Lauf der Welt im Rauschen der Volans, im Klappen der Fächer, im Rasseln des Geschmeides bedeutsam austönen lassen. Betrachtet man die Formen des vollen Anzugs, wie sie gegenwärtig herrschen, aus diesem Gesichtspunkt, so macht es einen höchst sonderbaren Eindruck, wenn man auch die Weiber und Töchter des sogenannten Volks am großen Tage die Tracht ihrer Großmütter tragen sieht, aber im nobilisirten Styl, der das Air der Marquisin postulirt.

In denselben Sphären, von denen die Gesetze für die Repräsentation im Anzug, gleichsam für das historische Fach desselben ausgehen, wird auch der Anstoß zu den Trachten des öffentlichen Orts, wir möchten sagen, zum Genre des Costüms geben. Wie kommt es nun, daß an letzteren Formen immer des Altväterischen verhältnißmäßig weit weniger haftet, daß sie weit moderner erscheinen, sofern sie wirklich mehr von unserer Zeit sind? Es fließt dies aus derselben Fatalität, welche auch den vornehmsten Gedanken zwingt, sich im Verkehr mit der Welt, wie sie einmal ist und täglich

mehr wird, in ein zugebendes, resignirendes Wort zu fassen. Auch bei den höchsten Ansprüchen verbittert man sich ja nur das Leben durch laute Opposition gegen die große Mehrzahl deren, welche jene Ansprüche gar nicht oder nur sehr zweideutig honoriren. Man nickt lächelnd zu den empörendsten, aufdringlichsten Behauptungen des Zeitgeists, wenn beim Neinsagen nichts herauskommt, oder man sich gar lächerlich macht. Dasselbe Bedürfniß der Ruhe im Niveau der Menschheit modelt nun auch die Tracht, in der man sich in den großen Haufen mischt. Wie der aristokratische Gedanke in gemischter Gesellschaft sich in mild versöhnender Form ausprägt, so nehmen alle Ideen zur Toilette, welche für den öffentlichen Platz bestimmt ist, unwillkührlich eine bürgerlichere, herablassendere Miene an. Im Sammthut und Kamaschen, im Muff und Seidenshawl lebt man in Gottes Namen mit dem Jahrhundert, dessen Kind man ist. Ganz consequent nimmt daher die Fashion alle Trachten, mit denen sie sich einer gewissen allgemeinen, öffentlichen Gleichheit unterwirft, nur als Neglige', höchstens als halben Putz in Anspruch. Der Straßenanzug ist ce qu'on dit, der eigentliche Staat ist ce qu'on pense; und wenn man immerhin auch bei jenem Eclat und

Auszeichnung sucht und findet, so geschieht dies doch nur in einem Maße, welches mit den sonstigen, offen eingestandenen Ansprüchen vollkommen im Verhältniß steht.

Wer sich dem schwierigen und wahrscheinlich undankbaren Geschäft unterzöge, eine Geschichte der Tracht im Abendlande seit den frühesten Zeiten zu schreiben, würde besonders den Gedanken festzuhalten haben, daß auch auf diesem Gebiete die Entwickelung einer analogen Linie folgt, wie Alles, was der Mensch in Idee und Wirklichkeit schafft und baut und fortbildet. In der Detailgeschichte ist überall unruhige, lärmende Thätigkeit, ein Fordern und Widerstehen, ein Hinüber- und Herüberziehen, ein Verkürzen und Erweitern, ob es sich nun von Verfassungen, von Rechten und Ansprüchen handelt, oder von Wissenschaft und Kunst, oder vom äußern Schmuck des Lebens, von Kleidung und Geräthe; aber in Allem zeigt sich am Ende, im Verhältniß zum großen Lärm, nicht viel oder nichts, was der Rede werth wäre, verändert, wenn man auf's Große und Ganze sieht.

Wie ungemessen ist nach allen Richtungen menschlicher Thätigkeit die Leidenschaft, der Wunsch des Einzelnen, Neues zu erleben und selbst zu

produciren, und wie beschränkt ist selbst die Kraft der Gesammtheit in Umwandlung des Kleinsten wie des Größten! Die Menschheit hat oft so lange daran gearbeitet, ein Wamms oder einen Kragen loszuwerden, als einen Rechtsbegriff oder ein Dogma. Alle bedeutende Veränderung erfolgt nur sprungsweise, und in den ruhigen Zwischenzeiten wird nur das Alte in Staat, in Kirche und Garderobe hin und her gewendet, gekerbt und gekniffen, und man freut sich lärmend vermeintlicher Neuerungen, die sich im Lauf der Geschichte nur als phantastische Umschreibungen des längst Dagewesenen oder gar als Rückgriffe erweisen. Ja, die Tracht, wie sie unter ewigen Wechseln und wiederkehrenden Ausschweifungen ihren Gesammtcharakter doch nur sehr allmälig ändert, ist ein wahres Bild der Geschichte der Menschheit selbst. Wohl rückt diese, gleich unserm Sonnensystem, beständig fort, einem unbekannten Ziele entgegen; aber diese Bewegung wird nur nach sehr langer Frist bemerkbar, und im gegebenen Zeitpunkte gewahrt man nichts als im Wirbel der täglichen und jährlichen Umdrehungen das ewig Alte. — Die Metamorphosen, die der Europäer im Lauf der Jahrhunderte mit seiner äußern Erscheinung wahrgenommen, zeigen recht deutlich,

daß die tausendfüßige Larve des Geschlechts zwar allgemach eine Haut nach der andern abschiebt, aber ein Wurm bleibt und nie zum geflügelten Insekte wird.

Wir haben schon früher bemerkt, daß die weibliche Tracht durch alle christlichen Jahrhunderte ungefähr denselben Typus beibehalten, daß der weibliche Bildungstrieb sehr wenig Neues erfunden hat, was nicht schnell zum Alten zurückgekehrt wäre. Der Geschichtschreiber hätte in dieser ganzen Entwicklung nur wenige entscheidende Formen auszuzeichnen. Dennoch zeigt sich, wenn man die Haltung der jetzigen weiblichen Welt mit den uns überlieferten alten Bildern und Beschreibungen vergleicht, ein merkbarer Unterschied, und ein Fortschritt, der übrigens mit allen Richtungen der Kultur parallel geht. Dies zu versinnlichen, theile ich im Folgenden einige Auszüge aus Geschichten und Chroniken mit. Sie beweisen, daß die Sucht nach dem Auffallenden, Prunkenden, Kostbaren von jeher zum mindesten so stark und rührig war als gegenwärtig, und sie geben durch Uebereinstimmung und Contrast manchen ergötzlichen Wink zur Vergleichung mit der Gegenwart. Dabei soll vorzüglich der weibliche Putz in's Auge gefaßt werden; indessen wird sich,

der Natur der Sache nach, das den männlichen Betreffende nicht ganz ausschließen lassen.

Um das Jahr 1350 ging in Deutschland in der Dichtkunst, Kleidung und andern Dingen eine große Umwandlung vor. Es war dies die Periode unmittelbar nach der allgemeinen, großen Pest, dem sogenannten schwarzen Tode, vor dem sich Boccaccio's erzählende Gesellschaft auf das Land geflüchtet. Die Limburger Chronik sagt darüber Folgendes: „Nachdem nun also (um 1350) die Geißel- und Römerfahrt, groß Sterben und Judenschlagt ein Endt hatten, da fing die Welt wieder an zu grünen, zu lebben und freudig zu werden. Es machten Männer und Weiber newe Kleider; das waren die lange Tapperte, die trugen sowohl Mann als Frawen, weidt, auf beiden Seiten gekneufft." — Tappert ist ein unter den Völkern im Mittelalter weit verbreitetes Wort; schon im Celtischen heißt Tabar ein festliches Kleid. Man denkt bei jenen, beiden Geschlechtern gemeinschaftlichen Mantelkleidern an den modernen Paletot, der wirklich etwas Mittelalterliches, halb Barbarisches hat.

Um dieselbe Zeit kamen auch bei beiden Geschlechtern die ausschweifenden Schnabelschuhe (Schneffelschuh) auf, die sich unter mancherlei

Modifikationen so lange erhalten haben, wie denn noch in einer Stuttgarter Schulordnung vom Jahr 1501 von den Schülern gefordert wird: „das sie sich auch an geberden und an waatt (Gewand) der cleider schulerlichen bewysend mit vermiden spiziger schneppeterschuhen, klainer käpplin, kurzer ritterscher Röck rc." — Die Schuhschnäbel waren oft so lang, daß sie am Gehen hinderten, und eben dies mochte ihnen, wenigstens in der Extravaganz, den Stempel der Vornehmheit aufdrücken, wie den langen Nägeln der Chinesen und unserer heutigen feinen Welt. Sie waren übrigens im vierzehnten Jahrhundert ganz allgemein verbreitet, und wurden selbst auf das Schlachtfeld getragen. Nach Tschudi's helvetischer Chronik schnitten die Herren, welche mit Herzog Leopold von Oesterreich 1386 in die Sempacher Schlacht gezogen waren, die Schuhschnäbel ab, weil sie zu Fuß fechten wollten. — Als die Belagerer von Kassel im selben Jahr 1386 abgezogen waren, führten die Hessen „etliche Wagen voll der spitzigen Schnäbel, so die Kriegsleute des Sturms halber abgeschnitten hatten, in die Stadt."

In der Limburger Chronik heißt es ferner vom Jahr 1380: „Also welcher heur ware ein

guter Schneider, der taugt eß (jetzt) nit eine Fliege; also hatte sich der Schnidt verwandt in diesen Landen und in so kurtzer Zeitt." — Ferner: „Da ging es ahn, daß man nit mehr die Harlocken und Zopffe truge, sondern die Herren Ritter und Knechte trugen gekurte (gekürzte, gestuzte) Haare oder Krullen (Rollen), über die Ohren abgeschnitten, gleich den Conversbrüdern; da das die gemeine Leude gesehen, thaten sy es auch."

In einer Chronik von Leoben aus dem vierzehnten Jahrhundert wird über die vielen Neuerungen in der Kleidertracht in Kärnthen, Steyermark und andern Ländern Klage geführt. Oft habe man, heißt es, den linken Ermel von einer andern Farbe getragen als den rechten, oft habe man denselben linken Ermel dadurch ausgezeichnet, daß man ihn ungeheuer weit gemacht, weiter als den ganzen Rock. Manche haben Flecke von anderem Tuch mit silbernen oder seidenen Buchstaben auf der Brust gehabt, andere gar Bildnisse auf der linken Seite des Busens getragen. Fast alle Kleider seyen so eng und knapp gewesen, daß Viele nur mit fremder Hülfe hinein und heraus gekommen u. s. w. Diese Moden scheinen durch die französischen Gemahlinnen der Herzoge Rudolph und Albert nach Oesterreich

gekommen zu seyn. Die Natur des damaligen Verkehrs brachte es mit sich, daß die Verschleppung der Moden lokaler und mehr vom Zufall abhängig war als später und gegenwärtig. Französische Moden werden übrigens schon in diesem Jahrhundert und noch früher häufig erwähnt. So trug Elisabeth, die Braut Johanns, des Sohns Kaisers Heinrich VII., bei ihrer Vermählung in Speyer 1310 longissimum gallicum indumentum, d. h. ein langes Schleppkleid à la française, und jetzt noch, nach einem halben Jahrtausend, ist bei jedem hohen Beilager ein solches Ding, nach Gottes Segen, das unentbehrlichste Stück.

Gugel oder Kugel, offenbar vom römischen Cucullus, hieß im Mittelalter eine lang herabhängende, doch auch zuweilen in die Höhe strebende Haube, das Vorbild unserer Toquen. So erzählt eine Chronik: „Bohemische Kugeln trugen die Frawen (1380); die gingen da an in diesen Landen. Diese Kugell sturzte ein Frawe über ihr Haupt und stunde vorn uff zu Berge über dem Haupt, also wie man die Heilig in der Kirchen mahlet.“

Eine andere Chronik sagt: „Anno 1400, biß man schrieb 1430, war so ein großer Ueberfluß

an prächtig Gewant und Kleidungen der Fürsten, Grafen und Herren, Ritter und Knechte, auch der Weiber, als vor niemals gehöret worden. Da trug man Ketten von vier oder sechs Marken, samt köstlich Halsbändern, großen silbern Gürteln und mancherlei Spangen; auch silberne Fassungen oder Bänder mit großen Glocken von zehn, zwölf und bisweilen von zwanzig Mark." — Diese Schellentracht, die sich sehr lang erhalten hat, bildet einen Hauptzug der mittlern Zeiten. Sie scheint sich aus dem zwölften Jahrhundert herzuschreiben, und kam wohl deßhalb in Gang, damit Leute von Stand bei Hoffeierlichkeiten sich im Gedränge Platz verschaffen konnten. Man trug diese Schellen am untersten Saum der Kleider, aber auch an Schuhen, an Halskragen, am Gürtel. Auf diese Tracht bezieht sich der Vers im bekannten alten vorlutherischen Kirchenliede: in dulci jubilo:

> Und die Schellen klingen
> In regis curia.

Diese Schellen gingen vermuthlich, wie so manche Raffinerie, von den Geistlichen auf die Weltlichen über, denn Bischöfe und Aebte trugen schon sehr früh dergleichen Glocken an Chorkappen und Meßkleidern. Diese entnahmen

sie wohl dem jüdischen Kultus, denn der Hohepriester trug zweiundsiebzig goldene Glöcklein am Oberrock, damit man seinen Gang hörte. — Endlich wurden die Schellen zum Abzeichen der Narren und Possenreißer, denen man sie an Ermel und Kappe heftete. Das Sprichwort sagte: „je größer der Narr, je größer die Schelle," und Geiler von Kaisersberg bezeichnet jede Art Thorheit mit dem Namen „Schelle." Ob Raupach, als er seinen ewigen Barbier taufte, an diese Beziehung gedacht hat, wissen wir nicht zu sagen; soviel leuchtet aber ein, daß in diesem Schicksal der Schellentracht das Loos jeder Mode versinnlicht ist: gestern noch laut und vornehm klingend, ~~ist sie~~ morgen eine Thorheit und der Kinder Spott, und beim abgedroschenen Modeanzug aus dritter, vierter Hand, in dem eine verwitterte Schöne Gesichter schneidet, wird einem so weh zu Muthe, wie bei der gezwungenen Lustigkeit des Schalksnarren.

Der Strafpredigten der Moralisten und Geschichtschreiber über den Luxus und die Neuerungssucht in der Kleidung sind durch alle Zeiten herauf unzählige. Wir führen hier eine einzige Stelle an. — Der gelehrte Agricola, † 1485, sagt in einer seiner Schriften: „Es ist eine

leichtfertigkeit und zeichen eines wankelbaren gemüts, sich also yzt mit Kleydung, yzt mit ander newerung zu endern. Unsere alte Deutschen haben nur huete getragen und zum zeichen der einfalt das stumpfe ende hynden gekert. Jezt bringet man jedes Jahr eine newe Kleydung, an Schuhen, an pareten, und andere leichtfertigkeit. Jetzt tregt man französische röcke, hispanische kappen, das man noch wohl ein englisch jacken dazu bedörffte. Es zeiget aber solche affische Weise, das wir Deutschen leichtfertige leutte sind, des wir doch mehr Schande denn ehre haben."

Unter desselben Agricola Sprichwörtern bemerkt man jenes, das auch von Goethe benützt worden ist: „Es gehöret mehr zum Tantze denn rote Schuh." Wie vom Tanze, so gilt dies von jeder Art der Repräsentation, so wie von jeder feinen Tracht und anspruchsvollen Mode. Jedes Jahr auf eine andere Erscheinung angewendet, bleibt der Sinnspruch ewig richtig, und im Jahr 1839 z. B. lautet seine Umschreibung: es gehört mehr zur Eleganz als ein rosenfarbiger Seidenshawl mit Schwanenpelz.

Eine der ergiebigsten Quellen zur Kenntniß des Trachtenwesens sind die vielen Gesetze und Verordnungen wider den Luxus. Die Häufung

derselben beweist freilich, daß sie nichts fruchteten; ihre beständige Wiederholung zeigt aber doch, daß man zu oberst in der Gesellschaft ein Interesse hatte, hartnäckig, und wäre es auch nur durch eine Art Verwahrung zu Protokoll, gewisse Ansprüche zu vertheidigen, andere zu demüthigen. Es ist keiner der unbedeutendsten Charakterzüge unserer Zeit, daß sie dieser Art von Bevormundung, welche freilich noch weit schwerer zu handhaben ist als die Büchercensur, überall entsagt hat, und ihr entsagen mußte, sobald weit weniger Rang und Stand als die davon unabhängigen Geldmittel zu Ansprüchen auf äußern Lebensschmuck berechtigten. Wie sich die Nationalökonomie gestaltet hat, wäre ein Index verbotener Stoffe und Formen eine Maßregel, welche der Genius oder der Dämon der Zeit, das zwingende und fortstoßende materielle Interesse, dem entschiedensten retrograden Eigensinne eines Herrschers unmöglich machte.

Wir geben Beispielsweise Einiges aus alten Verordnungen wider „den verderblichen, Schulden veranlassenden Putz." — In einer Frankfurter Kleiderordnung vom Jahr 1350 wird bestimmt: Man solle weder Gold noch Silber, auch keinerlei Gestein, noch feine Perlen auf den Kleidern tragen. Kein Mann oder Weib soll nach Belieben

Ringe tragen, sondern die Zahl auf zwei eingeschränkt seyn, „entweder zwei Ring oder zwei Fingerlin.“ — Einer Frauen Gürtel soll nicht mehr werth seyn als ein Mark Silber; ebenso kein „Schappel“ einer Jungfrau. — Keine Frau soll ein Kogel tragen, „der sey stryffechte (gestreift), geteilet oder gestuket.“ — Die Lappen an den Ermeln der Weiber sollen nicht über eine Elle lang seyn. — Die Weiber sollen keine Nesseltücher tragen; „auch keine Kruseln oder Hullen, größer dann von sechsvachen“ (Zeug).

Kurfürst Ernst und Herzog Albert zu Sachsen erließen im Jahr 1482 eine Polizeiordnung, worin es unter Anderm heißt: „Keine Frau oder Jungfrau vom Ritterstande soll ein Kleid tragen, das über zwei Ellen auf der Erde nachgeht. — Keine soll mehr als einen seidenen und zwei gestickte Röcke besitzen, auch nur eine seidene Schaube, und kein Kleid soll über anderthalb hundert Gulden werth seyn“ (eine ungeheure Summe für jene Zeit). „Es sal keine Frawe oder Jungkfrawe ein geschmuke Spane tragen; ir Haupt mogen sie mit den reinischen Hefftelen und Krenzen schmucken, als das Herkommen.“ — Wider die Einfuhr ausländischer Stoffe wird geeifert, doch ist sie den Vornehmen erlaubt, und die ganze Verordnung

gar nicht streng. So soll „von seidenen Kleidern überhaupt nichts gerechnet werden als Sammt, Tamasken (Damast), Atlas, Tobin, und Scharlach soll dem gleichgeachtet werden."

Nach einer Klosterordnung aus dem Braunschweig-Lüneburgischen von 1619 sollen die Jungfrauen „ausländische neue Modelle meiden, deren sich leider die Weltlichen mehr als gut gebrauchen." Ferner ist zu tragen verboten: „Mützen mit goldenen Kronstiften, Knüppels um den Hals mit Gold und Perlen, Schuhe mit Rosen 2c." — Auch soll es den Jungfrauen nicht erlaubt seyn, „der neuen Art nach kurze, gestripte und mit Eisen oder sonst weit ausgesperrte Röcke zu tragen." Man sieht daraus, daß um diese Zeit der Reifrock geboren wurde.

Diese wenigen Anführungen reichen hin, um die alte Wahrheit zu veranschaulichen, daß der Trieb zum Putz ein wesentliches Attribut des Menschen ist und zu allen Zeiten ähnliche Erscheinungen hervorgebracht hat. Der Mensch an sich ist sich immer gleich geblieben: zu oberst in seinen Trieben das Gefühl für ein göttliches Wesen als vernünftige Ursache der Welt, am andern Ende der Instinkt, die Wangen zu färben oder das Haar mit Blumen zu bestecken — beide,

und was dazwischen liegt, sind in den mannigfaltigsten Formen, auf den verschiedensten Stufen der Kultur, wesentlich dieselben. Es gibt gewisse Dinge, in denen der Mensch nichts lernt, von denen die ältesten Geschlechter so viel und so wenig wußten, als die jetzige Zeit; sie liegen jenseits unserer Perfektibilität; aber Alles, was in den Kreis derselben fällt, vom einfachsten Werkzeug bis zur organischen Wissenschaft, wird im Lauf der Zeit geglättet und verfeinert, im Begriff vereinfacht, in der Form vervielfacht, und der geistigen Arbeit der einen Generation bedient sich die andere wie eines Naturstoffs, um das Werk weiter zu führen.

Wie unendlich Vieles in allen Beziehungen des Lebens ist in den letzten Jahrhunderten bequemer, einfacher, tragbarer, beweglicher, wirksamer geworden! An wie vielen Dingen hat sich die starre, plumpe Form nach und nach zum fließenden Umriß geschwungen und das Nothdürftige unter dem Vorwand willkührlichen Schmucks sich versteckt! Von dieser Verfeinerung ist nun auch der weibliche Putz nicht unberührt geblieben; und wenn man sich fragt, wodurch sich das jetzige Kostüm, nicht etwa im Schnitt, sondern in der ganzen Haltung von frühern

Trachten unterscheidet, so begegnet man derselben Vereinfachung und Vervielfachung zugleich, wodurch so vielen alten Erfindungen die Sphäre der Wirksamkeit erweitert worden ist. Auch im Anzug hat man nach und nach durch Uebung die Kunst gelernt, die Kräfte zur Hervorbringung eines Gesammteffekts verständig zu vertheilen, die grobe Maschinerie zu verstecken, die plumpen Auswüchse in die harmonischen Linien hereinzubiegen, die nothwendige Form in die ästhetische Laune zu verkleiden, und die verschiedenen Gattungen der Anwendung nach ihrem Charakter durch Stoff, Form und Farbe zu bezeichnen. Der rohe Naturalismus, der in früherer Zeit die Individuen allen zufälligen Verirrungen des Putz- und Neuerungstriebes preisgab, hat einer gebildeten chromatischen Sprache Platz gemacht, welche für Alle „dichtet und denkt," und doch auch auf diesem Gebiete poetischer Thätigkeit den vollen Unterschied bestehen läßt, der in Allem den nachahmenden Kopf vom originellen trennt.

Mit der Umgangs- und Schriftsprache ist auch die Kleidung logischer, gerundeter, consequenter, gleichförmiger geworden. Freilich haben beide dadurch an Originalität eingebüßt; und dies konnte nicht anders seyn, wenn das, was

ehedem die Sache Weniger war, das Handhaben der Hülle des Gedankens und des Körpers, gemeine Fertigkeit werden sollte. — Erträglich zu sprechen und zu schreiben und sich gut zu kleiden, ist jetzt keine Kunst und kein Luxus mehr, es ist fast eine Pflicht geworden; aber gut zu schreiben und sich mit Virtuosität zu kleiden, ist dieselbe Kunst, dasselbe Privilegium Weniger geblieben, was es von jeher war. Ein alter Putz mit Reifrock und Mieder verhält sich zur Blüthe heutiger Eleganz etwa wie die alte, schwersegelnde Galeone mit breitem Rumpf zu der zierlichen, in vollkommenem Ebenmaße auf den Wellen tanzenden Kriegsbrigg. Dies hindert aber nicht, daß auch noch heute genug Schiffsmanöver und Toiletten mißglücken, und der Unterschied zwischen guten und schlechtern Seglern, zwischen Grazien und — Nichtgrazien bleibt bei jedem Takelwerk und jedem Modeschnitt verhältnißmäßig der uralte.

Eine Schöne, welche sich mit sicherer Hand zum Feste schmückt, denkt nicht daran, daß sie als Künstlerin auf den Schultern ihrer ganzen weiblichen Ascendenz steht, wie ein Standbild auf einer Pyramide. Sie wirft den Blumenflor, der, ein Wunder der neuesten Industrie, auf der Seide prangt, so unbefangen um sich, als wäre

es ein unmittelbares Naturprodukt, das man nur pflücken darf; sie greift zu Schmuckfeder und Kunstblume so naiv, wie das Negerweib, das seinen Putz für Kopf und Busen am Strande des Meeres sucht oder dem bunten Vogel aus der Schwinge reißt. Es fällt ihr nicht ein, daß Hut und Haube, Kleid und Schärpe, Schuh und Strumpf, daß jedes Stück nach Stoff und Form seine lange Geschichte hat, in der es sich durch zahllose Umwandlungen durchgerungen zur Herrlichkeit des Tages, wie das heutige Staatsrecht aus dem Chaos abgelebter Satzungen. — Wie viele Entdeckungen und Erfindungen in Künsten und Gewerben mußten zusammenwirken, um all das Material des Anzugs zu der heutigen Verfeinerung zu bringen! Und welch unendliche künstlerische Thätigkeit entwickelte der weibliche Genius als Baumeister des prächtigen Doms der Toilette mit seinen Wölbungen, Pfeilern, Rosen und Bildwerk, der, wie das Schneckenhaus, wunderbar immer abgeschlossen und doch niemals ausgewachsen ist! Mit ernstem Studium und genialem Leichtsinn, unter Jubel und Thränen, unter wechselndem Entzücken und Spott ward er zu der Höhe heraufgeführt, auf der er unser höchst erleuchtetes Zeitalter entzückt.

Das jetzige Costüm in seiner systematischen Gliederung unterscheidet sich vom schweren Luxus und der unsichern Haltung der frühern Trachten vorzüglich durch jene Raffinirung, welche so viele Bequemlichkeiten des Lebens in mannigfachen Formen ausgebildet und der großen Mehrzahl zugänglich gemacht hat. Es ging mit dem Anzug wie mit so Manchem, was dem lebenden Geschlecht ganz einfach vorkommt, ohne das es sich das Leben kaum denken kann, an dem aber der menschliche Geist Jahrhunderte lang mühsam gebildet und gebessert hat, und fortbessert. So könnte man die Evolutionen des weiblichen Costüms mit denen irgend eines etwas complicirten Werkzeugs vergleichen, etwa des Regenschirms, wachsleinwandenen Angedenkens; oder noch besser, man denke an die Geschichte unseres Fuhrwerks mit seinen verschiedenen Arten.

Wie viele Künste und Wissenschaften, Mechanik, Chemie, Metallurgie u. s. w., mußten sich gleichzeitig erweitern, bis aus der rohen Idee des urväterlichen Karrens das leichte, zierliche, bequeme Produkt eines unserer renommirten Wagenbauer entsprang! Die erste Carrosse mit hängendem Kasten deckte ihre plumpen Glieder mit reicher Schnitzarbeit, mit Vergoldung und kostbaren

Stoffen. Aber trotz diesem Pomp blieb sie lange ungeschlacht, schwerfällig, wackelnd und klappernd. Nur ganz allmählig lernte man Festigkeit mit Beweglichkeit und Leichtigkeit vereinigen; die steifen Tragsäulen wurden zu immer geschmeidigeren, immer verständiger angebrachten Federn, die unnöthigen Ausladungen zogen sich immer mehr zurück, und alle Abtheilungen des Fuhrwerks fügten sich nach und nach in die Formen, welche beim geringsten Umfang die größte Solidität oder den meisten Raum gewähren. Alles Beiwerk, Riemen und Taschen, Griffe und Tritte erfuhren eine gleichmäßige Ausbildung als Glieder eines harmonischen, bequemen und zierlichen Ganzen.

Ganz demselben Bildungsgang folgte die Toilette. Erst reich und pompös vor Allem, starr und steif, lernte sie immer mehr die Kunst, den Luxus mit dem Geschmack, die Eitelkeit mit der Bequemlichkeit zu versöhnen, aus nichts etwas und aus wenig viel zu machen. Um nur Eines anzuführen, so erinnere ich mich, daß ich als Kind meine Schreibhefte mit einem derben, unbiegsamen, oben und unten geöhrten Eisenstabe linirte, der eine Reliquie aus der Schnürbrust meiner Großmutter war. Dieser Brustharnisch

verhielt sich zu den wundervollen Corsets des Parisers Josselyn, in denen man sich nach Gefallen lüftet oder fester schnürt, wie die Carrosse, in der Heinrich IV. den Tod fand, zu der, in welcher Louis Philippe dem Tod entging.

Noch mehr: die Kultur unterläßt nie, ein Bedürfniß unterwegs vielfach zu spalten und demgemäß das Mittel der Befriedigung zu Unterarten auszubilden. So entspricht jetzt eine Menge verschiedener Fuhrwerke den gesonderten Gattungen des Anzugs. Einst, da es nur Karren und Prachtkutschen gab, war auch der Sprung vom salopen Hauskleide zum anspruchsvollen Putz noch nicht so durch Uebergänge vermittelt. Jedenfalls mochte die mittelalterliche Dame froh seyn, wenn sie einmal des Tags glücklich in ihren Harnisch gebracht war. Heute besteigt der Mann von Welt an Einem Tage drei, vier verschiedene Fuhrwerke, und die Dame kleidet sich eben so oft um. Negligé, halber Anzug zur Promenade, voller Putz zu Ball und Assemblee — Charabanc, Kalesche, Berline mit Wappen am Schlag und prächtiger Bockdecke — dies sind ganz parallele Reihen.

Wer ein Landgut besitzt, oder auch keines, und den eigenen oder gemietheten Wagen

besteigt, fährt besser und bequemer als Kaiser Karl V., in dessen Reichen die Sonne nicht unterging. Er wird auch dankbar dafür seyn, wenn er eben daran denkt. Aber der Eitelkeit mancher eleganten Dame, die sich mit verständiger Wahl und selbstständigem Geschmack kleidet, kostet es vielleicht ein kleines Opfer, anzuerkennen, daß alle christlichen Jahrhunderte an ihrer Toilette gebaut haben, und daß, was sie aus eigenem Genie etwa hinzuthut, gegen das Werk der Zeit kaum in Betracht kommt. Doch gibt es vielleicht auch welche, die Lust haben, die hier ausgesprochenen Gedanken für sich weiter auszumalen. Wir geben daher als Anhaltspunkt das Verzeichniß der Aussteuer einer Kaisertochter des fünfzehnten Jahrhunderts, und die Leserinnen mögen ihre eigene Garderobe und überhaupt ihr Hauswesen damit vergleichen.

Herzogs Wilhelm zu Sachsen Gemahlin, Anna, eine Tochter Kaisers Albert **II.**, erhielt im Jahr 1443, außer 30,000 Gulden, Folgendes zur Aussteuer: „Ihre Genad hat drei guldine Gewand gehabt von Sammt und Damasc; unter den gulden Gewandten ist Hermelin-Kirschenwerk unter zweien und unter dem dritten Zobel. Darnach hat ihr Genad aber (wieder) gehabt zween

Sammtin Röck und ein Damascen, darunter ist Vechruck (sibirischer Marder) geweßt. Der vorgenannten gulden und Seidin Dücher hat ihr Genad Joppen (Jupes) und Ermel gehabt zu jeglichem Gewand. So hat ihr Genad zwey Schierlitz von Damasc. Item zu ihr selbst Leib sechs Schleyr und sechs Dün-Dücher, Item zwey Stück Wellisch Leinwath. Von Kleinoten: zwey Halßband, zwölff Häfftel, zwei und dreißig Ring, vier March Perl, drei Gürtl; zwölff große Schüssel, viel kleine, ein Natterzeug, zwölff Koff (Kelche), acht weiß Becher, zwei Kandel, zwölff Löffel, zwei Beck, ein Gießfaß, zwei Paar Tischmesser, eine ganze Zurichtung zu der Meß auf ein Altar; ein verguldten Wagen mit Düchern und Polstern wohl zugericht mit sechs Pferdten; vier Zeltendt-Pferdten (Zelter) wohl zugericht mit Sattel, Hulftern und Zeugen; ein Cammerwagen, ein Kuchenwagen, zwölff Pferdt und dazu Kuchengeschirr. Ihr Gnad hat gehabt ein Reyß-Beth, darauf einen Polster, ein Küß, zwei Paar Leilachen, ein Seiden Gulther."

Strafpredigten wider Eitelkeit und Luxus sind seit geraumer Zeit aus der Mode. Was aber im modernen Ton abgeschmackt oder doch langweilig erschiene, hat im scurrilen Gewand der

ältern Sprache einen eigenen Reiz. Die Leserinnen schauen vielleicht zum Schluß nicht ungern in einen solchen Spiegel, der einer frühern weiblichen Welt vorgehalten wurde; sie mögen urtheilen, wie weit noch die heutige herausblickt.

Georg Friedrich Messerschmids Predigt über den Text: „**Foeminae sunt viscarum Diaboli**, eß sein die Weiber des Teuffels Leimrutten," wurde 1615 zu Straßburg gedruckt. Folgendes ist ein Bruchstück derselben.

„Nun wolan, weilen wir von den innerlichen Affekten, auch Qualitäten und Eigenschaften der Laster des Gemüths discurirt haben, so last uns doch nicht von der Narrheit abweichen, ehe wir zuvor die Eitelkeiten der Weiber in den äußerlichen Actionen, Thun, Vorhaben und Lassen entdecken und offenbaren: als wie sie sich so sehr delectiren und belustigen, hübsch zu seyn, sich mit mancherlei Farben anzustreichen und schön zu machen. Sie erkühlen das Antlitz mit fersigblühend (Pfirsichblüth) Wasser, bestreichen und zärteln das Fleisch mit Limonensaft, mit Eselsmilch. Sie erhalten sich mit Rosenwasser, Wein und Alaun. Sie gebrauchen sich der Tragant-täfelein von Quittenkernen, des gebranden Weins, des ungelöschten Kalks, ihnen ein recht vollkommen

Bleiweiß=Sälblein zu präpariren. — Siehe, da werden gesehen ausstaffirte Spiegel, Rosen= und Spicanardiwasser, Bisam, Zübeth, Rauchwerk, schmäkend Pulver von Aloes, Cipern, Stabwurz, Schmakkügelein, Bisamknöpf, Mußcatnussen. — Da siht man Strāl (Kämme), Spiegel, Ohren=löffel, Haareysen, Haarschären, Rupfzwänglein und Pfriemen. Da stehen Schächtelein, Büchslein, irdene Geschirlein, gläserin Fläschlein, Schiffelein, Schärblein, Häfelein, Eyerschaalen, Muscheln, gespikt und ausgefüllet von allerhand Pflästerlein und Sälblein. — Da tritt die Magd herbei, die Haarbögen zu rüsten, ihnen die Rosen und Nestel zu binden, die Haarscheitel zu machen, die Haar recht zu ordnen und zertheilen, sie einzuschnüren, die Achseln zu ziehen und einzuhalten, nun ihnen davornen, nun dahinten zu helfen, die Pantof=feln und Stelzenschuhe beizutragen, die Falten zu erheben, den Schweiff zu erlupffen."

„Da tritt dann Frau Venus herein mit wohl aufgeputztem Kopffe, mit aufgelegten Büschen, mit auf der Seite auffgebundenen Hornen, mit gel=ben, braunen, blawen, grünen, schwarzen, weissen Haarflechten, mit guldenen Binden und Floren, mit Masken, mit Larven, mit Federbüschen, mit einem Huth, darauff Stifften, Medaglien oder

vergulten Müntzen; mit neugebachen, fantastischen Bossen: mit Armbanden um den Arm, mit diamantnen Ringen an den Fingern, mit Ketten um den Halß und Gehenkten an durchlöcherten Ohren; mit Nägelsblumen (Nelken) wohl offtermalen in der rechten, mit Rosen in der linken Hand. Auf solche Manier nun herausgebutzt, da kompt sie eben recht für, wie eine falsche und angestrichene Isabella."

„Weiters zu größerer Zärtigkeit trägt sie seiden oder von Gold gestikte Handschuh; zu Winterszeit ein Schluffer von Zobel, den Sommer durch einen Windfahnen oder Muckenschleicher. Was wollen wir nun aber von ihrer Halszierde erzählen? wie viel ich deren gesehen, welche Krägen tragen, die vielmehr für Karrenräder zu halten seynd? Und ich weiß nicht, wie sie sich dafür zeichnen (bekreuzen) können. Und obschon die Sach mehrers nicht werth ist, thut es doch noth, Thüren und Pfosten zu erweitern, sonst können sie nicht hinein. Auch sieht man zwar, daß sie monatlichen solcher Krägen formen, verändern und changiren; welche Veränderungen dann offtermalen mehr kosten, als wohl bisweilen ein ganz newes Kleide. Und ich weiß eine Persohn, die hat für einen dicken Kragen

funfzig Kronen spendirt; ist zwar für einmal genug. Nun fragt sich, ob dieses nicht Würkungen der Narrheit sein, welche solchen Leuthen es dermaßen so süsz einredet, daß sie sich dürfen bereden, sie stehen desto besser, je mehr sie mit dergleichen parfumirten Bossen auffgezogen kommen."

XI.

Der Hut.

Der Hut ist offenbar das ausdrucksvollste und beredteste Stück der männlichen Kleidung. Er ist ein Hauptelement derjenigen Physiognomik, welche Jeder unwillkührlich im Verkehr mit seinen Nebenmenschen practisch übt. Was sagt er nicht Alles, dieser die männliche Figur krönende und das Gesicht oben einrahmende Filz! Durch tausend feine, unmöglich zu classifizirende Nüancen der Form, aber nicht der Form, welche vom Modell des Hutmachers kommt, sondern derjenigen, welche das Anschmiegen an den Schädel dem Hute eindrückt, wird er eine Art von phrenologischem Multiplikator; denn sonderbarerweise sieht man, oft wenigstens, am Hut mehr von der Gestaltung des Kopfs, als am Kopf selbst. Durch seinen Abstand vom Ohr, durch seine

Neigungswinkel gegen die Ebene des Horizonts, deren Verschiedenheit zu fein ist für die Meßkunst, deren Werthe aber das Auge mit instinktiver Sicherheit auffaßt, verkündet er ganze Klassen und Stände, ganze Reihen von Leidenschaften und Gemüthsstimmungen, unendlich mehr, als man selbst glaubt, wenn man sich in diesem Punkte von seinen unbewußten Urtheilen noch nicht Rechenschaft gegeben hat. Man denke nur zunächst an die gröbern, stehenden Züge dieser Filzmimik, an den Hutsatz des Kokettten, des Leichtsinnigen, des Liederlichen, des Zornigen, des Betrunkenen, des Frömmlers, des Frommen — dies sind zwei verschiedene Huttypen — des Soldaten im Civilrock, des gemeinen Juden, des gebildeten Israeliten 2c. 2c. Und all dies spricht und telegraphirt ein Cylinder oder ein oben oder unten abgestutzter Kegel mit einem breitern oder schmälern, so oder so aufgekrempten Rande. Die äußern, von der Mode bedingten Abänderungen der Form, die Frische oder der Verfall des Huts sind freilich auch sprechend genug, aber nicht mehr als dieselben Phasen an jedem andern Theil der Tracht, und Jeder weiß, wie wenig in dieser Zeit allgemeiner äußerer Uniformität aus der Form und Qualität

eines Kleidungsstücks an sich zu schließen ist. Der ganz zerfallene und der von der gemeinen modischen Form auffallend abweichende Hut bilden nur gleichsam einen niedrigen Dialekt oder Jargon in der universellen Hutsprache.

Der schlaffe Spitzhut des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts mit der nickenden Feder ist der eigentlich poetische Filz, eine geometrische Figur nur andeutend, schmiegsam, vielgestaltig, mit seinen Brüchen und Falten alle Affekte und durch die Richtung seiner Spitze alle Temperamente bezeichnend. — Der muntere dreikantige Triangel des vorigen Jahrhunderts über Frisur und Haarbeutel, der nur uns in seiner Altersschwäche als Militär- und Diensthut so albern und steif vorkommt, war freilich schon durch seine eigenthümliche Form ein viel weiter tragender Telegraph, als der moderne, runde, und seine Mimik eine höchst eindringliche und aufdringliche. Der Träger selbst konnte, namentlich durch die Neigung und seitliche Abweichung, die er der charakteristischen Vorderspitze gab, bequem alle seine Humore und Leidenschaften signalisiren, und Zeichner und Schauspieler jener Zeit zogen daraus große Vortheile. Uns dünkt aber doch, als ob der Hut durch seine Arrondirung an

Beredsamkeit nichts verloren und an Feinheit der Mimik nur gewonnen hätte. Er bedarf hiezu nicht einmal des launischen Formwechsels, dem er noch vor fünfzehn und mehr Jahren unterlag. Er hat sich fast alle Modecapricen abgewöhnt: auf die Zeit, wo er sich neckisch aus einem gestutzten Zuckerhut in einen umgestürzten Kahn, und aus diesem in einen Ballon verwandelte, sieht er gesetzt zurück, wie wir auf unsere Jugendstreiche. Wie sich die französische Dynastie wohl hütet, zu weit rechts oder zu weit links zu gehen, so vermeidet der Pariser Hut fast eben so ängstlich, oben zu schmal oder zu breit zu werden, und hält sich beständig so in gewissen Grenzen, daß er immer behaupten kann, er sey ein Cylinder. Aber bei Louis Philippe ist der Grund der Discretion einleuchtender, als beim Hut.

Den Freund derjenigen Physiognomik, welche den bekleideten, unter Seinesgleichen sich bewegenden und gleichsam in Scene gesetzten Menschen zum Gegenstand hat, könnte es fast verdrießen, wenn ihm Bestrebungen zu Ohren kommen, wie die des philosophischen Pariser Hutmachers J a y. Dieser Mann möchte gerne seiner Kunst eine rationelle Grundlage geben. Er geht darauf aus, nach festen, wissenschaftlichen Gründen zu bestimmen,

was für ein Hut nach Form und Größe für einen gegebenen Mann, nach seinem ganzen Bau, besonders aber nach der Form seines Gesichts, zu construiren sey. Noch einmal, man könnte sich über diese Hutmacherphilosophie ärgern und meinen, der Philosophie des Hutes geschehe dadurch Abbruch, wenn man nicht so gut wüßte, daß all dergleichen, wenn es auch nicht bloßer theoretischer Esprit bleibt, höchstens die Beobachtung complicirt, und damit lohnender macht. — Jay schreibt Artikel über seine Kunst in den Pariser Journalen, und sein bester Aufsatz folgt hier der Hauptsache nach. Seine Sprache ist weder sehr korrekt, noch sehr klar; die Franzosen werden aber, nach ihrem stehenden Spaße, behaupten, desto sicherer sey ihm ein Platz in der Akademie.

„Die Verbesserung, nach der ich strebe, ist auf den ersten Blick so gar wichtig nicht; sie ist aber in Wahrheit bedeutend genug; denn sie stellt etwas fest, was nicht feststand: sie führt das gegenseitige Verhältniß, das zwischen dem gutgekleideten Mann und seinem Hut, zwischen dem Hut und den Gesetzen des gesellschaftlichen Anstands bestehen soll, auf Grundsätze zurück."

„Für jeden Kopf gibt es eine nur für ihn passende Form, und eine Anzahl von Hüten mag sich noch so sehr gleichen, sie unterscheiden sich durch Nüanzen, die nur ein geschickter Hutmacher aufzufassen weiß. Dies steht einmal fest, als unumstößliche Basis meiner Theorie."

„Der Hut muß mit dem gewöhnlichen Gesichtsausdruck in Harmonie stehen, er muß ein Abbild der Physiognomie seyn. — Um Form und Maaß des Kopfes aufzufassen, betrachtet der Künstler das Gesicht dans le degré supérieur de son diamètre (was heißt dies eigentlich?) Er streift von unten nach oben hinauf und faßt Zug für Zug, hält sich aber nur an den gewöhnlichen, natürlichen Ausdruck. Dies ist ein Hauptpunkt, und diesen Ausdruck aufzufassen, fällt dem Hutmacher in seinem Magazin eben nicht sehr schwer, weil sich hier das Gesicht so ziemlich in seine natürlichen Falten legt. Am Hof, im Kabinet des Ministers, der im Amte grau wird, auf der Rednerbühne der Kammern — ja, dort verstellt man geflissentlich sein Gesicht, dort kann ein aufmerksamer Beobachter getäuscht werden; dort braucht man aber auch keinen Hut. — Der Künstler kann nur dann das Maß zu einem Hut nehmen, kann nur dann über Form und

Proportion entscheiden, wenn die Person, die ihn tragen soll, vor ihm steht und die ganze Sache ihm überläßt."

„Der Hut muß auch mit dem Wuchs des Mannes in Proportion stehen, und dieser Grundsatz ist von großem Gewicht. — Ist die Person hoch gewachsen, so muß auch der Hut im Verhältniß groß seyn, und umgekehrt, wenn die Person klein ist. Cuvier, der nicht nur nicht groß, sondern untersetzt war, und einen unverhältnißmäßig großen Kopf hatte, hätte einen Hut haben müssen, der letztern Fehler bedeckte. Doch hier gehe ich vielleicht zu weit, wenn ich voraussetze, daß Cuvier sich könnte um Toilette gekümmert haben. Warum sollte er aber nicht? Heutzutage sind die ausgezeichnetsten Staatsmänner in Europa keine übelgekleideten Personen mehr, etwa Herrn von Cancrin ausgenommen, der in seinem Kabinet immer eine an den Ellbogen durchlöcherte Jacke trägt: sie kleiden sich mit Geschmack, mit edler Eleganz. Ein ganzes Dutzend ließe sich aufzählen: Fürst Metternich, Robert Peel, Lord Palmerston, Graf Molé, und die jungen Staatsmänner und Diplomaten in ihrer Umgebung, welche in den Salons von London, Wien, Paris den Ton angeben. In der heutigen

Welt darf ein hochstehender Mann nicht mehr schlecht oder ungehörig gekleidet sein, so Großes und Wichtiges er auch im Kopfe haben möge; im Gegentheil, er ist eine gutgekleidete, äußerst anständige, selbst elegante, ganz verführerische Persönlichkeit. Doch, ich komme von meinem Gegenstande ab."

„Ist der Kopf im Verhältniß zum Körper sehr groß, so muß ihn der Hut scheinbar verkleinern. In diesem Falle werden die Ränder breiter, um das Auge über das Mißverhältniß zu täuschen. — Ist im Gegentheil der Kopf zu klein, so muß der Hut ihn vergrößern. Aus einem vor mir liegenden guten Kupferstich ersehe ich, daß der Kopf Larochefoucaulds, dieses feinen, kaustischen Sittenmalers, diesen Fehler hatte. Wäre ich zur Ehre auserseheu gewesen, den geistreichen Herzog zu bedienen, so hätte ich diesen Fehler verdeckt. Denselben Typus, wie der Herzog, nur mit Abstufungen, zeigen mehrere unserer lebenden Berühmtheiten, wie Rossini, Odilon Barrot, Lablache, Arago, Thiers, Berryer ꝛc. — Ich habe Voltaires Hut nicht gesehen, aber hätte ich ihn zu machen gehabt, so hätte er hoch seyn müssen, und gewiß mit Glück; denn das sarkastische Gesicht des Fürsten der

Spötter war lang; auch die Ränder hätte ich breit gemacht; doch zu sehr durften diese beweglichen Züge, in deren Spiel man herrliche Gedanken und unbarmherzige Epigramme einander jagen sah, auch nicht beschattet werden."

„Durch die Beobachtung dieser Verhältnisse versündigt man sich nie gegen die Mode, gegen die wahre Mode, wider welche der Geschmack nie Einsprache einlegen kann, denn Mode ist nur „une mobilité du goût." Ich weiß nicht so recht, wer dieses ausgesprochen hat; wenn aber ja ein Hutmacher Montesquieu citiren darf, so meine ich, der Ausdruck sey von ihm. Unsere französischen Hüte sind die ersten in der Welt, die leichtesten, geschmeidigsten, besonders aber die proportionirtesten; sie lassen die Stirne frei, und deßhalb sind sie einer Menge kleiner Modifikationen fähig. — So muß für ein Gesicht mit sehr langem Gesichtswinkel der Vordertheil des Huts merkbar oval geschnitten seyn; dies ist unumgänglich nothwendig. Diesem Typus gehören an die Köpfe von Orfila, Lamartine, Lamennais, Garnier-Pagès, Villèle u. s. w."

„Das Publikum weiß recht wohl, welche Bedeutung auch dann dem Hut zukommt, wenn man ihn graziöser Weise in der Hand führt,

dem Hut in Aktualität, wie man ihn im Salon gerade vor sich hin hält, so recht unter den Augen der Person, welcher man eine Bitte vorträgt, oder der schönen Dame, der man ein Compliment macht. Hier gibt der Hut in der Gesellschaft den Händen Beschäftigung und Unterhaltung, und diese Eigenschaft des Huts ist im Winter zu kultiviren. — Im Sommer dagegen muß sich alle Sorge dem Hut als Abschluß des Gesichts zuwenden. Ich habe sehr oft die Bemerkung gemacht, daß lebendige, feurige Geister sich gegen den Zwang einer schweren Kopfbedeckung empören. Dergleichen Leute sieht man auf der Straße mit dem Hute in der Hand, und dies hat seine großen Nachtheile, nur vom Schnupfen und dergleichen zu reden. Mirabeau ging beständig mit bloßem Kopf, und ich habe Royer Collard, Lafitte und Sauzet so gehen sehen. — In der bösen Revolutionszeit, unter der Herrschaft der traurigen, affektirten Sittenrohheit, sah man Deputirte mit dem Hut auf dem Kopf den Sitzungen des Convents anwohnen, z. B. Bourdon de l'Oise, Lejeune, Legendre u. a. Als aber die Trümmer der anständigen Gesellschaft sich unter dem Consulat wieder zusammenfanden, als die natürlichen Züge

des französischen Nationalcharakters wieder zum Vorschein kamen, da nahm man auch den Hut wieder ab, und er rahmte fortan das Gesicht nur auf der Straße und auf dem Spaziergang ein."

„Mein nach Anleitung der von mir aufgestellten Theorie verbesserter Hut steht somit einerseits durch seine ganze Form mit dem Gesich in Proportion; andererseits ist er leicht, weich, elegant gebaut, und macht erforderlichen Falls, wenn man ihn in der Hand führt, eine ganz graziöse Figur. Meine paar Ideen, für so richtig ich sie halte, haben freilich nicht den Werth, als ob der Hut von Neuem erfunden worden wäre; man wird mir aber hoffentlich die Anerkennung nicht versagen, daß er dadurch veredelt worden ist. Hat es denn so gar nichts auf sich, wenn man einem Gewerbe, das nachgerade alt und stumpf wird, ein Bischen neues Leben gibt, wenn man ein Geschäft, dem man sich von Jugend auf gewidmet, mit Umsicht ein wenig vorwärts bringt? Hat es gar nichts auf sich, wenn man Gesichter ein bischen hübscher macht, die nichts weniger als ganz hübsch sind?"

Jay, Hutmacher.

Jay, Hutmacher! Wie großartig einfach! Wie ganz französisch der philosophische Excurs,

und wie ehrlich deutsch die Unterschrift! Hunderte seiner Landsleute und Kollegen hätten gesetzt: „Begründer der Theorie der rationellen Hutconstruktion.“ Aber dem Mann scheint die Veredlung der Kopfbedeckung seiner Mitmenschen ernstlich am Herzen zu liegen, und jeder Ernst in der Kunst macht bescheiden. Die Ideen des Mannes haben übrigens manche Erinnerung in mir geweckt.

Zu Anfang seines Aufsatzes äußert er: in der unendlichen Mannigfaltigkeit von Gesichtern seyen doch gewisse feste Typen herauszugreifen, und er führt deren drei auf. — „Ein Hut für einen Engländer,“ sagt er, „jung oder alt, ist gewöhnlich mit einem langgezogenen Gesicht in Proportion zu setzen; dies ist wenigstens das Princip. Bei einem Hut für einen Deutschen geht man vom runden Typus aus; im Allgemeinen aber gehören die Gesichter auf dem Festlande der ovalen Form an.“ Was er vom deutschen Typus sagt, ist nicht unrichtig. An den germanischen Köpfen ist in der Regel der obere vordere Theil bedeutend entwickelter, der Durchmesser von einem Jochbogen zum andern größer als bei den celtisch-gallischen. Hiedurch wird nothwendig das Gesicht oben in die Breite gezogen

und das Oval gestört. Diese Eigenthümlichkeit des Baus bringt es aber ferner mit sich, daß auch der horizontale Querdurchschnitt des Schädels über den Augen sich weiter vom Oval entfernt und vorne eckigter ist, als bei Schädeln mit kleinerem Querdurchmesser der obern Gesichtspartie. Da nun die Hüte durchgängig gleichmäßig oval gebildet werden, so folgt aus jenem Verhältniß, daß der Deutsche in der Regel weit länger als der Franzose zu suchen und zu probiren hat, bis er einen passenden Hut findet; und der passende zwängt ihn am Ende doch an den Schläfen, und er muß sich erst in den Filz hineinleben, ihm seinen phrenologischen Charakter eindrücken, wodurch zwar der Hut endlich ein Theil seines Wesens, aber auch aus seiner ursprünglichen, graziösen Form naturalistisch in diejenige gebogen wird, welche ihm ein nach Jay gebildeter, wissenschaftlicher Hutmacher à priori gegeben, und mit eigenthümlichem, unverwüstlichem Reiz bekleidet hätte. Daraus folgt ferner von selbst, daß der Franzose weit eher als der Deutsche seinen Hut nonchalamment so oder so aufsetzen kann, wie er ihm in die Hände kommt, während der Deutsche die Marke der Vorderseite suchen muß.

Ich erinnere mich, daß ich in Paris ein ganzes Hutmagazin durchprobirte. Aehnliches war mir zwar früher auch in Deutschland begegnet; ich wunderte mich aber damals, denn so jung ich war, wußte ich doch, daß Paris gegen unsere transscendentale Philosophie die Philosophie der Toilette mit Glück in die Wagschale legt, und ich meinte, es müßte einem Pariser Hutmacher ein Spiel seyn, einem barbarischen Schädel einen Hut zu improvisiren, zumal sie kurz vorher beim Einfall der alliirten Heere den Typus genugsam kennen gelernt und wohl auch mit Hüten bedient. Ich erhielt aber damals vom Hutmacher auch nicht die leiseste rationelle Andeutung; freilich wählte ich meinen Hut, was mir jetzt nicht einfallen könnte, in der Straße St. Jacques, im Revier der eigentlichen Wissenschaft, und man muß über die Brücken gehen, um die Professoren der Toilette zu finden.

Die oben angedeutete Eigenthümlichkeit unserer Gesichter macht nothwendig, daß manche in die Mode kommende Hutform, welche auf den französischen Durchschnittstypus berechnet ist, vielen unter uns recht sehr übel steht. Mir schweben dabei namentlich jene Hüte vor, welche durch die vorne und hinten nicht breite und seitlich rasch,

fast anliegend aufgebogene Krempe sehr schmal erscheinen. Es gibt derbe deutsche Gesichter, welche unter einem solchen neckischen, leicht und verwegen aufgestürzten Hütchen wie ausgequollen aussehen oder wie in einem Hohlspiegel in die Breite gezogen. Man könnte wünschen, daß Jay mit seinen Reformideen durchdränge, wo denn auch bei uns, in der terra obedientiae, die Disciplin der Kopfbedeckung laxer, liberaler und mehr ad hominem sich gestalten könnte. Aber der Liebhaber burlesker Figuren hat nichts der Art zu fürchten, so lange die absolute Herrschaft der Mode weit besser garantirt ist, als irgend eine in Europa.

XII.

Der männliche Haarputz.

Vor Kurzem traf ich mit einem jener Jünglinge zusammen, welche im Pilgerkittel des Paletot aus dem Mekka der Moden zurückkehren. Kaum ein Vierteljahr, so hatte sein Stiefel in den Sand unseres Schloßgartens eine Spur gedrückt, gleich der des tüchtigen Arbeitspferdes, und jetzt, wunderbar! glich sein Fuß dem zierlichen, glänzenden Hufe des reinblütigen arabischen Rosses; und so Alles in aufsteigender Linie bis zur Mähne, welche, früher naturalistisch borstig, jetzt in sanftem Lockenschlag über die Ohren fiel. Ich bewunderte die Frisur, die Allem nach frisch vom Eisen kam; aber der junge Mann versicherte mich, dies sey nur ein Schatten, leider ein massiver Schatten von dem, was die wahre Kunst leiste. Das Gefühl der Befriedigung um Haupt und Ohren, der Capillarruhe, so zu sagen, habe

ihn in Paris nie verlassen, während er sich jetzt über das Machwerk deutscher Perrückenmacher stündlich ärgere.

Dies lenkte meine Gedanken auf den Haarputz der Männer in der nächsten und der fernen Vergangenheit. Ich gedachte der Revolutionen, welche Haupt- und Barthaar in der Geschichte erlitten, des bestimmten Charakters, welchen ganz besonders dieser Theil der Tracht den Bildern aus ganzen Zeiträumen aufdrückt, der seltsamen Stürme, welche nicht selten den Uebergang von einer Sitte zur andern bezeichnet haben.

Es hat wohl nie ein Volk gegeben, daß den Wuchs von Bart und Haupthaar geradezu der Natur überlassen hätte. Diese Reminiscenz des thierischen Pelzes ist immer und überall zu einem Putze umgebildet worden. Die Haar- und Bartkultur ist der ursprünglichste und wesentlichste Ausdruck des physiologischen Triebs des Menschen, durch dessen Gebilde sich jene eigenthümlichen Naturwesen, welche man Völker nennt, sinnlich oft noch weit deutlicher unterscheiden, als durch das Nationalgepräge in Knochen und Muskeln. Auf der Außenfläche seiner Entwicklung in Zeit und Raum, mit dem, was man im weitesten Sinn Costüm nennt, wiederholt der Mensch

nur die unerschöpflichen Ideen der Natur, die ihren Wesen die mannigfachsten Gewänder und häufig nahe verwandten Geschlechtern die abstechendste äußere Auszeichnung gibt: Putz und Schmuck aller Art, Knebelbart und Mähne, winkende Federbüsche und bedeutsame rothe Schöpfe sammt Backenbart, prächtige Schleppen, die oft zum wundervoll gestickten Fächer aufrauschen, zierlich bemaltes Fell, gleich façonnirter Plüsche, eintöniges, gleich dem feinsten Sammt, buntes Gefieder, wie aus abstechenden Seidenstoffen drapirt, Halsbänder wie zu Commenthurkreuzen, Hauben, Calotten und Perrücken, Flügel von Gaze und Atlas, Organe gleich künstlichen Blumen und Brillantgeschmeide u. s. w. Waffen zu Schutz und Trutz, Panzer und Schilder, Horn und Stoßzahn, Schwert und Säge, Sporn und Stachel, Bohrer und Zange, Giftpfeil und Petarde.

Die Natur bildet die Organe der Thiere und, der wesentlichen Substanz nach, auch ihre äußere Umhüllung nach unabänderlichen Gesetzen. Sie gibt nie dem nackten oder schuppigen Reptil den Pelz des Säugethiers oder das Gefieder des Vogels; sie gibt nie dem Vogel das Panzerhemd des Insekts. Auch die Waffen und der phantastische Putz erscheinen überall als besondere

Organisationen der jedesmaligen eigenthümlichen Körperbekleidung: kein Säugethier kann die Federhaube des Vogels tragen, und kein Vogel oder Reptil zeigt ein eigentliches Horn, und die scheinbar hornartigen Organe der Insekten sind ganz andere Bildungen. Aber innerhalb derselben Familien scheint die Natur den Glanz und Schimmer der Hülle, die Anhängsel und Auswüchse nach poetischer Laune zu vertheilen. Der Pfau und der Goldfasan tragen die prächtigsten Staatsroben im sonst meistens unscheinbaren Trosse der Hühner; der Pavian mit seiner blauen und rothen Nase hat die burleskeste Larve in seiner seltsam maskirten Familie; das Herkommen des Brillantkäfers verräth sich durch seine ganz unscheinbare Sippschaft, und die buntesten, glänzendsten Schmetterlinge stecken am Stammbaum des Systems mitten unter sehr einfach costümirten Collateralen.

Ein ganz ähnliches Gemisch von Nothwendigkeit und Freiheit sind die Kostüme der Völker in ihrem Nebeneinanderleben, wie in ihrem Aufeinanderfolgen. Bei jedem Volke oder bei jeder Völkerfamilie sind die Hauptstücke der Tracht, das wesentliche Substrat derselben, fast ein so nothwendig Gegebenes und Unabweisliches, wie

beim vernunftlosen Wesen die ihm von der Natur umgeworfene allgemeine Hülle. Das Klima ist es vorzüglich, was dem Menschen, der sich einmal sein Bließ künstlich schaffen und unwillkürlich phantastisch das Thierreich parodiren sollte, dabei die Hand führt oder vielmehr führte; denn der von jeher wandernde Mensch hat mit sich selbst vielfältig auch seine Costüme acclimatisirt und dieselben nur, nach den Forderungen des neuen Himmelstrichs, unwesentlich umgebildet.

Ist der eigentliche Typus und Grundstock einer Volkstracht etwas allen Individuen Gemeinsames, etwas sehr Festes, das sich oft gar nicht, und selbst bei den mode- und putzsüchtigsten Völkern nur sehr allmählig umwandelt, so scheinen dagegen Putz und Schmuck, das Farbenspiel und die kleinen Künste des Schnitts der Laune des Einzelnen preisgegeben; und doch ist es nicht so: was der freie Wille und der Eigensinn thut oder läßt, kommt auch hier gegen das Aufgedrungene, Naturgesetzliche kaum in Betracht, und auch das scheinbar Zufälligste hat meistens seine Bedeutung und seinen organischen Zusammenhang mit dem Ganzen.

Man könnte jede allgemeine Tracht, zunächst unsere abendländische, europäische, mit dem

Gefieder des Vogels oder dem Gliederpanzer des Insekts vergleichen: sie ist das allen Eingebornen gemeinsame äußere Familienmerkmal. Aber die allgemeine Hülle modelt sich nun beim Vogel oder Insekt in die mannichfachsten Formen, Ausladungen, Anhängsel, und spielt in den verschiedensten Farben, auf welche Momente sich zum Theil die Classifikation der Geschöpfe gründet. Ebenso zerfällt die europäische Menschheit nach den Modifikationen der Tracht äußerlich in Geschlechter, Arten und Spielarten. Man sieht, der Witz hat hier ein weites Feld, und die gesellschaftlichen Gegenstücke zu dem mit den Kothkäfern verwandten Brillantkäfer, zum düster einfärbigen Todtengräber, zur schillernden Libelle, zur zweifarbigen Heerheuschrecke u. s. w. wären bald gefunden.

Die Trachten der Klassen, Stände und Gewerbe, die äußere Sitte des Weichlings und des feinen Parvenu, des vornehmen und des geringen Cynikers u. s. w. sind freilich kein so festes Gepräge, als die Toilette, welche die Natur den Arten ihrer niedrigern Geschöpfe selbst macht; aber sie sind doch selten Ausflüsse der Willkür, und wie bei allem Menschlichen, ist auch hier die freie Wahl von einem Gesetze gezügelt, das

selbst wieder ein aus Freiheit und Nothwendigkeit gemischtes Produkt ist. — Dem Thier ist es nicht gegeben, die Maske seiner Gattung abzulegen; der Mensch kann sich in eine andere als seine eigenthümliche Art maskiren, auch außer dem Carneval. Aber wenn er dies thut, so beweist er eben den Satz, um den es uns hier zu thun ist, den Satz, daß jede stehende, ja selbst die fließende Modifikation einer allgemeinen Tracht, daß jeder einzelne vernünftige Anzug nie ein willkührlich zusammengerafftes Aggregat von Stücken und Formen ist, sondern daß sich dabei alles trägt, bedingt und voraussetzt, wie bei den scheinbaren Launen der Natur im Anputz ihrer vernunftlosen Geschöpfe.

Kleidet sich einer über seinen Stand, hüllt sich ein anderer, etwa als Flüchtling, in geringere Tracht, so suchen beide Alles in ihrer Erscheinung in Harmonie zu bringen, allen Stücken, so zu sagen, die Lokalfarbe zu geben. Wenn dies in beiden Fällen erfahrungsmäßig so selten gelingt, so zeigt dies eben, daß die habituelle Kleidung überall, nach Jean Pauls Ausdruck, Bedeutung und Würde einer zweiten organischen Haut annimmt. Der flüchtige Gentleman vergißt, mit seinem übrigen Kostüm auch den Stiefel

zu wechseln, und dies kann ihn dem Polizeispion verrathen, und derselbe Umstand entlarvt nicht selten den Lord vom Mühlendamm, wie die Maske in Berlin heißt, der nicht bedenkt, daß der menschliche Pfau keine garstigen Füße hat. Gerade die auffallende Verletzung der prästabilirten Harmonie erregt bei einem Anzuge den Begriff des Unzweckmäßigen, des Vernunftwidrigen, und fordert das Lachen und den Spott heraus. Kein Raubvogel trägt einen winkenden Federbusch, und umgekehrt paßt keine militärische Kopfbedeckung zu einem bürgerlichen Kleide; keine Ente zeigt einen Fächerschweif, und Rock und Mieder der Bäurin negiren Volant und Schleppe; kein Säugethier mit einfachem Magen hat ein wahres Geweih vor der Stirne, und der seidene Modehut setzt die Kenntniß und den Gebrauch der Schnürbrust voraus u. s. w.

Von den Verstößen gegen die Feinheiten im Style der Tracht ist hier gar nicht die Rede. Von solchen „Peccadillen" ist schon früher vielseitig gesprochen worden. Wenn nun aber diese so sehr häufig vorkommen und oft dem flüchtigen Beobachter ganz entgehen, so sind dagegen ganz grobe, schreiende Verletzungen der harmonischen Tracht, durch welche jeder Mensch die

Art und Spielart repräsentirt, der er angehört oder angehören möchte, im Leben desto seltener, weil sie den Instinkt eines jeden Mitlebenden offen empören. Auch ist in solchen Fällen Jeder, der es sieht, ein lachender Richter.

Aber ganz anders ist es, wenn wir aus dem Kreise der gewohnten Tracht, in der jedes Merkmal für uns den Werth eines Naturgebildes hat, heraus uns von der Einbildungskraft in frühere Perioden tragen lassen. Gleich bei der Betrachtung des zunächst vorangehenden Zeitraums, den unsere Väter und Mütter durchgelebt, wird unser Urtheil über das Zusammengehörige und Widersprechende, das Wohlanständige oder Barocke und Lächerliche, das Ausgesuchte oder Gemeine, kurz über alle Nüanzen des Habitus, schwankender und unsicherer, und der eigenthümliche Takt, der das Costüm der Zeitgenossen nach allen seinen Schattirungen mit unfehlbarer Sicherheit classificirt, verliert sich immer mehr, je weiter wir in der Zeit zurückgehen, und auf längst verlebte, so zu sagen fossile Trachten stoßen.

Hat einer zu irgend einem Zweck solche Gestalten künstlerisch zu reproduciren, so kann von Auffassung dessen, was ihm und seiner Zeit völlig entgeht, der feineren Charakterzüge der

ältern Tracht, gar keine Rede seyn; er muß sich, wie der schlechte Porträtmaler, mit einer baaren Kopie begnügen und froh seyn, wenn nicht der von Zeitbegriffen geleitete Verschönerungstrieb ihn Verstöße begehen läßt, welche das Auge des Kenners beleidigen.

Der verkleidete Faschingsgast braucht es nicht genau zu nehmen; nur ist es höchst komisch, wenn es beim Erscheinen eines glänzenden Maskenzugs heißt: wie gut! wie wahr! wie charakteristisch! wie aus dem Leben gegriffen! als ob die Entzückten am Hofe des großen Churfürsten von Brandenburg gelebt oder mit Götzen von Berlichingen oft und viel Jartwein getrunken; als ob sie im mindesten einen Maßstab dafür hätten, wie die Seelen der Copirten ihr Conterfei ansehen würden, wenn sie, gelockt von der historischen Carnevalsandacht, aus dem Mittelreich herüberkämen und den Spuk mit ansähen.

Schon bedenklicher ist die Sache beim Schauspieler. Es läßt sich viel darüber streiten, wie weit man auf der Bühne in der Costümtreue gehen kann und darf, sobald Zustände ins Spiel kommen, für welche die Zeitgenossen keine unmittelbare Erinnerung mehr haben. Soviel ist und bleibt aber gewiß: das System, welches

sich für alle mittleren Zeiten bis zu den Perrücken herauf an wenige ideale Typen consequent hält, bietet bei weitem die größten innern und äußern Vortheile, und das strenge, ängstliche Studium ist gerade der unvernünftigste Ausweg, weil man damit der Masse etwas gibt, das sie gar nicht zu schätzen weiß, und die Minderzahl der Wissenden doch durch zahlreiche unvermeidliche Mißgriffe ärgert oder zum Spotte reizt. Ich habe vor der königlichen Bühne zu Berlin, welche ihre Costüme mit antiquarischen Ansprüchen stechen ließ, Dinge gesehen, die in einer Abhandlung über diesen Gegenstand einen Platz finden müßten, hier aber zu übergehen sind.

Am lästigsten und schwierigsten ist dies Verhältniß für den Zeichner und Maler. Von den Kleinmeistern, wie den Verfertigern deutscher Almanachsbilder, kann gar nicht die Rede seyn: ihre Darstellungen sind meistens, hinsichtlich der Costümtreue, des Textes, den sie illustriren, vollkommen würdig. Aber für den ernsten Künstler sind hier die Klippen und Bedenklichkeiten zahllos. Nur Eines anzuführen: manches Stück einer alten Tracht erscheint als ein störender, ganz unästhetischer Auswuchs, aber nur, weil wir keinen Begriff und kein Gefühl dafür

haben, wie dieser Putz seiner Zeit getragen wurde, welche Rolle ihm in der allgemeinen Mimik der Tracht zukam. Der Zeichner kann sich nicht entschließen, das Ding, so wie es ihm sein Muster gibt, aufzunehmen; er mäkelt und verschlechtbessert daran, und weiß natürlich meistens nicht, was er thut, wie weit er, indem er den alten Schneider meistert, den Geist der Zeit verletzt, in die er doch den Beschauer versetzen möchte.

Diese und so viele ähnliche negative Verletzungen mögen nicht nur unvermeidlich, sondern häufig sogar künstlerisch zu rechtfertigen seyn; aber die positiven, die franken Uebertragungen der charakteristischen Tracht der einen Zeit auf eine andere sind doch wohl nicht zuzugestehen. So haben wir von einem ganz guten Zeichner den Grafen Egmond mit langem, fließendem Haar, und überhaupt in einem Costüm dargestellt gesehen, daß dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts angehört. Wer es nicht weiß, sieht im Verlauf dieses Artikels, daß dies so viel ist, als wollte man dereinst die Oranier, für welche Ruyter focht, mit Haarputz und Frack derjenigen abbilden, welchen Belgien abhanden kam. Der Schauspieler, mit seiner flüchtigen Phantasmagorie,

soll nur ganz ungefähr die Idee eines Zeitraums erwecken; aber der zeichnende Künstler macht an sich selbst ganz andere Anforderungen. Jener wird durch antiquarische Kokètterie nur lächerlich; dieser kann das Studium kaum zu weit treiben, und es kommt nur darauf an, daß er die gesammelten Elemente mit möglichstem Verstand poetisch verarbeite. Aber es ist mit den alten Trachten wie mit den todten Sprachen, mit unvordenklichen Hosen und Wämsern, Hüten und Frisuren, wie mit antiken Floskeln und Idiotismen. Die besten historischen Figuren auf unsern Kunstausstellungen tragen ihr Costüm, wie unsere gelehrtesten Professoren in ihren Dissertationen Latein schreiben.

Die Formen, in welche der Verschönerungstrieb des Menschen Haupthaar und Bart, also Organe seines Körpers, bringt, sind festere Züge, unabstreifbarer, als alle andern Stücke des Costüms, die er als fremde Körper um sich hängt. Schwerlich ist auch eine Partie der Tracht charakteristischer für Stand und Gewerbe, wie für das Zeitalter; keine bestätigt so augenfällig den Satz, daß sich fast kein Theil irgend eines Anzugs ohne den andern denken läßt. Man nehme die nächsten besten historischen Figuren mit ihren

bekannten äußern Attributen; man versuche es, sie anders zu coeffiren, als sie in der Wirklichkeit waren, und man erhält Gestalten, die meistens vor dem Bildungstrieb des Menschen so unmöglich sind, als die thierischen Ungeheuer der Fabel vor dem der Natur. Dies ist freilich nicht immer gleich deutlich, und desto weniger, im Verhältniß, als ältere, unerinnerliche Formen mit einander vertauscht werden. Don Juan von Oestreich mit der Frisur und dem Haarbeutel Josephs **II.** belacht Jeder als eine Monstrosität; aber Mancher sieht darüber weg, wenn etwa ein Held des dreißigjährigen Kriegs an Haar und Bart im Styl der maximilianischen Zeit gehalten ist.

Jede entschiedene, charakteristische Haartracht gibt allen Köpfen, die sie zeigen, einen gewissen gemeinschaftlichen physiognomischen Zug. Aber dieser allgemeine Charakter wird als ein historischer immer erst dann erkannt, wenn die Sitte wieder einer andern Platz gemacht hat. In der Gegenwart wird das Gesetz über der Fülle prägnanter individueller Verschiedenheiten übersehen. Die natürliche Beschaffenheit von Haar und Bart nach Fülle, Farbe, Schlichtheit u. s. w.; die Art, wie einer der allgemeinen Sitte in

Kultur derselben entweder schlecht und recht folgt, oder sie kokett übertreibt, oder ihr cynisch widerstrebt — dies alles sind sehr wichtige Elemente zur Physiognomik, ja zur Pathognomik der Lebenden. Haar- und Bartschnitt erklären den Mann, und umgekehrt postulirt sehr oft das Gesicht diese oder jene Frisur. Durch die vielfachen Interessen, welche beim Verkehr mit Menschen in's Spiel kommen, wird das physiognomische Urtheil beständig mit dem Detail beschäftigt, und darüber kommt Keiner dazu, an das allgemeine Haarsystem zu denken, dem im Ganzen alle seine Zeitgenossen gehorchen.

Ganz anders ist es aber bei Bildern, besonders bei solchen, die schon entlegeneren Zeiten angehören. Hier fallen die Kriterien, nach welchen wir die Köpfe der Mitlebenden schätzen und classificiren, größtentheils weg; es bleiben nur die hervorspringendsten individuellen Charakterzüge, dagegen tritt der physiognomische Ausdruck, den der jedesmalige Haarputz ertheilt, so stark hervor, daß er jenen nicht selten dominirt. Die Perrücke, welche ein Bild etwa trägt, erlaubt uns, in Verbindung mit dem übrigen Costüm, die Figur in eine bestimmte Zeit zu versetzen; aber fast Alles, was die Qualität des

Kopfputzes bei Lebzeiten des Mannes über den Charakter desselben aussagte, ist für uns verloren, und wäre es, wenn auch nicht der Maler in der Regel neben dem Gesicht auch der Perrücke geschmeichelt, und mit der Feiertagsperrücke ein Feiertagsgesicht hingestellt hätte.

Es ist merkwürdig, zu beobachten, wie in einer historischen Reihe von Portraits mit ausgesprochenem Familienzuge dieser durch die jedesmalige Mode des Haarschmucks modifizirt, bald verstärkt und gehoben, bald zurückgedrängt wird. Für Historien- und Bildnißmaler läßt sich nicht leicht ein interessanteres Studium denken. Hierüber auch nur Andeutungen zu geben, würde wohl zu weit führen; hier ist uns nur darum zu thun, daß der Kenner des Costüms, wenn es gilt, etwa das historische Alter eines Bildnisses bestimmt anzugeben, vor Allem auf den Kopf sieht, weil ihm der Haarputz in der Regel mit größter Bestimmtheit den größern Zeitraum andeutet, den er sofort mit Hülfe der Details der übrigen Tracht wo möglich in engere Grenzen einzuschließen hat.

Jedes, wenigstens im Costüm getreue männliche Bild, gemalt, in Holz geschnitten oder in Kupfer gestochen, bezeichnet schon durch den Styl

an Haar und Bart, ganz abgesehen von der übrigen Tracht, die Periode, welcher der Mann angehört, so sicher als Styl und Druck des Buchs, dem es etwa vorgesetzt ist. Ist es ein Gottesgelehrter, so kann in der Regel kein Zweifel darüber seyn, wie lange er vor oder nach dem Interim gelebt, ob er noch redlich Hexen verbrennen helfen oder ob der Bund mit dem Teufel zu seiner Zeit angefangen außer Uebung zu kommen. Ist es ein Krieger, so sagt das Conterfei deutlich, ob er im Bauernkrieg und bei Mühlberg, bei Breitenfeld und Nördlingen, bei Fehrbellin und La Hogue, bei Blindheim und Malplaquet, bei Roßbach und Zorndorf, bei Fleurus und Hohenlinden, an der Katzbach und bei Montereau seine Lorbeeren geholt haben konnte. Ist es ein Staatsmann, so sieht man ihm an Bart und Frisur ab, ob er noch am ewigen Landfrieden gearbeitet, ob er etwa in die Schmalkaldischen Händel verwickelt gewesen, ob er möglicherweise aus Osnabrück, Ryßwik, Utrecht, Hubertsburg, Teschen, Rastadt, oder von der Londoner Conferenz Couriere abgefertigt.

Das populärste und naheliegendste Mittel, sich die abwechselnden Metamorphosen des Haarputzes zu vergegenwärtigen, sind jene dynastischen

Suiten von Portraits, welche aller Orten häufig die vier Pfähle loyaler Unterthanen, besonders aber die Wirthsstuben schmücken, und in deutschen Landen ehrfurchtgebietend dem Reisenden bedeuten, in welches Herrn Territorium er eingetreten ist, wenn er etwa den farbigen Grenzpfahl oder das Wappenthier über der Thüre des Posthauses übersehen haben sollte. Wie trotzig im struppigen Bart blickt der dort aus dem viereckigen Rahmen seines kolbigt niederfallenden Haars! Wie bäurisch-ehrlich ist jener Kopf mit dem kurz abgestutzten Haar und dem Spitzbart! Ein dritter mit dem winzigen Schnurrbärtchen, der den Feldherrnstab so mannhaft gegen den Harnisch stemmt, wie finster schaut er aus den schwarzen Wolken seiner drohenden Perrücke! Und der hochselige Vater oder Großvater des jetztregierenden Herrn — wie frappant trennt die geschwungene Puderlinie das schneeweiße Haar mit den Taubenflügeln vom glatten, süßlächelnden Gesicht! Aber wie oft irrt man gröblich im Urtheile über den Charakter Einzelner, zu welchem die Physiognomie des Costüms verführt! Der Löwe des Geschlechts trägt keineswegs jedesmal die Mähne um Haupt und Schultern, wie etwa der auf der langen Brücke zu Berlin,

und die Periode der trutzigsten Bärte zählt oft die meisten Weiber im Harnisch.

Die reichste Gelegenheit zu Studien der Art bieten ferner die Galerien der virorum doctissimorum, consultissimorum et experientissimorum auf Hochschulen und der Glieder des weisen Raths in Republiken und Reichsstädten. Auch hier sitzt in den Kappen auf dem geschorenen Schädel, in Allongeperrücken, in Stutz- und Knotenperrücken, in Zöpfen, Haarbeuteln und Tituskröpfen, in Zwickel- und Knebelbärten, in Apostel- und Backenbärten nirgends die Gelahrtheit oder Weltweisheit, Fanatismus oder Toleranz, Streitsucht oder Verträglichkeit, Härte oder Weichheit, aber sehr oft der gemeinsame Schein von diesem oder jenem.

Alle diese Suiten reichen selten über das fünfzehnte Jahrhundert hinauf, und je weiter rückwärts, desto seltener werden auch die einzelnen Denkmäler. Das Urtheil über den Totalcharakter der Costüme wird aber immer schwankender, je weniger gleichzeitige Bilder unmittelbare Anschauung gewähren und je mehr man auf Chroniknotizen verwiesen ist. Wir gehen daher auch nur bis zu dem Punkte zurück, von wo an die Buchdruckerei, in Verbindung mit

ihrer Mutter, der Holzschneidekunst, und ihrer Tochter, der Kupferstecherkunst, nicht nur die Gedanken der Zeiten, sondern auch die jedesmalige äußere Erscheinung der Menschheit fest und dauerhaft überliefert.

Im fünfzehnten Jahrhundert und, in Deutschland wenigstens, noch ziemlich weit in das darauffolgende herein, scheint es unter den Männern der höheren Stände fast allgemeine Sitte gewesen zu seyn, das Haar schlicht herabhängend und ringsum, mit Ausnahme der Stirne, ziemlich lang zu tragen. Das Haar wurde dabei nicht gescheitelt, sondern auf der Stirne von Schläfe zu Schläfe gleich abgeschnitten, während es über die Ohren und hinten gerade herabfiel und unten in einer Linie abgestutzt war. Ein solcher Haarputz, einer der kunstlosesten, daher er hie und da unter dem Landvolk noch jetzt fortlebt, hieß in Deutschland eine „Kolbe." Den Bart trug man dazu voll, rund, doch nicht sehr lang. Bekannte Beispiele dieser Tracht sind der Kopf Raphaels, die Bildnisse Kaisers Maximilian, Götzens von Berlichingen, Georgs von Frondsberg, Ulrichs von Hutten u. s. w.

Der Letztgenannte mag durch die neue böse Weltseuche, an der er acht Jahre litt und über

die er schrieb, sein Haar verloren haben; denn nach einem Geschichtschreiber über Perrücken, Rango,* trug er eine Perrücke, oder wie sich Rango ausdrückt: „eine ziemliche Kolbe von falschem Haar." — Es fehlt nicht an Spuren durch das ganze Mittelalter, daß nicht nur das weibliche Geschlecht, wo es sich von selbst versteht, sondern auch das männliche sich hie und da falscher Haare bediente, als Putz, wie als Nothbehelf. So heißt es schon in einer Fabel, die einem Minnesänger des dreizehnten Jahrhunderts zugeschrieben wird:

Wen liset von einem Ritter das,
Das er kal von Nature was
Und ane Har; das was ihm leit;
Nu hat er ein Gewonheit,
Das er uf bant ein Huben guot
Mit Hare u. s. w.

Bei einem Turnier habe er Helm und Haarhaube verloren, worüber ein großer Lärm entstanden.

Wie in diesem Falle, so wurden auch zu Anfang der Reformation Perrücken nur aus Noth getragen; man schämte sich derselben und suchte

* M. C. T. Rangonis, de capillamentis, vulgo Parucquen, liber singularis. 1663.

dabei, wie gegenwärtig, die Natur und die laufende Mode möglichst treu zu copiren. Diese Kopfmasken (personae capitis), wie Martial die Perrücken sehr glücklich nennt, mögen aber höchst unvollkommene Gebäude gewesen seyn; die Hauptelemente dieser später so wichtigen Kunst, namentlich das Tressiren der Haare zwischen Seidenfäden, wurde erst weit später erfunden, und in Deutschland lieferte nur das kunstreiche Nürnberg für schweres Geld „Kolben," in denen kahle Fürsten und Herren sich unbeschrieen sehen lassen konnten. So schreibt Herzog Johann von Sachsen im Jahr 1518 an den Koburgschen Schösser, Arnold von Falkenstein: „Unser Begehr ist, du wollest Uns ein hübsch gemacht Haar auf das beste zu Nürnberg bestellen, und doch in Geheim, daß es nicht gemerket werde, daß es Uns solle, und je dermaßen, daß es krauß und geel sey und also zugericht, daß man solches unvermerkt auf ein Haupt möge auffsetzen." — Ulrich von Hutten und Herzog Johann waren sicher damals nicht die einzigen Perrückenträger, und man sieht, daß der gebräuchliche Haarputz den Betrug sehr begünstigte; aber mit ihnen ging in Deutschland vorläufig auch die Sitte der langen Haare zu

Grabe, und bald und im ganzen folgenden Jahrhundert konnte von Perrücken fast gar keine Rede seyn.

Damals war in Sachen des Geschmacks und der feinen Sitte vorzüglich Italien, und zunächst Florenz, das Vorbild, dem die ganze feine Welt nachjagte. Man war auch auf neue Moden so sehr erpicht, als gegenwärtig; aber einmal verbreiteten sie sich nicht so reißend schnell als jetzt, schon weil sich die damaligen Verkehrsmittel zu den jetzigen gemeinen ungefähr verhalten, wie letztere zu den Eisenbahnen; und dann blieb im sechszehnten Jahrhundert Deutschland in den Evolutionen der Eleganz hinter den eigentlichen Modeländern, Italien und den Niederlanden, überhaupt noch merkbar zurück. In Italien nun scheint es schon seit dem vierzehnten Jahrhundert zum feinsten Ton gehört zu haben, das Haar zu kürzen und das Kinn glatt zu scheeren.

Mit dem sechszehnten Jahrhundert verbreitete sich nun aber von dort die Sitte, das Haupthaar ganz kurz abzuschneiden und den Bart lang und spitz wachsen zu lassen. Franz I., und mit ihm Frankreich, nahm diese Tracht mit dem Jahr 1521 an. Um diese Zeit erscheint dieselbe auf

vielen Bildnissen französischer, helvetischer, niederländischer Staatsmänner und Gelehrten. In Deutschland drang dieser Styl etwas langsamer vor.

Die deutschen Bildnisse aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts zeigen wenig Gleichförmigkeit: z. B. Martin Luther und Wilibald Pirkheimer trugen starkes Haar und keinen Bart; dagegen Philipp Melanchthon und Johann Mathesius ließen neben dem Haar auch den Bart wachsen. Selbst manche deutsche Fürsten und Herren treten noch zur Zeit der Mühlberger Schlacht und des Interim in sehr unmodischen Bärten und Haarbüschen auf; der feine Karl dagegen und sein Hofstaat sind von Anfang an italienisch zugestutzt.

Ich habe ein Buch über die niederländische Revolution vor mir, in welchem alle Schauspieler jenes Drama's, Alba, Wilhelm von Oranien, Egmond, Horn, Alexander von Parma, Requesens u. s. w., sehr gut abgebildet sind: Alle tragen ringsum kurz verschnittenes, oft bürstenförmiges Haar, und von Ohr zu Ohr einen mäßigen Bart, der am Kinn in eine stumpfe Spitze verläuft; nur Alba mit seinem langen, fließenden Bart macht eine Ausnahme. — Doch

auch in Deutschland sieht man die Haare immer kürzer, die Bärte immer eleganter werden, und vor der im siebzehnten Jahrhundert erfolgenden Revolution im Haarputz zeigt sich das ganze elegante kriegerische und gelehrte Europa so ziemlich uniform geschoren.

Wenn Goethe den Brüsseler Schneider von Egmond sagen läßt: „der ist gut köpfen," so bezieht sich dies nicht auf das Haar; aber allerdings machte Egmonds und seiner Unglücksgenossen Haarputz keine Vorbereitung auf die fatale Operation nöthig. Im folgenden Jahrhundert, bei Cinqmars und dem jungen de Thou, und bei Karl I. von England, hatte der Henker eine gründliche Haartoilette zu machen. Einem Staatsverbrecher aus der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts brauchte man nur die Perrücke vom geschorenen Haupte zu nehmen, und vor dem Beil der Guillotine mußten die Zöpfe weggeschafft werden.

Die Tracht des sechszehnten Jahrhunderts schloß den Gebrauch falscher Haare natürlich ganz aus; denn am Problem einer Perrücke mit ganz kurzen Haaren möchte selbst die jetzige, so hoch gestiegene Friseurkunst verzweifeln. Dagegen wurde es, eben so natürlich, Brauch, das kurz geschorne

Haupt habituell zu bedecken. In den historischen Suiten von Bildnissen ist dieses sechszehnte Jahrhundert recht eigentlich das Zeitalter der Barrete, Mützen und Calotten. Nie, weder vorher, noch nachher, erscheinen die Abconterfeiten so häufig in Deckelhauben und Haarkappen, wie man es nannte, mit oder ohne Barret. Jene wurden wohl gar nie abgenommen; aber nicht selten war das Barret an die Calotte befestigt, oder vielmehr mit ihr aus Einem Stück, wie sich Jeder von zahlreichen Bildnissen, z. B. der Reformatoren Zwingli, Calvin, Camerarius u. A. erinnert. Diese Form, eine Calotte, über welcher statt des Barrets ein mit Tuch überzogenes viereckiges Stück Pappe schwebt, hat sich bis heute auf den englischen Universitäten als Abzeichen der akademischen Bürger erhalten, und als Symbol, daß der Geist jener Institute nach vollbrachtem Reformationswerk sogleich wieder gefangen genommen werden sollte.

Zum kurzen Haar und spitzen Bart paßte ganz gut der scheibenförmige, sogenannte spanische Halskragen, der fast durch das ganze sechszehnte Jahrhundert von den verschiedensten Ständen getragen wurde. Als aber mit dem Beginn des folgenden siebzehnten die Sitte der langen Haare

wieder aufkam, mußte die stehende Kragenscheibe fallen, weil sie den Sturz der Haare aufhielt, und sich in einen liegenden Kragen verwandeln, über dessen Abhang sich die Locken frei herab ergossen. Mit der größern Entwicklung, die man wieder dem Haupthaar gab, beschränkte man den Bartwuchs: man schor Wangen und Kieferränder und ließ nur den Schnurr- und Kinnbart stehen, was einen großen Theil des siebzehnten Jahrhunderts charakterisirt. Diesen Schnitt des Bartes, nebst dem langen, gescheitelten Haar und dem liegenden Halskragen, sehen wir mit dem Beginn des dreißigjährigen Kriegs auch in Deutschland fast allgemein eingeführt.

Diese plötzlich entstandene Mode griff schon weit rascher um sich, als hundert Jahr früher die der kurzen Haare, und sie ist schon darum sehr bedeutsam, weil sie die unmittelbarste Veranlassung zur allgemeinen Einführung der Perrücken gab. — Das Ideal der Eleganz war auf einmal, man weiß nicht recht von wo aus, ein von langen, reichen Locken umwalltes Haupt geworden. Nun eignet sich aber einmal nicht jedes Haar, auch wenn es an sich reich genug ist, zu einer solchen Frisur, und dann ist sie sehr schwer in gehöriger Ordnung zu halten. Jeden Augenblick kann der

Wind, kann irgend ein leidiger Zufall im kunstreichen Gebäude die bedauerlichsten Verheerungen anrichten. Aber auch damals, wie immer, blühte das Geschlecht, von dem Seneca sagt: „sie sehen lieber, daß die Republik in Verwirrung gerathe, als ihr Haarputz;" und so lag es ganz nahe, daß die feinen Leute darauf dachten, die allzubeweglichen Wellen des Hauptschmucks in den Schönheitslinien zu bannen. Wenn andernseits die Kahlen oder sparsam mit Haaren Versehenen, unter der Herrschaft der eben verdrängten Mode, ihre Blöße äußerst vortheilhaft mit Barreten und Calotten bedeckt hatten, so sahen sie sich jetzt in den grausamsten Widerspruch mit der Mode gesetzt, indem es ihnen materiell unmöglich war, ihr zu folgen.

So weckte denn die alte Lehrmeisterin der Künste, das Bedürfniß, auch hier die Erfindung, und schnell entwickelte sich die Kunst, fremdes gekräuseltes Haar, oder auch das abgeschnittene eigene so zusammenzunähen, daß es fertig, wie eine Mütze, auf's Haupt gesetzt werden konnte. Hat doch die grause Noth in Sachen der Toilette schon zu weit seltsameren Auskunftsmitteln getrieben. So erzählt der oben angeführte Perrückenschriftsteller Rango, um ein Epigramm des Martial

zu erklären, wo dieser von aufgemalten Perrücken zu reden scheint,* zu seiner Zeit habe sich ein armer Maler Strümpfe auf die Beine gemalt.

In Frankreich besonders, das jetzt immer mehr den Scepter der Mode an sich riß, wurde von nun an die Kunst der Perrückenmacherei ausgebildet, und die Sitte der langen und falschen Haare, der diese Kunst anfangs bescheiden gedient, von ihr am Ende zu einer kolossalen Entwicklung getrieben. Indessen der erste bedeutende Handgriff, der erfunden wurde, die Kunst, die Haare zwischen leinene Bänder einzuklöppeln, auf die Weise, wie man noch jetzt die Spitzen verfertigt, weist noch auf das alte Modeland, auf Italien zurück: diese Kunst hieß **point de Milan**, und wirklich zeigt es sich auch, daß schon zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts Perrücken in Italien ziemlich im Gebrauch gewesen seyn müssen; denn verschiedene Synoden eifern dagegen (um's Jahr 1615). Aber die wichtigste Erfindung war das noch jetzt gebräuchliche Tressiren, wodurch es erst möglich wurde, dem falschen Haar den Fall des natürlichen zu geben. Diese Kunst (der Zeitpunkt der Erfindung ist nicht genau

* **Mentiris fictos unguento, Phoebe, capillos,**
Et tegitur pictis sordida calva comis.

bekannt) ist bestimmt französischen Ursprungs, und ihr verdankt Frankreich zunächst einen gar nicht unwesentlichen Theil seines Einflusses auf das übrige Europa.

Man kann sagen, erst von Einführung der Perrücken datirt sich Frankreichs fast unumschränkte Herrschaft im Gebiete des Geschmacks und der Moden. Diese eleganten Haargebäude waren vorerst nur in Paris oder Lyon zu bekommen, und wenn deutsche Herren auch schon vorher ihre Kleider aus Paris bezogen hatten, so wurde dies doch erst mit den Perrücken allgemeiner Ton der feinen Welt; und wenn es auch in Deutschland bald einheimische Perrückenmacher gab, die Tausendthaler-Perrücke kam doch immer aus Paris. Mit der Bestellung von Franzosen reinen Bluts als Hofperrüquiers an deutschen Höfen erlosch auch vollends ganz das uralte Privilegium des Lateins als Hof- und Kanzleisprache; statt der infima latinitas wurden jetzt die Phrasen ihrer gallischen Bastardtochter auf deutschen Lippen möglichst zierlich gekräuselt, und in der Perrückenschachtel kam gelegentlich auch die neueste galante Literatur über den Rhein.

Die Krieger und Staatsmänner des dreißigjährigen Kriegs sehen wir noch durchaus in

langem, aber unzweideutig natürlichem Haar abconterfeit. Ja, wie in unserm Säculum der Zopf und die Puderfrisur an manchen ehrwürdigen Schädeln noch lange in das Reich der Titusköpfe hereinragte, so sieht man dort hie und da Einen im altmodischen kurzen Haarschopf und dem vollen Spitzbart; namentlich ist dies bei den Geistlichen der Fall, auf welches Verhältniß wir sogleich kommen werden. Da nun aber einmal langes, gelocktes Haar das tyrannische Ideal der Zeit war, so konnte es auch bei uns nicht fehlen, daß die Sitte, falscher, künstlich fixirter Haare sich zu bedienen, von den beiden Endpunkten der männlichen Lebensalter gleichmäßig vordrang, und einerseits durch die Geckenhaftigkeit der Jugend, andernseits durch die Nothdurft des Alters, das noch grün seyn will, verbreitet wurde. Doch bis gegen den Schluß des dreißigjährigen Kriegs sind in Deutschland die Spuren von Perrücken, welche sich etwa in der Literatur oder auf Monumenten finden, jedenfalls sehr selten. Es fehlt zwar in den fürstlichen Archiven der Zeit nicht an Pariser Schneiderrechnungen, aber von Perrücken kommt nichts vór, da doch Ludwig **XIII.** von Frankreich, und mit ihm auch gewiß ein Theil seines Hofs, bestimmt schon im Jahr 1622

falsche Haare trug. Bis zum Jahr 1650, und noch etwas später, sieht man die deutschen Fürsten fast durchgängig mit eigenem langem, schlichtem oder natürlich gelocktem Haare und mit dem Knebel= und Zwickelbart bei glatten Wangen abgebildet.

Die prächtigen Perrücken der französischen und spanischen Gesandtschaften mochten indessen zu Münster und Osnabrück nicht wenig imponirt und manchem jungen deutschen Botschafter schlaf=lose Nächte gemacht haben. Aber die eigentliche Perrückenordonnanz wurde von Frankreich doch erst um die Zeit erlassen, als die Flammen des schrecklichen Kriegs ausgewüthet hatten, als die Grundlagen des neuen europäischen Staatsrechts fürsichtig gelegt und das Gleichgewicht von Europa mit der Bleiwage abgemessen war. Ludwig der Große hatte in seiner frühen Jugend eine starke Abneigung gegen falsche Haare; als er aber in's Alter der Galanterie trat, setzte er selbst eine Perrücke auf, und damit begann die Erup=tion des Vulkans, der in ganz kurzer Zeit Mil=lionen Perrücken über ganz Europa schleuderte. Das Jahr dieses Ereignisses ist nicht genau zu bestimmen; so viel dient aber als Anhaltspunkt, daß Ludwig **XIV.** im Jahr 1655 achtundvierzig

Chargen von Hofperrüquiers schuf. Dieses Jahr bildet auch für Deutschland ungefähr die Grenzmarke, diesseits welcher die Perrücken auf den Bildnissen vornehmer Männer ebenso allgemein sind, als sie jenseits derselben selten waren. Der neue Status des heiligen römischen Reichs konnte mit keinem bessern Wahrzeichen inaugurirt werden; die frisch gewonnenen Majestätsbegriffe symbolisirten sich prächtig in den Wolken der blonden Staatsperrücken, und der erste Ausfluß der zu Osnabrück garantirten Hoheitsrechte war die Creirung von deutschen Hofperrückenmachern.

Wie indessen immer und überall die süße Jugend der Kukuk ist, der lärmend einen neuen Modelenz ankündigt, so war auch bei uns die Perrücke eine Galanterie feiner junger Leute, ehe sie Staatstracht wurde. Dies geht namentlich aus den „satyrischen Gesichten" des bekannten Philander von Sittewald hervor, deren erste Ausgabe vom Jahr 1648 ist. Im „Venusnarren" beschreibt er Stutzer, „die sich insgesammt einbildeten, daß sie die schönsten, wohlgestaltetsten, lieblichsten Kerls auf Erden wären. Der eine trug eine gekräuselte Perrücke oder gemachtes Haar rc." — Im „Alamode Kehraus" heißt es unter Anderm: „Diese lange Haare,

also herunterhangend, sind rechte Diebshaare, und von den Welschen, welchen umb einer Missethat oder Diebsstücks willen irgend ein Ohr abgeschnitten, erdacht worden, damit sie mit den Haaren es also bedecken möchten. — Und ihr wollt solchen lasterhaften Leuten in ihrer Untugend nachäffen? ja oft eurer eigenen deutschen Haare euch schämen? Wollt hingegen lieber eines Diebs oder Galgenvogels Haar euch auf den Kopf setzen lassen? Aber wer sich seines eigenen Haares schämt, der ist nicht werth, daß er einen Kopf hat." — „Bist du ein Deutscher? warumb denn mußt du ein welsch Haar tragen? Warumb muß das Haar also lang über die Schultern herabhangen? warumb wilstu es nicht kurz beschneiden auf deutsche Weise?" — Man sieht, auch damals galt eine Sitte, in die man sich hineingelebt, für national. Der Sittenprediger nimmt die kurzen Haare geradezu als „deutsche Weise" in Anspruch; er weiß oder bedenkt nicht, daß hundert Jahre zuvor die deutschen Eleganten ihre hängenden Kolben, der italienischen und flandrischen Mode zulieb, abgeschnitten hatten.

Um die genannte Zeit war auch schon die Benennung Perrücke allgemein, ein Wort, das den frühern Etymologen viel zu schaffen

gemacht hat. Viele Schriftsteller des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts gaben sich große Mühe, es aus den verschiedensten Sprachen, besonders aber aus dem Griechischen abzuleiten, und förderten mit großer Gelehrsamkeit die wunderlichsten Hypothesen zu Tag. Aber der Berliner Friedrich Nicolai hat zu Anfang dieses Jahrhunderts bewiesen, daß das Wort perruque, celtischen Ursprungs, durch die ganze mittlere Zeit in Frankreich ein natürlich langes und starkes Haar bedeutet hat. Zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts nannte man daher das falsche künstliche Haar fausse perruque, bald aber perruque schlechtweg, und wie es oft in ähnlichen Fällen geht, so wurde durch das rasche Umsichgreifen der Perrücken die ursprüngliche Bedeutung des Wortes ganz verdrängt. Durch parodische Umkehrung nennt man wohl überall in Deutschland ein natürliches, starkes, langes, besonders gelocktes Haar eine Perrücke.

Eine der ergötzlichsten Episoden aus der Jugendgeschichte der Perrücken sind die Verfolgungen, denen sie von Seiten der Geistlichkeit ausgesetzt waren, und der Streit, der darüber unter den letztern selbst entstand. Der Hauptschauplatz dieses Kampfes waren die protestantischen Niederlande;

auch in Deutschland fand er Wiederhall, und nur der schreckliche Krieg erklärt es, daß die deutschen Theologen bei einem so herrlichen Stoff die holländischen das große Wort führen ließen. Fast alle niederländischen Synoden schleuderten von 1640 bis 1644 den Bann wider alle Prediger und Predigtamtscandidaten, welche lange oder gar falsche Haare tragen würden; dies wurde oft auch auf die Laien ausgedehnt und als Axiom festgestellt, daß man nur mit dem altmodischen kurzen Haar und langen Bart den engen Weg der Seligkeit betreten könne. Darüber entstanden vielfältig Beängstigungen unter den Schwachen, welche ihren neuen Haarschmuck behalten und doch das Paradies nicht verlieren wollten, ja ernstliche Unruhen. Aber bald traten auch unter den Theologen, namentlich unter den Leidnern, Vertheidiger der gestutzten Bärte und der langen Haare auf; der natürlichen nämlich, denn in der Verdammung der Perrücken waren fast Alle einig. Darüber entspann sich die hitzigste Controverse zwischen den Fakultäten zu Leiden und Utrecht, in der eine Masse der wunderlichsten Streitschriften gewechselt wurde.

Schon die Kirchenväter hatten heftig gegen die Sitte der falschen Haare geeifert, der namentlich

seit dem Verfall des römischen Reichs feine Leute beiderlei Geschlechts allgemein ergeben waren. Der schlagendste Grund war der vom h. Cyprian angeführte: „Gott werde die, welche das Haar färben oder gar Perrücken tragen, am jüngsten Tag nicht erkennen wollen, weil er sie nicht mehr als sein Werk und sein Ebenbild finde.“ Bereits heidnische Poeten hatten satirisch ähnliche Gedanken ausgesprochen; so sagt Martial: „Die Göttin der Unterwelt weiß wohl, daß du grau bist, und wird dir die Maske vom Haupte reißen.“ * Ganz in derselben Weise argumentirten nun gegen die Perrücken die frommen Anhänger der alten, im Geruch der Ehrwürdigkeit stehenden Mode, die ihrerseits ein Jahrhundert früher ganz leichtfertig gewesen war.

Es soll bei dieser Gelegenheit noch darauf aufmerksam gemacht werden, wie die Geschichte der Perrücken an ihren beiden Endpunkten die Geistlichkeit in ihrer äußern Haltung im scheinbar seltsamsten Widerspruche mit dem Zeitgeiste zeigt. An der Wiege der Perrücken wollten sich die Begriffe Geistlicher und Perrücke gar nicht vereinigen lassen; aber später verschmolzen sie um

* — — scit te Proserpina canum,
Personam capiti detrahet illa tuo.

so inniger, und als die Perrücken sich ihrem Grabe zuneigten, waren jene Begriffe so innig vermählt, daß ihre Scheidung am Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts nur unter vielfachem Skandal erfolgte. Die Diener Gottes, welche sich zuerst erkühnten, wieder ihr eigen Haar zu tragen, unterlagen ganz denselben Bannflüchen von Seiten der Perrückenträger, wie damals jene, welche angefangen, ihr Haupt mit falschen Locken zu schmücken, von Seiten der Zeloten in gestutztem Haar, langem Bart und Scheibenkragen.

Näher betrachtet, erklärt sich dies sehr leicht aus dem Geruch der Frivolität, des Weltsinns, ja der Sündlichkeit, der allen Lärm machenden Reformen in der Tracht anklebt. Nun verlangt man aber vom Geistlichen eine gewisse antisecu= lare Ehrwürdigkeit in der äußern Erscheinung. Was aber, neben einem eigenen Standeskostüm, vorzüglich die Idee des Ehrwürdigen weckt, das ist die Tracht, der die den Eitelkeiten dieser Welt Alters halben Abgestorbenen treu geblieben sind. So verlangte das Auge und die Einbildungs= kraft von den Geistlichen jedes Alters immer, wo nicht eine eigentlich alterthümliche, doch eine gewissermaßen altväterische Tracht. Unter diesen

Umständen kamen sie so sehr schwer in die Perrücken hinein, so lange diese eine Galanterie waren, und als alle Weltkinder sie weggeworfen hatten, konnten sie fast nicht wieder herauskommen. Um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts sollten sie sich den alten Unmodischen assimiliren, welche zu Anfang desselben im geschornen Kopf der Welt und sich selbst so wohl gefallen hatten, und am Ende des achtzehnten verlangte man, sie sollen als Zeichen der Würde einen Hauptschmuck tragen, der eine Pedanterie geworden war.

Die mit dem siebzehnten Jahrhundert aufgekommene Sitte, das Haar lang und fließend zu tragen, hatte die Perrücken herbeigeführt. Sie waren in ihrem Ursprung Surrogate beim Mangel an eigenen langen Haaren gewesen. Aber wie eine Mode leicht aus einem Nothbehelf zum Selbstzweck wird, so ging es auch hier. Jene Fiktion kam bald ganz in Vergessenheit, und die offenkundig künstliche Haardecke des Hauptes wurde ein integrirendes Stück des bessern Anzugs, so gut wie Rock oder Schuh. Vom letzten Drittheil des Jahrhunderts an konnte sich der anständige Mann, wessen Standes er seyn mochte, öffentlich so wenig im eigenen Haare

sehen lassen, als in Hemdermeln oder barfuß. Der junge Mann feierte das Ablegen der Kinderschuhe und den Eintritt in's Leben damit, daß er, eine seltsame Toga virilis, die Perrücke nahm.

Die Zeit war eine armselige, matte, im Vergleich zum frischen, thatkräftigen sechzehnten Jahrhundert. Der Dogmatismus und Pedantismus drang in die Staatsformen, in Kunst und Wissenschaft; aber auch zum Ceremoniell des gesellschaftlichen Lebens, wie es jetzt im ganzen Bereiche der Kultur die höhern Stände aller Länder umfaßt, wurde erst unter den Auspicien der Perrücke die eigentliche Grundlage aufgebaut. Erst jetzt wurde im Verkehr zwischen den Ständen und Geschlechtern jenes abgemessen graziöse, handwinkende und handküssende, complimentirende und scherwenzende Manöver organisirt, das sich im Auszug auf unsere Zeiten vererbt hat. Im wissenschaftlichen und Kanzleistyl, in der Kunstmanier, in den Formen des Hausgeräthes und den Phrasen der guten Lebensart wurde Alles gleichmäßig „tapirt" und gekräuselt, gleich den Locken der Perrücke; und in manchen Verhältnissen haben wir noch jetzt den krausen Wust schlicht zu kämmen, in andern führt ihn die vornehme Laune selbstgefällig wieder in's Leben ein.

Wie schon oben gesagt, hat erst die französische Erfindung der Perrücken den seitdem unerschütterten Einfluß Frankreichs auf das allgemeine europäische Costüm definitiv begründet, und es ist sehr bezeichnend, daß die Perrückentracht wahrscheinlich die erste Mode war, der sich kein Haupt in Europa entziehen konnte, dessen Besitzer standesgemäß auf Eleganz oder Würde Anspruch machte. Aber die gepuderte Perrücke und die Schlafmütze, welch letztere fortan die nothwendige Hülle des geschornen männlichen Hauptes im Negligé innerhalb der vier Pfähle wurde, waren bei alle dem die schützende und wärmende Schneedecke, unter der die zarten Keime der allgemeinen Aufklärung in den Köpfen des Säculums sprießten, und als diese Pflanzen im achtzehnten gehörig erstarkt waren, fielen die Perrücken, überlebt, von selbst ab, und den Puder verwehten die Frühlingsstürme eines neuen Weltjahrs.

Nachdem Ludwig XIV. sich feierlich die Allongeperrücke aufgesetzt und damit der geistigen Pairskammer der Menschheit, dem ganzen hoch-, hochwohl- und edelgebornen, auch hoch-, hochehr- und ehrwürdigen Europa, das Signal gegeben hatte, sich gleichmäßig zu bedecken, eilte die Mode schnell

ihrer höchsten extensiven und intensiven Entwicklung entgegen. Um's Jahr 1680 wurden zu Paris die ungeheuern Perrücken erfunden, welche über die Schultern fast bis zu den Hüften niederfielen, viele Pfunde wogen und oft tausend Thaler kosteten; auf der Stirne waren sie hoch auf tressirt, was man nach einer Maitresse des Königs, die einen noch höhern weiblichen Kopfputz aufgebracht, **devant à la Fontange** nannte. Der Name des Erfinders dieser Prachtgebäude ist der Nachwelt unverloren: er hieß Binette. Seitdem wetteiferte Alles in Staat und Kirche, in Antichambern und auf Kanzeln, auf Cathedern und in Boudoirs, das Haupt mit der Wolkenglorie zu umgeben, welche die **bene natos** vom Pöbel unterschied, gerade wie auf historischen Gemälden der Heiligenschein die heiligen Personnagen von den profanen. Die Anfangs im Gedanken einfache und einförmige Perrücke zerschlug sich bald nach Ständen und Prätensionen in Arten und Spielarten, deren Aufzählung uns hier zu weit führen würde.

Man kann behaupten, daß es aus dem Zeitraum von den sechziger und siebziger Jahren des siebzehnten Jahrhunderts an bis ziemlich tief in das folgende hinein in keiner öffentlichen und

Familiengalerie und vor keinem Titelblatt eines Buches ein männliches Porträt gibt, das nicht eine Perrücke trüge; der Mann müßte denn in der Schlafmütze abgebildet seyn, was auch zuweilen vorkommt.

Der Begriff des Wohlanständigen verschlang sich so schnell mit der Perrücke, daß unsere Fürsten bald Niemand mehr um sich sehen mochten, der sein eigen Haar plebejisch zur Schau trug. Alles an den Höfen, vom Staatsminister bis zum Kammerjunker, und andernseits vom Leibmedicus bis zum untersten Lakaien hatte ungeheure Haarbüsche auf den Köpfen. Friedrich Nicolai gibt in seiner Geschichte der Perrücken einige Memorabilien aus der Zeit des ersten preußischen Königs, da er noch Kurfürst war. Wir führen daraus zur Bezeichnung der damaligen Sitten nur Folgendes an. — Eine Rechnung des Franzosen Savigny vom Jahr 1699 besagt: „Für eine silberfarb blonde (blond d'argent) lange spanische Perrücke für den kurfürstlichen Lakaien Roux 15 Thlr. — Dem Butzmann eine braune Perrücke 5 Thlr. — Dem Pauker Steindecker eine ditto 6 Thlr. — Auf Befehl Sr. Durchlaucht dem Schneider Louis einen hellbraunen Bart (barbe cendrée) 16 Groschen." — Derselbe

Savigny hatte um dieselbe Zeit für des Kurfürsten höchst eigene Person fünf hellbraune Perrücken verfertigt, deren jede auch nur zu 15 Thalern angesetzt ist, also nicht höher als die des genannten französischen Lakaien. Die Staatsperrücken kosteten freilich weit mehr und kamen aus Paris; man sieht aber aus den Bildnissen der Zeit wirklich, daß die Perrücken der Hofleute viel größer waren als die, welche Friedrich I. gewöhnlich trug.

Man weiß, daß Friedrich der ernsteste und sinnigste Schüler Ludwigs XIV., des großen Begründers der Etikette, war, und so könnte, oberflächlich betrachtet, jene Demuth an demselben befremden. Aber sie war nichts als ein Raffinement weiter: mit der kleinen Fünfzehnthaler-Perrücke war er „in confidenza“ gekleidet, während alle seine Hofleute beständig in ungeheuern Fünfzigthalerperrücken erscheinen mußten. Dies muß sich so vornehm ausgenommen haben, wie Napoleons kleiner Hut und einfache Uniform unter den starrenden Stickereien seiner Suite. Bei feierlichen Gelegenheiten, en grande tenue, war Friedrichs Kopfschmuck desto ansehnlicher und kostbarer.

Der künstliche Haarputz wurde bald so sehr als etwas Fremdes, als ein Anzug anerkannt,

daß Niemand daran dachte, die Farbe des fremden Haars mit der des natürlichen in Uebereinstimmung zu bringen, oder auch nur beständig gleichfarbige Perrücken zu tragen. Der Mann von gewöhnlicher Extraction wählte die dunklern Nüancen, als die häufigsten und damit billigsten, und zum Negligé begnügte sich damit auch der Vornehmere. Aber die Galaperrücke mußte blond seyn, nach Frankreichs Vorgang, und dieser Geschmack gab die nächste Veranlassung zur Einführung des Puders. Der erste Gedanke dabei war, durch leichtes Einstreuen von Puder eine zu dunkle Perrücke zu einer blonden zu lügen. Aber bald wollte Jeder um wohlfeilen Preis modisch blond seyn, und ehe man es sich versah, ging es mit dem Puder wie mit der Perrücke selbst: aus dem anfänglichen Surrogat wurde eine galante Nothwendigkeit. Wie die Perrücke das natürliche Haar völlig verdrängt hatte, so negirte jetzt der Puder alle Farbenunterschiede desselben. Er reichte aber bekanntlich weit über die eigentliche Perrückenzeit hinaus; ja seine wahre Despotie begann erst dann, als mit der Puderfrisur das natürliche Haar, freilich auf seltsame Weise, wieder in seine Rechte eingesetzt war, und die launische und doch so zähe Mode

hielt ein halbes Jahrhundert lang am Ideale fest, das die mit Vegetation von verschiedenem Wuchs und Kolorit bestockten Gipfel der menschlichen Häupter in starre, gleichförmige Schneekuppen verwandelte.

Die Bildnisse der Regenten und Helden aus den Zeiten nach dem dreißigjährigen Krieg bis gegen den österreichischen Successionskrieg hin geben zu folgenden Bemerkungen Anlaß.

Zur Zeit, wo die Sitte, den kriegerischen Leib in Stahl zu kleiden, noch nicht ganz abgekommen oder doch noch in frischem Andenken war, sieht man die Großen der Erde weit weniger in voller Rüstung abgebildet, als später, da nur noch der Brustharnisch als wirkliche Tracht übriggeblieben oder selbst alles Stahlgeschmeide aus dem Costüm verschwunden war. Das Stahlkleid blieb lange gleichsam die offiziell poetische Tracht der Könige, Fürsten und Heerführer auf Bildnissen und Münzen. Solch ein ganz in Stahl gehüllter Mann, der in der Wirklichkeit der kriegerischen Last einer tüchtigeren Zeit gar nicht gewachsen gewesen wäre, hat in der Regel den offenen Turnierhelm und die gekreuzten Panzerhandschuhe neben sich, die dann immer an den Todtenkopf mit den Röhrenknochen erinnern: ein

historisches Memento mori. Das Symbol der Heldenhaftigkeit wurde festgehalten, als das todtschlägerische Heldenthum im Sinne des Mittelalters längst zur Fabel geworden war. Man führte zur adulatorischen Verherrlichung der hohen und tapfern Herren ein Stück Poesie aus einer verlebten Zeit nach, und ungefähr ebenso verhält es sich ja auch mit den Lorbeerreisern, womit die Allzeit Mehrer des Reichs ihre Perrücken bespickten. Die Herren ließen sich im Harnisch malen, als sie keinen mehr hätten tragen können, und sie belorbeerten sich erst dann, als dieser Schmuck des Helden zur Ironie geworden war.

Aber die mit gewissen Trachten verknüpften Begriffe von Anstand, Würde und dergleichen machen, daß nicht nur in idealer Darstellung, sondern auch in der Wirklichkeit häufig eine charakteristische Tracht der einen Zeit stückweise weit in eine andere hineinreicht und hier aristokratisch spuckt, verspottet von den Klugen, respektirt von den Schwachen und Gläubigen. Dieses Moment spielt in der Geschichte der Trachten eine sehr bedeutende Rolle. Gleich die eben besprochene Rüstung bietet uns ein Beispiel hiefür. Bald nach der Erfindung des Schießpulvers fiel ein Stück derselben um's andere im

kriegerischen Costüm weg; es läßt sich aber durchweg verfolgen, daß die Edeln und die Kerntruppen in jeder Periode, viel weniger zum Schutz als zur Ehrenauszeichnung, einzelne Armaturstücke beibehielten, welche der gemeine Haufen längst abgelegt. Als endlich die Entwicklung der furchtbaren Offensivwaffe des schweren Geschützes, und damit einer beweglicheren Taktik, alle schweren Defensivwaffen bei den Truppen völlig aus dem Systeme der Bewaffnung verdrängt hatte, trugen die Offiziere noch lange den Brustharnisch, als Reminiscenz an die Zeiten, wo sich der Edle durch vollständigere Wappnung vom Trosse ausgezeichnet. Doch auch dieser Rest des Eisenkleides belästigte am Ende und wurde immer weiter reducirt.

Ich habe schon öfters auf die Aehnlichkeit zwischen den scheinbar willkührlichen Entwicklungen der Menschheit und den Bildungsgesetzen der Natur aufmerksam gemacht; der vorliegende Fall gibt ein augenfälliges Beispiel. Bei den im Raum nebeneinander lebenden thierischen Geschöpfen sehen wir häufig, daß ein und dasselbe Organ, z. B. eine Zehe, bei der einen Gattung eine bedeutende Funktion hat, bei andern an Wichtigkeit zurücktritt, bei noch andern aber ein völlig nutzloser

Anhängsel scheint. Die Natur bleibt ihrem Bildungssysteme wunderbar treu: häufig, statt ein Organ wegzuwerfen, das für eine Thiergruppe keine unmittelbare Bedeutung mehr hat, führt sie es eigensinnig nach, aber gleichsam nur pour mémoire, und deutet es im Rudimente an. Ebenso verfährt der menschliche Geist bei seinen stetigen Bildungen *in der Zeit*, die erst, wenn sie dagewesen, wenn sie verlebt sind, vor dem rückwärts gewendeten Blick sich gruppiren und wie zu individuellen Wesen sich gestalten. Der Geist verfährt so bei seinen höchsten wie bei seinen frivolsten Schöpfungen, und was wir am Oberflächlichsten, an der Tracht nachweisen, wiederholt sich in den tiefsten Kreisen. Statt den Brustharnisch des Anführers, als er sich beschwerlich machte, ganz wegzuwerfen, beschnitt ihn das Zeitalter nur, weil es eigensinnig am Symbol festhielt, und ließ ihn zum Ringkragen einschrumpfen, der jetzt noch in den meisten Heeren getragen wird. Dieser winzige Schild am Leibe des wehrlosen Offiziers ist das letzte Rudiment der ganzen Krebsschale, welche einst den aristokratischen Krieger deckte, und das Merkzeichen einer ganzen Entwicklungsreihe von Formen der kriegerischen Tracht.

Noch nähere Beispiele derselben Art bietet unsere gemeine bürgerliche Tracht. Wie lange noch gehörten Haarbeutel und Chapeaubashut zum Ceremonial- und Hofcostüm, nachdem diese Eleganzen längst von der Straße verschwunden waren! Das habit français sammt Zugehör wurde im Lauf dieses Jahrhunderts ein immer summarischerer Auszug dessen, was einst in Sachen des Anstands allgemein Rechtens war; aber es wird ganz gewiß weder früh noch spät zumal weggeworfen, sondern bis auf's letzte Endchen, wo am Körper dieses nun auch sitzen bleiben möge, abgetragen werden. Denn der Geist ist schwer und ökonomisch in seinen Produktionen und beutet eine Erfindung aus, so weit es immer geht, selbst wenn ihn die Erfindung, wie wir meinen, gar nichts gekostet hat. Freilich, wenn man ihn in der Geschichte verhört, so verläugnet er meist die Schwerfälligkeit seiner Produktionskraft und antwortet ganz naiv mit Molières bourgeois gentilhomme: „Je n'ai point étudié, et j'ai fait cela tout du premier coup;“ er sagt aber meistens nicht die Wahrheit. — Auch unser gemeiner Frack, früher das lebenvollste Geschöpf, ist nachgerade fast ein vorweltliches Gespenst, das sich immer mehr aus der Sichtbarkeit

zurückzieht und nur noch da spuckt, wo nach den immer laxer werdenden Zeitforderungen der Anstand zu wahren ist, welcher nun einmal herkömmlich durch Reminiscenzen einer altväterischen Eleganz repräsentirt wird.

Dasselbe zeigt auch das vorliegende Thema, die Geschichte der Perrücken. Nachdem sie lange aufgehört, gemeiner Schmuck zu seyn, blieben sie das gravitätische Sinnbild von Anstand und Würde. Wir haben oben angeführt, daß die protestantische Geistlichkeit aus diesem Grunde die Perrücken fast nicht los werden konnte, und werden noch einmal darauf zurückkommen. Aber auch Parlamenten, Landständen und hochweisen Magistraten machte der Zeitgeist in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Perrücken zur Pflicht. Erst die französische Revolution bewerkstelligte die definitive Scheidung der Begriffe Perrücke und deliberirende Körperschaft. Nur Ein Beispiel, wie tief, ein wahrer Aberglauben, das Ansehen einer Tracht gewurzelt war, die sich hundertfünfzig Jahre früher als stutzerhafte Neuerung eingeschlichen hatte. Als im Jahr 1798 Genua auf ganz kurze Zeit von den Franzosen geräumt war, hatte die provisorische Regierung nichts Eiligeres zu thun, als sich wieder in das alte Amtscostüm

mit den Wolkenperrücken zu stecken. Heutzutage verglimmt um den Scheitel des höchstgestellten Beamten eines großen Volks der letzte Schimmer einer untergegangenen Zeit; die große Perrücke des Lordkanzlers von England ist das letzte Lächeln einer Laune, welche hundert Jahre und länger vielen Ständen ihre Hauptphysiognomie gab. Aber in diesem altväterischen Kopfvließ neben den fashionabel zugestutzten Köpfen der jungen Pairs symbolisirt sich recht eigentlich das Wesen der englischen Verfassung.

Von dieser Abschweifung kehren wir zu dem Punkte zurück, der uns dazu Anlaß gegeben.

Der Anachronismus der Hofmaler und Medailleurs, welche weit in's achtzehnte Jahrhundert herein ihre gnädigsten Herrn, die deutschen und andere Friedensfürsten, „complete in steel" darstellten, ist durch die obigen Bemerkungen genugsam erklärt. Höchst sonderbar, und doch eigenthümlich malerisch ist die Vermählung der Allongeperrücke mit der vollen Rüstung. Um die Zeit, da sich die Perrücken völlig festgesetzt hatten, kam es nun aber auch auf, die wirklichen und die präsumtiven Helden in antik römischem Costüm darzustellen, und auch mit dieser idealen Tracht wurde die Perrücke gepaart. Gehen wir etwas

weiter herauf zu der Zeit, wo die Perrücke der Puderfrisur Platz gemacht hatte, so sehen wir auf den Monumenten bald die mittelalterliche Rüstung, bald den römischen Panzer sammt der Toga angewendet, dabei aber die aufgezogenen Rollen über den Ohren oder die ailes de pigeon festgehalten, den Zopf dagegen nur des Haarbeutels oder des steifenden Bandes entledigt und lose gebunden, wie man ihn im Negligé trug.

Dieses rücksichtslose Kleben am Haarputz quand même zeigt, wie dieser Theil der Tracht von viel entscheidenderer Bedeutung ist als jeder andere, wie besonders der Styl der Haare in jeder Periode den allgemeinen physiognomischen Ausdruck bestimmt, mit dem und innerhalb dessen sich das individuelle Gesicht Geltung zu verschaffen hat. Jene Künstler aus der Perrücken- und Puderzeit fühlten wohl, daß ein fremdartiger Kopfrahmen, und wäre er noch so ideal, mehr als jedes andere Phantasiespiel mit dem Costüm, die Individualität des Dargestellten in der Einbildungskraft der Zeitgenossen verwischt; sie nahmen daher keinen Anstand, Ihre Majestäten, Hoheiten und Excellenzien am Körper „sous les traits de Trajan u. dgl." abzubilden, aber sie respektirten das heilige Siegel der Zeit um Stirne

und Schläfe, und bedachten weise, daß allerdings schon der Schneider, aber in höherer Potenz der Friseur es ist, der Menschen macht.

Wie schon gesagt, wetteiferten in den letzten Jahrzehnten des siebzehnten Säculums alle höhern Stände in Europa in der Pracht und Größe der Perrücken. In Deutschland aber zeichnete sich in diesem Punkt vorzüglich die hohe protestantische Geistlichkeit aus, nachdem einmal die geschilderte Opposition überwunden war.

Stößt man auf ein Bild mit einer recht ungeheuern Perrücke, so ist es sicher, je nach dem Schnitt derselben, entweder ein Minister, Ambassadeur oder dergl., oder aber ein lutherischer Abt, Generalsuperintendent oder Kanzler. Es war, als wollten sich diese Würdenträger der gereinigten Kirche, zum Preis der symbolischen Bücher und des im westphälischen Frieden garantirten Kirchenguts, dem katholischen Clerus gegenüber recht vornehm weltlich breit machen.

Letzterer konnte sich allerdings nicht mit derselben Behaglichkeit in den Strom der Mode werfen. Gleich den ersten Versuchen der Cleriker, ihre Häupter in modum seculi zu schmücken, traten glühende Eiferer aus ihrer eigenen Mitte entgegen, und diese hatten am heiligen Stuhle

einen Rückhalt, der den evangelischen Perrückenantagonisten fehlte. Besonders heftig trat der Pariser Doktor Thiers in seiner im Jahr 1690 erschienenen **Histoire des perruques** auf. Ihm war die Modelaune der Zeit ein so großes Aergerniß, wie seinem berühmteren Großneffen die **pensée immuable**; er donnerte gegen die falschen Haare des Clerus mit so viel Beredtsamkeit, wie der heutige Thiers für die Wahrheit des Repräsentativsystems; ja er scheute sich nicht, den Bannstrahl des Vatikans gegen die Perrücken am Altar und im Chorstuhl herauszufordern. Mehrere Päpste, wie Clemens **XI.** (1703) und Benedikt **XIII.** (1723), erließen nun allerdings Verordnungen gegen das Tragen der Perrücken von Seiten der Geistlichkeit und bedrohten die Widersetzlichen zum Theil mit harten Strafen. Indessen wurde der Ungehorsam doch nie ein sogenannter **casus papalis**, und die Bischöfe konnten Dispens ertheilen; wie denn der Bischof von Speyer lange die Priester für vierzehn Gulden in den Orden der **bien coiffés** aufnahm. Eine eigenthümliche Schwierigkeit setzte aber die Köpfe wenigstens der fungirenden Priester und die Perrücken in Antagonismus: von jeher besteht das ausdrückliche kirchliche Gebot, daß der Priester bei gewissen

Theilen der Messe das Haupt entblößen muß. Doch auch hier wußte man sich zu helfen: man ließ die Perrücke so einrichten, daß der obere, der Tonsur entsprechende Theil aufgeklappt werden konnte. Alles dies, in Verbindung damit, daß auch das übrige, zur Perrücke nicht passende Costüm der katholischen Geistlichkeit ein strengeres war, machte, daß sie in dieser weltlichen Eleganz niemals mit den Kanzlern und Beichtvätern des corpus evangelicorum in die Schranken treten konnte.

Hier ist der schicklichste Ort, des Bartstyls in dieser und den folgenden Perioden bis auf heute Erwähnung zu thun, wenn wir auch damit die Geschichte etwas unterbrechen. Anfangs, so lange sich noch die Perrücke den Formen des natürlichen langen Haares anschloß, ging mit ihr der aus dem sechzehnten Jahrhunderte überlieferte starke Schnurr- und spitze Kinnbart ganz gut zusammen. Als aber die Perrücken zu ganz unnatürlichen Wulsten aufquollen, da gebot schon das Geschmacksgesetz des Abstichs, den Bart zu beschränken und Haupt und Gesicht nicht völlig in Haar aufgehen zu lassen. Unter den großen Perrücken zog sich der Bart, nachdem ihm in den verflossenen Jahrhunderten fortwährend und

in allen Ständen eine bedeutende Entwicklung gegönnt worden, schnell zu jenen diminutiven, weit auseinanderstehenden Strichen zu beiden Seiten der Oberlippe zusammen, welche auf Bildnissen nicht selten den Effekt von Schönpflästerchen machen. Solche Bartrestchen trugen bald, nach dem Beispiel Ludwigs **XIV.**, die deutschen Großen, und nach ihnen die ganze Perrückenwelt, auch die Geistlichen. Ein solches Bärchten hieß damals in Niederdeutschland ein 101er: jedes Zwickelbärtchen auf den Seiten galt für Eins, und in der Mitte war Nichts, = 0.

Die ganze Richtung des Costüms auf's Süßliche, Weichliche mußte indessen die völlige Verleugnung des physiologischen Merkmals der Männlichkeit herbeiführen. Doch weniger die Perrücke selbst, als vielmehr der P u d e r war es, der, ein böser Mehlthau, die Vegetation des Barts auf lange hin vernichtete. Erst im zweiten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts, unter dem Regenten Orleans, kam der Puder eigentlich, als fixer Bestandtheil des Kopfputzes, auf. Dieser Sitte lag die Idee zu Grund: „d'adoucir les traits“ und die Lebensalter in Einem physiognomischen Ausdruck möglichst zu vermischen; damit wurde aber von selbst der Bart negirt, der

besonders in das ältere Gesicht so harte Charakterstriche zeichnet. Man kann es sagen, die süße, duftige und dabei steife Puderfrisur setzt ein für allemal ein glattes, bartloses Gesicht voraus; und wenn daher den Kriegsmännern aus dem spanischen Successionskrieg, so wie den Diplomaten und Gelehrten dieser Zeit das kleine Knebelbärtchen zu der dunkeln oder nur leicht mit Puder bestäubten Lockenperrücke noch ganz vortrefflich steht, so mußte jeder Schein von Bart, jeder charakteristische Schatten von Männlichkeit im Gesicht wegfallen, sobald mit der Schneelinie der „Vergette" das despotischste Niveau gezogen wurde, dem vielleicht je die Menschheit im Gebiete des Costüms gehorcht hat. Betrachtet man die Monumente des achtzehnten Säculums nach dem ersten Viertheil, so ist es auch wirklich, als ob das Bartlehen, das dem Europäer, der farbigen Menschheit gegenüber, als Voraus zugefallen, von der Natur zeitweise wäre zurückgenommen worden.

Sogar der Krieger des achtzehnten Jahrhunderts beugte sich fast überall vor dem allgemeinen Gesetz und entsagte, indem er die Frisur nahm, ohne Murren, dem martialischen Bart. War dies Verleugnung? oder war es unkriegerischer

Dienst einer Mode, mit der sich einmal der Bart schlecht vertrug? Nach unsern jetzigen Begriffen von kriegerischem Habitus könnte dies fast scheinen; aber genauer betrachtet, verhält es sich wohl nicht so.

Der Bart, als ein allgemeines männliches Merkmal, kann an sich nicht die Idee des Martialischen, des Kriegerischen erwecken, sofern man hiemit noch einen andern, engern Begriff als den des Männlichen überhaupt verbindet. So lange irgendwo im gesellschaftlichen Verbande alle Männer, oder doch fast alle zum Waffenhandwerk berufen sind, ist es gleich kriegerisch, ob sie den Bart abschneiden, oder so und anders stutzen, oder aber wachsen lassen. Macht sich dagegen in einem Land oder in einer Zeit der Begriff der Martialität des Bartes geltend, so wird dies ein Beweis seyn, daß sich der Kriegerstand von den übrigen ganz ausgeschieden hat und für den Repräsentanten der nationellen Männlichkeit gilt, als deren Symbol er den Bart zur Schau trägt.

Dieser Scheidungsprozeß, aus dem der Soldat als ein ganz spezifisches Wesen hervorging, fällt in Europa bekanntlich in das sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert. Aber in diesen Zeiten war

der Bart in größerer oder geringerer Entwicklung mehr oder weniger allgemeine Tracht. Im stattlichen Bart saß nicht nur die besoldete Herzhaftigkeit, sondern jede Zier des reifen Mannes, Gelahrtheit, Wohlweisheit, Ehrsamkeit, Würde. Der Bart war die Auszeichnung des Meisters neben seinen jungen Gesellen, des Doktors auf dem Katheder, den milchbärtigen akademischen Bürgern gegenüber. Nur die katholische Geistlichkeit, mit Ausnahme einiger Orden, trug als conventionelles Zeichen der Demuth, ein glattes Kinn; gerade zum Widerspruch ließen nun die Streiter der protestantischen Kirche im sechzehnten Jahrhundert ihre Bärte recht lang wachsen, vom selben Instinkt geleitet, der sie bewog, den Kalotten der Priester die Wolkenperrücken entgegenzusetzen, als im Jahrhundert darauf die langen Bärte aus der Mode gekommen waren. — Wir sehen in diesen Zeiten alle Stände an den Phasen des Bartes so ziemlich gleichmäßig Antheil nehmen; noch der letzte neckische Bartrest, wie er zur großen Perrücke getragen wurde, ist dem Militär, dem Staatsmann, dem Gelehrten, dem Stutzer und dem beweibten Abt gemeinschaftlich, und der Kriegsmann dachte nicht daran, im allgemeinen, durch die Haartracht bestimmten

Gesichtstypus der Zeit, sich durch Bartkultur einen besondern physiognomischen Ausdruck zu geben.

Dies hängt zunächst und ganz natürlich damit zusammen, daß zur Zeit, wo der Soldat langsam aus dem Menstruum der Gesellschaft herauskrystallisirte, auch das ganze kriegerische Costüm sich nur allgemach vom gemeinen bürgerlichen losriß. So lange jeder Freie zu der Tracht seines Standes oder seiner Laune sich bewaffnete, trug auch das eigentliche Kriegsvolk weder ein gleichförmiges, noch ein vom bürgerlichen auffallend ausgezeichnetes Kleid. Ja, als in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts erst eigentlich das aufkam, was man seitdem Uniform nennt, war diese geradezu nach dem Muster der landesläufigen Tracht zugeschnitten, und blieb so bis auf die große Staatsumwälzung. Schon der Umstand, daß die höhern Stände immer noch das Seitengewehr trugen, machte, daß der Krieger in der äußern Erscheinung der Masse nicht so schroff gegenüberstand wie jetzt. Noch im ganzen achtzehnten Jahrhundert war der Galanteriedegen das Sinnbild der alten allgemeinen Bewaffnung, und im Maße, in dem der Gentleman einen Bewehrten vorstellte, hatte der Offizier das Ansehen eines Modemanns. Daß noch

bis zur Revolution zwischen der militärischen und der modischen Tracht keineswegs die jetzige Kluft befestigt war, zeigt besonders auch der Umstand, daß die Eleganten häufig, einzeln und in Coterien, sogenannte „Uniformes de fantaisie“ mit militärischen Abzeichen trugen, was jetzt nicht nur keinem vernünftigen Menschen einfallen könnte, sondern, bei uns wenigstens, selbst die Polizei auf die Beine brächte.

Hinsichtlich der frühern wesentlichen Uebereinstimmung beider Trachten erinnern wir nur an die Kopfbedeckung. Abgesehen von den Grenadiermützen, welche die englischen Puritaner während ihrer Herrschaft, in höhnischer Nachahmung der papistischen Bischofsmützen, erfunden, trugen alle Heere den gemeinen Hut, wie er eben Brauch war. Aber mit dem Hut ging auch die Frisur, welche er bedeckte, zusammen, und wenn es sich von selbst verstand, daß der Held des österreichischen Successionskrieges mit der Perrücke, und der des siebenjährigen Krieges mit Puder und Zopf der Sitte der Zeit sich fügte, so konnte er auch den Bart nicht festhalten und nicht desideriren, nachdem dieser einmal aus dem allgemeinen Costüm verschwunden war. Die Generale Friedrichs des Großen, deren Marmorbilder er zu Berlin

aufgestellt, sind so hübsch frisirt und so bartlos, als irgend ein Weltmann der Zeit, bis auf den Husaren Ziethen, der den Schnurrbart trägt. Schon seit längerer Zeit hatte man besondere Truppengattungen, Husaren, Uhlanen, Panduren u. s. w., welche ursprünglich slavische Völker waren und später solche vorstellen sollten: diese trugen zum fremden Costüm auch den slavischen Schnurrbart; aber diese Ausnahmen machen die Regel nur deutlicher.

Noch der Offizier des vorigen Jahrhunderts war geistig weit mehr als jetzt mit dem Körper der Nation, wenigstens mit den ihm ungefähr parallelen Ständen verschmolzen, und zwar durch den kitzlichen Ehrenpunkt, der seinem nicht soldatischen Widerpart so gut und so rasch wie ihm die Hand zum Degengefäß führte. Diesem entsprechend, verknüpften ihn die bedeutsamen Bande von Hut und Frisur, von Jabot und Manschetten unmittelbar mit der modischen Welt; er war in keinem Betracht ein so exceptionelles Wesen wie der jetzige gebildete Krieger, und so wenig „bearded like the pard“ als irgend ein anständiger Mann, aber deßhalb doch so

Jealous in honour, sudden and quick in quarrel,
Seeking the bubble reputation
Even in the cannon's mouth,

als der deutsche bärtige Held, der seit fünfundzwanzig Jahren dem Ausbruch der Feindseligkeiten entgegensieht, deren Keime immer wieder zerschmelzen, wie Wolken am Sommertag, wenn das Wetterglas hoch steht.

Wir werden bald sehen, daß die Reaction gegen die Perrücken im Grunde ein von einem deutschen Monarchen geleiteter Militäraufstand war, und daß es bei den Anfängen einer später so allumfassenden und despotischen Mode militärisch ließ, wenn man, statt der Perrücke, Zopf oder Haarbeutel trug. Durch diesen Umstand wird der eben besprochene Punkt vollends in's Licht gesetzt.

Der Schlag der französischen Revolution, der auf die Masse der europäischen Bevölkerung wirkte, wie der galvanische Strom auf die chemische Mischung einer Flüssigkeit, der fast plötzlich die allgemeinen Begriffe von den Rechten Aller und der Einzelnen, vom Staat und Staatshaushalt umwandelte, oder vielmehr nur die längst aus ihren alten Verbindungen flüssig gewordenen moralischen Elemente rasch in neuen Mittelpunkten anschießen ließ — dieser welthistorische Prozeß mußte nothwendig auch die äußern Lebensformen vielfach verwandeln und mit den

Begriffen in den Köpfen auch die äußere Ausstattung derselben anders gestalten. Aber die Verfassungen, die man in Frankreich auf dem vermeintlich rein abgeräumten Boden nach abstrakten Ideen aufgebaut, stürzten schnell wieder zusammen, und die entsprechenden Versuche, ein ganz über die bisherige Sitte und Tradition hinausfallendes, antikisirendes Costüm zu schaffen, erstickten in der Geburt. Bald setzte sich Alles wieder in ein gewisses äußeres Gleichgewicht, und betrachtet man den gesellschaftlichen Zustand nach seinen innern und äußerlichen Momenten um die Zeit der Auflösung des deutschen Reichs, so wird auch dem flüchtigen Blick klar, daß die Reformen im Costüm, statt radikaler zu seyn als die tiefgreifenden Veränderungen im ganzen Staatsleben, kaum Schritt damit hielten. Heilige Verträge und Privilegien hatten sich wandelbarer gezeigt als Hauben und Hüte, Dynastien waren leichter reducirt als Rockschöße, und die Landkarte von Deutschland hatte sich ungleich mehr verändert als die männliche und weibliche Toilette.

Die hauptsächlichste, bedeutsamste und einflußreichste Veränderung in der männlichen Tracht war nun aber ohne Zweifel die Verbannung der Frisur mit Zopf und Puder, welche sich im Großen

vom Wechsel des Jahrhunderts her datirt. Der Mann sah sich jetzt mit so manchem unveräußerlichen Recht auch Haar und Bart wieder zur freien Disposition gestellt; aber er wußte bei diesen wie jenen nicht recht, was er damit anfangen sollte, und er weiß es noch nicht. Seit es für den anständigen Mann kein festes Richtmaß im Haarputz und Bartstyl mehr gibt, herrscht in diesen wesentlichen Punkten ein Naturalismus, der dem Mangel an socialem Glauben in den Köpfen und dem Schwanken der Gewalten in der Gesellschaft vollkommen entspricht. Nicht eher wird wieder ein allgemeiner Glaube, sey es an was es wolle, in der Welt herrschen, als bis wieder ein durchgreifendes System des Haarputzes hergestellt ist, und erst wenn man dem Mann an Haar und Bart wieder ansieht, was er ist und was er bedeutet, wird die Hauptquelle der jetzigen geistigen Irritation, der Mangel an einer fest abgestuften Hierarchie in der Gesellschaft, verstopft seyn. Herr Guizot ist gewiß mit dieser doktrinären Prophezeiung einverstanden, wenn er sie auch weder auf dem Lehrstuhl, noch auf der Rednerbühne ausspricht.

Am charakteristischsten ist aber in der gegenwärtigen Haarverwirrung das Verhalten des

Barts. Es wäre dies das fruchtbarste Kapitel; hier nur wenige Andeutungen.

Das durch den westphälischen Frieden begründete Staatensystem brachte es nothwendig mit sich, daß sich der Soldat immer mehr vom Bürger sonderte. Diese schon im vorigen Jahrhundert entschiedene Trennung kam aber der Welt erst durch die Folgen der Revolution ganz zum Bewußtseyn und wurde jetzt förmlich sanktionirt. Erst in der jetzigen Verfassung Europas ist durch die Conscription, durch die Aufstellung von Nationalheeren, das, was früher ein Gewerbe war, ein großer, geschlossener Stand geworden, der nach unten mit dem Volk, nach oben mit den Herrschenden gleich stark verwachsen ist. Letzteres Verhältniß wird noch zu besprechen seyn; hier ist zunächst in's Auge zu fassen, wie durch die Revolutionskriege der Bart wieder in die Welt kam.

Es ist Thatsache, daß die Puderfrisur nicht durch eine revolutionäre Laune der Hauptstadt, sondern in den französischen Heeren ihr langes Leben endigte. In der ungeheuern Aufregung der Zeit, zumal unter den Anführern, welche die Umwälzung an die Spitze gestellt, verfiel der Zopf- und Kamaschendienst, und in der Begeisterung vergaß der Soldat Puder und Zopfband,

welche im vorigen Jahrhundert sogleich wieder ihre Rechte behauptet hatten, nachdem das Blut der Schlacht abgewischt war. In Paris aber wollte jeder Incroyable die Idee erwecken, als ob er bei der Armee gewesen wäre, und so kam ein naturalistischer Haarputz in die Mode, in deren Folge das männliche Haupthaar in ganz Europa nach und nach emancipirt worden ist.

Durch die Sitte des ganzen vorigen Jahrhunderts war die männliche Welt des Barts völlig entwöhnt worden, und der Offizier hatte, wie schon bemerkt, keinen Grund gehabt, sich in dieser Beziehung vom feinen Mann loszusagen, der überhaupt sein Vorbild war. Jetzt aber, in der Anarchie, die auch in das Costüm gedrungen war, da Alles, mehr als je, auf des Schwertes Spitze stand, führte der Soldat das große Wort, und es war jetzt natürlich, daß er, der heroische Vertheidiger, den glatten, weibischen Gesichtern der Vertheidigten gegenüber, im Merkmal der Männlichkeit eine Auszeichnung suchte und fand. Aber wie die revolutionäre Willkühr in Allem schnell wieder in die Schranken der Ordnung zurückgedämmt wurde, so konnte auch der soldatische Bart nicht in's Maßlose

ausarten, sondern er unterwarf sich bald auch der nothwendigen Disciplin und Gleichförmigkeit.

Jeder Zeitgenosse weiß, wie vor etwa vierzig Jahren mit dem ungepuderten, rund verschnittenen Haar auch die längst vergessene Sitte, dem Bart einigen Wuchs zu gestatten, aus den Feldlagern in die bürgerliche Tracht überging, und zwar zunächst in der Form des Backenbartes, der bald ein Schooskind der männlichen Eleganz wurde, wie schon sein französischer Taufname „favori“ beweist. Aber der Schnurrbart, der viel bedeutenderen Einfluß auf den physiognomischen Ausdruck hat, setzte sich auch beim Soldaten, wenigstens als ständige, obligate Tracht, und in den höhern Sphären des Standes nur langsam fest. Der Hauptgrund war wohl, daß sich die ältere militärische Generation weit aus dem vorigen Jahrhundert vom bartlosen Ideale des Anstandes und der Eleganz nicht mehr trennen konnte; es war die Mission des avancirenden Nachwuchses, den Schnurrbart in immer höhere Chargen einzubürgern, bis endlich der Zeitgeist auch den Prinzen und Kriegsherrn, als Kriegern per se und natürlichen Trägern des Rocks der Ehre, den bedeutsamen martialischen Circumflex in's Angesicht zeichnete. In diesem

Falle war der Zug der Mode von unten nach oben so sehr in der Natur der Sache gegründet, als sonst und in der Regel der umgekehrte Verlauf. Die förmliche Nobilisirung des Schnurrbarts wurde nun aber für die Haltung und die Manieren des gegenwärtigen Geschlechts von großer Bedeutung.

Sobald die „grimme Heraldik" des Schnurrbarts, wozu oft noch der spitze Kinnbart kam, als gemeine soldatische Tracht auch von den Großen angenommen war, mußte sich sogleich nicht nur die Idee des Martialischen, sondern auch die des Adeligen, Ritterlichen, Mannhaften überhaupt daran knüpfen. Eingedenk seines alten Zusammenhangs mit dem Kriegerstande, oder vielmehr seines Ursprungs daraus, nahm der Adel schnell und mit Wohlgefallen eine Tracht an, welche ihm in der so schauerlich homogen und eintönig gewordenen Gesellschaft eine sinnliche Auszeichnung versprach. Aber wie sich die Welt einmal gemacht hat, ist die Concurrenz fast aller Stände auf der Rennbahn der Eitelkeit und Fashion noch weniger beschränkt als der geistige Wetteifer. Fast nichts, was der Schneider schafft, und gar nichts, was der Barbier stehen läßt, vermag heutzutage eine feste Auszeichnung zu begründen.

So zeigte es sich bald, daß auch der vornehme Bart unmöglich in eine Partei einzuschließen, sondern daß die Frage dieser Tracht, nach dem englischen Parlamentsausdruck, eine offene sey. Vor etlichen und zwanzig Jahren noch war so ziemlich die ganze männliche Welt um Kinn und Mund glatt gewesen; seitdem aber bildete sich aus den verschiedensten Ständen in der Gesellschaft gleichsam eine zweite Gesellschaft, deren Mitglieder, bei den abweichendsten Qualitäten und sonstigen Ansprüchen, in dem Gedanken übereinkamen, dadurch, daß sie nach dem Vorgange des Soldaten den Haarmanipel auf der Oberlippe aufsteckten, ihrer Physiognomie einen bedeutenden, distinguirten Ausdruck zu geben, und zugleich die Idee der Mannhaftigkeit zu erwecken. Dies machte sich in der Vorstellung um so leichter, da im langen Frieden selbst der bei weitem größte Theil des Soldatenstandes unter uns nur aus designirten Helden bestand, und Jeder, wer er auch sey, wenn er nur über einen Bart gebot, die Vermuthung des eventuellen Heroismus für sich hatte. Etwas komisch nimmt es sich freilich aus, wenn der Ladendiener oder der Familientaugenichts, dem sein Vater einen Ersatzmann gekauft, im selben Jahr sich einen Schnurrbart erzwingt.

Zu oberst in dieser ungleichartigen Genossenschaft stehen die vornehmen Krieger und der Adel, sammt Allem, was sich das Colorit desselben zu geben weiß oder sucht, zu unterst der gemeine Soldat und das Dienstpersonal der andern nobeln Passionen, Jäger und Piqueur, Jockey, Reitknecht und Kutscher. Als Mittelstände schieben sich ein die feinen Jungen aller Klassen, welche am Bart die Distinktion lieben und den geheimen, aber unzweifelhaften Rapport mit den Gefühlen des schwächern Geschlechts, und die studirende, künstlerische und schriftstellerische Jugend, welche der Romantismus des Bartes antreibt, ein Feld zu cultiviren, das leider nur zu oft magere und verspätete Saaten trägt.

Dabei zeigt sich aber recht, wie der raffinirte Kulturmensch in jeder Periode des Costüms an irgend einer Partie des Haars seinen besondern Stolz, und als Gegenwicht seine eigene Plage hat. Wie im vorigen Jahrhundert die Frisur, so ist jetzt der Bart für den Eleganten der Gegenstand immerwährender, süßschmerzlicher Beschäftigung. Aber der Comfort dringt in alle Lebensverhältnisse und erleichtert auch den fashionablen Kummer. Die sorgfältige Puderfrisur war ein noli me tangere; der galante

Träger durfte keinen Augenblick sein Bewußtseyn von der Schildwache dabei abrufen, damit nicht irgend etwas mit seinem Haupt in Berührung komme oder er selbst in der Zerstreuung hinaufgreife und das mühsame Kunstwerk zerstöre. Auch beim Schnurrbart, so wie beim sogenannten Bart en collier oder à la jeune France, ist der Pflege und der Sorgen kein Ende, schon bis er überhaupt zur Stelle ist. Aber wie viel bequemer hat es das Selbstbewußtseyn dabei, weil die Aufmerksamkeit nicht negativ, sondern positiv wacht, indem die Hand behaglich das Idol liebkost, streicht, dreht und windet!

Ein gewisser Theil der Jugend, namentlich der studirenden, der artistischen und belletristischen, sucht Bedeutung darin, daß sie dem Bart, über die Gränzen der Fashion hinaus, bedeutende Entwicklung gibt, wenn die Adepten anders die natürlichen Mittel dazu haben. Dies paßt vortrefflich zu ihren Ansprüchen auf frühreife Weisheit, dominirende Weltanschauung und Weltverbesserung. Es ist jetzt gerade umgekehrt wie in frühern bärtigen Jahrhunderten. Wenn einst der struppige, weiß durchschossene Bart das aufwachsende Geschlecht im Respekt hielt, so soll

jetzt der junge, gekämmte und mühsam gehegte Bart den ältern Glattschnäbeln imponiren, welche in der Schätzung der Jugend ungefähr die Bedeutung haben, welche früher den Gelbschnäbeln in den Augen des reifen männlichen Alters zukam. Tritt so ein bärtiger, junger Mann in ein Geschäftsleben ein, mit dessen Costüm sich die cinquecentistische Maske nicht verträgt, so sträubt er sich wohl eine Weile und spricht mit Simson: „Wenn ich mich beschöre, so wiche meine Kraft von mir, daß ich schwach würde, wie alle andere Menschen.“ Aber der Despotismus der Sitte ruft ihm zu: „Philister über dir!“ und raubt ihm das, „worinnen er solche große Kraft hat.“ — Da gegenwärtig in manchen Ständen dem geschorenen Mannesalter eine Jugend im Barte mit so philosophischen Ansprüchen gegenübersteht, so sieht es nicht anders aus, als ob dem Manne, lange vor der Zeit, wo ihm die Zähne ausfallen, der Bart und damit die Weisheit ausginge.

Durch diesen Excurs über den Bart ist die Geschichte des eigentlichen Haarputzes unterbrochen worden. — Es ist vorzüglich noch der Uebergang der Perrücke in den Zopf und Haarbeutel kürzlich zu besprechen.

Die Herrschaft der Perrücken war kaum ein Menschenalter lang recht fest begründet und allgemein anerkannt, so erhielt sie einen Stoß von einer Seite her, von der man es am wenigsten erwartet hätte. Es thut sehr wohl, wenn man in der Tracht, deren Geschichte sonst die deutsche Nation der schwachherzigsten Abhängigkeit von fremden Launen verklagt, einmal deutschen Gedanken und deutschem Einfluß begegnet. Friedrich Wilhelm I. von Preußen war es, der die Perrücke verwarf, wieder das eigene Haar aufnahm und dadurch den Anstoß zu einem ganz neuen System des Kopfputzes gab. Sein Zopf war ein Gedanke großartiger militärischer Einfachheit, und er ahnete nicht, daß die Frisur welche er herbeiführte, die Köpfe noch mehr peinigen sollte als der Lockenwust, den er bekämpfte. Befangen im Haardogmatismus seiner Zeit, konnte er sich so wenig zur Idee des natürlichen, fessellosen Haares erheben, als die Reformatoren des sechzehnten Jahrhunderts zu der Anschauung heutiger rationalistischer Bibelerklärer. Aber, wie jene, stiftete Friedrich Wilhelm ein Schisma in der bisher einigen und allgemeinen Perrückenwelt, und die barocke Form, in der er das natürliche Haar wieder zu Ehren

brachte, war dazu ausersehen, die Menschen nach und nach wieder vom Zauber der falschen Haare loszuketten.

Friedrich Wilhelm I., das Widerspiel seines majestätischen Vaters, begann seine Regierung (1713) damit, daß er am Hofe allen Prunk und alle Ceremonien wegwarf. Am Tage seines Regierungsantritts verabschiedete er acht- und-achtzig Kammerherrn und eine Menge anderer Hofbedienten, welche sämmtlich mächtige Perrücken trugen. Wenige Monate darauf — er mußte doch sein eigen Haar zuvor wachsen lassen — warf er auch seine Perrücke weg, nebst aller Kleiderpracht, und trug beständig den simpeln soldatischen Rock und sein eigenes, nach hinten gestrichenes Haar, ganz einfach in einem mit schwarzem Band umwundenen Zopf. — Diese seine Entschließungen sollten nicht nur für seinen Staat, und damit auch für andere, vom bedeutendsten Einfluß werden; er leitete damit unbewußt auch eine wichtige Reform in den Sitten der Großen und im allgemeinen Costüm ein.

Die Sparsamkeit und Ordnung, die er am Hofe und in der Staatsverwaltung einführte, die soldatische Ordonnanz, nach der er alle Theile der Regierungsmaschine manövriren ließ, ist

seitdem Hauptcharakter der preußischen Monarchie und der Kern ihrer Macht geblieben. Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts, über deren Horizont noch die Perrücken in bedeutenden Wolkenmassen standen, sprachen es geradezu aus: das preußische Landrecht wäre nimmermehr ein so treffliches Werk geworden, wenn die Justiz in preußischen Landen fortwährend die Quarréperrücke getragen hätte; in die österreichische Monarchie sey ein ganz anderer Geist gekommen, nachdem später Joseph II. die steife spanische Hoftracht und die großen Perrücken abgeschafft, welche über ein Jahrhundert lang zu Wien am Hof und im Staatsrath für unerläßlich gegolten; und in England, wo man von so vielen Vorurtheilen frei seyn wolle, könne keine Reform des veralteten, verwickelten Rechts zu Stande kommen, weil es unter dem Vorsitz großer Perrücken verwaltet werde.

Friedrich Wilhelm vereinfachte bedeutend die Tracht in seinem Heere, worin es bald das Muster für alle europäischen Armeen wurde, und indem er den simpeln Ordonnanzrock zu seiner eigenen gewöhnlichen Tracht wählte, sprach er zuerst völlig den Gedanken aus, der jetzt beim Stande des allgemeinen Staatensystems ein

natürlicher und nothwendiger war, und gleichsam der Zeit schon lange auf der Zunge geschwebt hatte, den Gedanken, daß fortan der Regent äußerlich nicht den gesunkenen Adel der Nation, sondern die schlagfertige Macht derselben zu repräsentiren habe, daß er nicht im Hof- und Staatskleide, sondern in der Uniform der Idee des Jahrhunderts vom Herrscherthum entspreche. Seitdem wurden alle Monarchen gleichsam die heiligen Väter in der Hierarchie des Soldatenstandes, die idealen Träger der soldatischen Ehre und Würde. Wenn im Jahrhundert zuvor die Majestäten und Hoheiten vielfältig die militärischen Spektakel im Ceremonialcostüm, umgeben vom Hofstaat beiderlei Geschlechts, in der Staatskarosse mit angesehen hatten, so bildete es sich jetzt immer mehr zur gebieterischen Mode aus, daß sie zu Pferd, in Uniform, und statt mit Kammerherrn und Hofdamen, mit kriegerischen Prinzen und Adjutanten vor der Fronte erschienen, und das Mustern, das Paradiren- und Manövrirenlassen der Truppen wurde, wenn auch invito Marte, zur obligaten Beschäftigung und zum gezwungenen allerhöchsten Plaisir.

Auch hier, wie so oft, trat eine historische Entwicklung in der frivolen Maske einer Mode

auf. Dieser vom kriegerischen deutschen Norden ausgegangene Geschmack war aber Anfangs manchem Monarchen höchlich zuwider. Namentlich fügten sich die spanischen und französischen Bourbons nur mit Widerstreben in eine Sitte, welche ihren Begriffen von Ceremoniell und Anstand widersprach und ein unbeschreiblich unangenehmes **parfum de caserne** mit sich führte. Ludwig **XV.** lernte dieses Verhältniß des Königthums zur Soldateska nie begreifen. Als man zu Versailles nach dem siebenjährigen Krieg die ganz preußisch ausstaffirte Armee vor ihm défiliren ließ, sah er auf's Herzlichste gelangweilt zu und sagte endlich seufzend: „**Je crois que cela ne finira jamais!**" ein höchst unköniglicher Gedanke, der jetzt, wo man seine Größe allgemein nach der Länge seiner Colonnen mißt, kaum einem in die Seele, viel weniger auf die Zunge kommen könnte. Auch Ludwig **XVI.** repräsentirte schlecht vor den Truppen und fühlte sich viel wohler im Hofkleide als in der Uniform.

Friedrich Wilhelm **I.** setzte absichtlich dem höfischen Pomp und Flitter die Austerität seiner soldatischen Tracht gegenüber; aber ein Hauptstück derselben war nun eben das natürliche, jedoch gepuderte Haar, sammt dem Zopf. Dieser

Haarputz machte in ganz Europa das größte Aufsehen; aber die ersten Monumente desselben sind die von 1718 an geschlagenen preußischen Dukaten, welche das Bildniß des Königs mit dem Zopf zeigten, und überall in Deutschland Schwanzdukaten hießen. Der große Respekt, in dem die preußische Kriegsmacht seit dem großen Kurfürsten stand, verbreitete diese Tracht bald unter den Armeen, wenigstens was den gemeinen Mann und den Subalternen betrifft. Philipp von Orleans, der Regent von Frankreich, führte sie nach wenigen Jahren bei der französischen Kavallerie ein; nur konnte es der französische Genius nicht unterlassen, sogleich ein phantastisches Stück dazu zu erfinden: die Haare wurden nämlich dort nicht in einen Zopf, sondern in einen Haarbeutel gesteckt; und dieses seltsame geflügelte Unding war dazu ausersehen, aus einem militärischen Ordonnanzstück die höchste Galanterie zu werden.

Damit, daß sich die Franzosen der preußischen Neuerung bemächtigt hatten, war ihr Glück gemacht, und das Reich der Perrücken in seinen Grundvesten erschüttert. Sie wurden zwar keineswegs so bald dadurch verdrängt; aber kaum hatte sich der Begriff von der Eleganz der neuen

militärischen Frisur geltend gemacht, so wurde der Einfluß hievon auf den Schnitt und namentlich den Umfang der Perrücken sehr merkbar. Sie wurden jetzt bei feinen Leuten immer kleiner und näherten sich dem neuen Zopf- und Haarbeuteltypus, und die erste Frucht dieser Allianz war die sogenannte Beutelperrücke. Weit im achtzehnten Jahrhundert herauf sind die Annalen der Mode mit diesem Kampf zwischen der eigenen Puderfrisur und der Perrücke ausgefüllt; er fällt aber noch lange ganz zu Gunsten der letzteren aus. In den vierziger Jahren trug bei uns noch Alles, der jüngste wie der älteste Mann, Perrücken, nur immer kleinere und zierlichere.

Ein Hauptgrund, warum die Reform nicht rascher vor sich ging, liegt wohl darin, daß die Perrücke Staatstracht der höchsten Stände war, und als solche den zähesten Widerstand leistete. Dem Nimbus von Hoheit und Würde, den die prächtig auf die Schultern niederfallenden Locken ertheilten, entsagte man ungern und langsam; man ließ sich nur allgemach von der Mode den Musketierzopf und den Dragonerhaarbeutel aufdrängen, gerade wie in neuerer Zeit der gemeine soldatische Schnurrbart nur langsam avancirte, bis

er endlich das Adelsdiplom erhielt. In allen Staaten, Preußen ausgenommen, wurden von den hohen Beamten, in allen Armeen, nur nicht in der preußischen, wurden von den Generalen und höhern Offizieren noch lange Zeit, mächtige Perrücken getragen. Ein Grenadieroffizier zu Pferd aus den vierziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts, mit der Bärenmütze auf der dicken Perrücke à la **Brigadière**, ist ohne Zweifel eine der imposantesten historischen Figuren. Noch Georg **II.** von England bei Dettingen und Prinz Carl von Lothringen bei Czaslau steckten ihre Lorbeern auf spanische Perrücken, und Feldmarschall Daun trug eine dergleichen gar noch im siebenjährigen Krieg. Auch die französischen Großen, bis in die Mitte des Jahrhunderts herauf, wie die Marschälle Belleisle, Maillebois, Noailles u. s. w. sieht man mit Allongeperrücken abgebildet.

In der eleganten Welt griff der neue Typus indessen immer weiter um sich, und gegen das Ende der fünfziger Jahre kann man seinen Sieg als entschieden betrachten; um diese Zeit verschwanden die letzten Staatsperrücken vollends, und die Frisur schwenkte ihr schneeweißes Banner auf den vornehmsten Häuptern.

Die Perrücke war nun zwar als überreife Frucht vom Baum der Sitte abgefallen, aber an der todten Schaale haftete, nach dem Gesetze, das wir schon oben besprochen haben, noch immer ein gewisser Geruch der Heiligkeit. Der Weltmann mochte die Perrücke nicht mehr tragen; aber sie blieb noch lange in der Einbildungskraft der Menge das unentbehrliche Zeichen amtlicher Gravität und geistlicher Würde. Der Richter, der Rathsherr schmückten sich damit nur in der Sitzung, indem sie den altväterischen Amtsstaat über die moderne Frisur stülpten. Aber auf den Köpfen der Geistlichkeit, namentlich der protestantischen, blieb die Perrücke festsitzen, und wurde im letzten Drittheil des Jahrhunderts, und noch ein Stück in das jetzige herein, das eigentliche Wahrzeichen des geistlichen Standes. Der jüngste Candidat, noch bevor er die licentia concionandi erhalten, eilte, sich in die ehrwürdige Uniform der Corporation zu stecken.

Zopf und Haarbeutel gelten uns jetzt als Sinnbilder alles Steifen, Pedantischen; aber unter der Herrschaft dieser Galanterien kam die Aufklärerei, die Religionsspötterei und der Atheismus in die Welt und brach die französische Revolution aus, ein abermaliger Beweis, daß der

Mensch immer mit seinen Ideen seinem Costüm vorauseilt, und daß die Mode im Großen keineswegs das leichtfüßige Wesen ist, für das man sie hält, wenn man nur ihre nichtssagenden Launen in's Auge faßt. Es ist nun aber sehr bedeutsam, daß in jener Periode der Zeitgeist den Lehrern der Religion eine Kopfzier aufzwang, welche, als verlebt, in den Augen der sogenannten Aufgeklärten und Superklugen bereits zum Spott und zur Vogelscheuche geworden war, während sie dem Volk und der Kinderwelt, gerade als altväterisch, oder vielmehr altväterlich, achtunggebietend und ehrwürdig erschien.

Ich kann eine wahre Geschichte erzählen, welche für den kindlichen Glauben an die Perrücken und die damalige Haltung der Geistlichkeit gleich bezeichnend ist. Ein lutherischer Prälat, im vollen Amtsornat, mit der prächtigen, schneeweißen, lockenreichen Perrücke, speiste um's Jahr 1778 bei einem mit einer zahlreichen Familie gesegneten höhern Schulmann. Die Blicke der Kinder hingen voll Verwunderung und Ehrfurcht am Mann Gottes, aber ein Mädchen von sechs Jahren fragte den Vater leise: „Vater, ist dies unser Herrgott?" Lachend erzählte der Mann die Naivetät des Kindes Sr. Hochwürden, und

dieselben erwiderten lächelnd, mit abwehrender Handbewegung und demüthiger Geberde: „Liebes Kind, da haben wir noch weit hin!"

Es ist die Notiz aufbewahrt worden, daß Dr. Randolf, Bischof von Oxford, in den letzten Jahren des Jahrhunderts der erste englische Prälat war, welcher es wagte, sein eigenes Haar zu tragen. Aber von Collegen wie von Laien mußte er deßhalb manches Bittere hören; er berief sich zwar auf ein Gesetz Karls II. (um's Jahr 1670), das dem Buchstaben nach noch gelte und ausdrücklich den Geistlichen verbiete, Perrücken zu tragen; er gab indessen endlich den Vorstellungen nach, ließ sich wieder eine Perrücke machen, „und darüber entstand allgemeine Freude."

Die evangelische Geistlichkeit war beim Wechsel des Jahrhunderts wirklich übel daran. Der eigene Trieb zur Modernisirung und der Spott der Weltkinder rüttelten an der Perrücke; die mit derselben verwachsenen religiösen Skrupel des Volks machten es bedenklich, sie fahren zu lassen. So büßte der in einer Zeit unauflöslicher Widersprüche lebende Clerus hart für den Stolz, womit in einer kirchlicheren Periode seine Vorgänger im Amt sich des weltlichen Staats der

Perrücke bemächtigt, ja denselben in protestantischer Siegestrunkenheit übertrieben hatte. Indessen zog bald der ausgebrochene allgemeine Krieg die Aufmerksamkeit von der Kirche und ihren Dienern ab, und in der Verwirrung konnten sie allmählig mit den Köpfen unter das Niveau der Gesellschaft tauchen. — Während des Waffenlärms überall hatten die Fehden im Schooße der Kirche geruht; nach dem allgemeinen Frieden entbrannten sie vom Neuem. Als nun der Rationalismus dem Supernaturalismus offen den Handschuh hinwarf, als auch die katholische Kirche wieder die Trommel rührte, da erschienen die Streiter bunt durcheinander im platten, hängenden Haar des Puritaners und im zierlich verschnittenen Schopf des Weltmanns, in der gelehrten Glatze und im cynischen Haarbusch, ja selbst im Backenbart.

Wie wir gesehen, war die Puderfrisur mit Zopf oder Haarbeutel, welche nach der Mitte des Jahrhunderts die allgemeine Tracht anständiger Leute wurde, in ihrem Ursprung eine soldatische Vereinfachung. Aber unter den Händen französischer Haarkünstler wurde sie alsbald eine neue Modethorheit und eine schlimmere Plage als die Perrücke. Bisher hatte der Mann eine

oder mehrere wohl staffirte Perrücken in Bereitschaft gehabt, und wenn er auszugehen oder Jemanden zu empfangen hatte, so brauchte er nur die Schlafmütze wegzuwerfen und die Perrücke aufzusetzen. Jetzt aber war der Kopf selbst der Perrückenstock, auf dem oft stundenlang, und oft mehrmals am Tage, das Haar gezerrt, tapirt, gesalbt, geschnürt und bestäubt wurde. Es ist unglaublich, wie viel Zeit Jeder, der überhaupt etwas auf seinen Kopf hielt — von den Stutzern gar nicht zu reden — über dieser täglichen, unumgänglichen Operation verlor. Man sollte meinen, die spöttische Skepsis der Zeit und ihre galante, tändelnde, frivole Poesie, jene ganze, aus Materialität und Spiritualität seltsam gemischte, nach Pomade duftende Literatur sey vornemlich in den Stunden empfangen worden, wo das Haupt von Kamm und Puderquaste sanft geschwungen wurde.

Der Zustand des Haars den Tag über gab damals die Abstufungen der eleganten Tracht nach den Tageszeiten viel schärfer, man möchte sagen natürlicher an, während jetzt das Festhalten der Begriffe des Negligé, des halben und ganzen Anzugs vielmehr absichtlich und gezwungen, als in irgend einem Verhältnisse begründet

erscheint. Das männliche Negligé bezeichnete man damals vortrefflich mit dem Ausdruck: en chenille, als Raupenzustand. In losen, ungepuderten Haaren, oder auch mit einer nonchalanten Perrücke bedeckt, kroch die Raupe Morgens umher. Gegen Mittag spann sie sich unter den Händen des Friseurs ein und ging aus denselben als glänzender Schmetterling hervor, mit zierlichen Flügeln voll schneeweißen Blüthenstaubs und mit einem Schwanz von glänzendem Tafft.

Der Frisur kam als Barometer des Menschenwerthes in jeder Beziehung eine Bedeutung zu, welche jetzt kein Hauptstück des Costüms auch nur entfernt erreicht. Nur Ein Zug, der Menschen und Sitten der Zeit frappant zeichnet. Wenn Carl, Herzog von Wirtemberg, der fürstliche Erzieher Schillers, Danneckers, Kielmayers, Cuviers, einen sehr gesitteten, hoffnungsvollen Zögling loben wollte, so konnte er sagen: „Der N. N. ist ein Muster von Conduite und Vergette."

Hier findet noch eine physiognomische Bemerkung Platz. — Es ist oben bemerkt worden, wie jeder herrschende Kopfputz den Gesichtern der von ihm Beherrschten einen gewissen übereinstimmenden Ausdruck ertheilt. Aber bei keiner

der sich ablösenden Trachten tritt dies auffallender hervor als bei der steifen, architektonischen Puderfrisur. Keine war unerbittlicher und starrer, und sie zieht für unser Auge auch die Gesichter in ihre Starrheit und Uniformität hinein. Dies geht soweit, daß wir auf den Zeitbildnissen sogar das Alter der Individuen oft nur ganz ungefähr schätzen können. Es rührt dies natürlich daher, daß das Hauptthaar mit allen seinen Qualitäten, welche sonst das Urtheil über Charakter und Alter vielfach bestimmen, völlig neutralisirt ist, wozu noch die gänzliche und durchgreifende Bartlosigkeit kommt. Ueber jedem Gesicht, auf der jugendlichsten, wie auf der ältesten Stirne schwingt sich die Schönheitslinie der Zeit, die krumme Puderlinie, jeden Scheitel deckt der Schnee des höchsten Alters, und in jedem Nacken klebt, wie der Henkel am Topf, der Zopf oder Haarbeutel.

Am deutlichsten wird einem dies, wenn man Lavaters physiognomische Fragmente durchgeht. Sie enthalten viele hundert Profilzeichnungen und Silhouetten der Zeitgenossen, deren jede auf der Stirne das steile Toupet und hinten den galanten Anhängsel zeigt. Lavater war vielleicht zu seiner Zeit für seine Beobachtungen ungleich günstiger gestellt, als unter der Herrschaft eines natürlichen

Kopfputzes; denn ihm war die Frisur eine natürliche Voraussetzung, sie ließ eine entscheidende physiognomische Partie, die Stirne, ganz frei, und überhaupt konnten die Nüancen von Haar und Bart sein Urtheil nicht stören. Wir aber werden durch die ungewohnte, barocke Fassung, in der sich in seinem Werke der Juwel des menschlichen Angesichts immer zeigt, befangen und von der Hauptsache abgezogen, und können auf den Gesichtern eine Menge Dinge nicht sehen, die er so fertig von denselben herunterliest.

Der Uebergang der Frisur in den jetzigen natürlichen, aber schwankenden und ungleichförmigen Haar- und Bartstyl ist schon oben flüchtig skizzirt worden. Den Aeltern der jetzt Lebenden ist es noch im Andenken, daß der Puder in manchen Ecken der Gesellschaft noch lange so zäh auf den Köpfen sitzen blieb, wie im Frühjahr der Schnee in den Mulden der Bergseiten, und daß bei manchen Ständen und Individuen die Amputation des Zopfes eine langwierige und schmerzhafte war. Noch lange blieb die Spitze des niedergehenden Zopfes über dem Horizont sichtbar, und erst jetzt ist der schauerliche Komet, der die französische Revolution ansagte, völlig untergegangen, sogar in der Breite von Kurhessen. Aber lange sagte

die Zeit mit ihrem Haarschnitt, gerade wie mit ihrem politischen Trieb, im Grunde nur, was sie vom Traditionellen nicht mehr wollte; beide waren fast nur Negationen, und das Positive daran hatte keinen Styl. Erst jetzt fängt in beiden Beziehungen die Zeit an, das, was sie will, wo sie hinaus will, einigermaßen deutlicher zu zeichnen. Offenbar zeigen gegenwärtig Haar und Bart der tonangebenden Jugend beiderseitig die Tendenz, sich zu verlängern. In Frankreich neigt man sich in dieser Beziehung immer mehr zum Styl des fünfzehnten und frühen sechzehnten Jahrhunderts; selbst ältere Leute lassen das Haar auf die Schultern niederfallen und haben das Scheermesser ganz weggeworfen, wobei übrigens die Barttoilette, statt abgekürzt zu seyn, nur desto mehr Zeit und Sorgfalt in Anspruch nimmt.

Die modische Bartschonung und Verlängerung des Haars hat aber auch unmittelbaren Einfluß auf andere Theile der Tracht. Außerdem sucht der Geschmack unwillkührlich das ganze Costüm mit dem Haarputz in Einklang zu bringen, und damit ist von selbst eine rückgängige Bewegung gegen frühere, längst verlassene Formen gegeben.

Wir haben oben gesehen, wie die starre Scheibe des spanischen Kragens fallen mußte, als im siebzehnten Jahrhundert die Tracht der langen Haare aufkam. In gleicher Weise sind jetzt das weitheraufreichende Halstuch und der ausgeladene Rockkragen mit dem langen Haar und dem vollen Bart unverträglich. Der Rock, den man zur Perrücke und zur Frisur mit Haarbeutel trug, hatte naturgemäß gar keinen Kragen; ein solcher kam erst am Ende des achtzehnten Jahrhunderts auf, aber stehend, so daß der Zopf in seinem Falle dadurch nicht aufgehalten wurde. Der wulstige Kragen, wie er seitdem Sitte geworden, verträgt sich nur mit dem kurz verschnittenen Haar, das zur selben Zeit als Tracht aufkam. Jetzt, da man das Haar wieder niederfallen läßt, muß der ästhetische Instinkt und die Rücksicht auf Reinlichkeit gleichmäßig gegen den Kragen operiren. Statt ihn ganz wegzuwerfen, rückt man ihn immer weiter herab, bildet ihn schmaler und platter, und macht überhaupt den Hals frei, um Haar und Bart Spielraum zu gönnen. Durch diesen Punkt gewinnt nun aber der Rock Aehnlichkeit mit dem alten Wamms, und damit scheint er sich überhaupt seines historischen Ursprungs aus dem letztern zu erinnern;

denn er wird immer kürzer und knapper und nimmt immer mehr das Ansehen des mittelalterlichen Wammses an, aus dem sich das Jüstaucorps und alle Geschlechter moderner Oberkleider entwickelt haben. Auch im enganliegenden Pantalon verräth sich die Tendenz einer Rückkehr zur alten knappen Hose, der Chausse, wie sie im ersten dieser Fragmente besprochen worden ist, und das natürliche Gefühl, daß eine weite Beinbekleidung zu starkem Haar- und Bartwuchs übel kleidet.

Der Menschenfreund, der im Spiegel der Vergangenheit die Zukunft erblickt, sähe hierin sehr gerne Zeichen, daß Haar- und Barttracht und das ganze Costüm einem festen, charakteristischen Abschluß entgegengehen. Wäre dies der Fall, so müßte über kurz oder lang Bart oder Haar das Wachsthum einstellen, um vielleicht dem andern Theil desto mehr Entwicklung zu gönnen.

Erst wenn sich im Haarputz, und so auch im übrigen Costüm, wieder eine fixe Idee, eine Superstition gebildet haben wird, erst wenn wieder allgemein Formen gelten, mit welchen der höher Gestellte sicher repräsentirt, während der Niedrigere ohne Neid und Hohn sie respektirt, erst dann werden auch die Widersprüche versöhnt seyn, welche scheinbar unauflöslich die Gemüther

zerreißen und kein Produkt der gährenden Welt voraussehen lassen. Wann wird dies geschehen? Die Prophezeiung wollte aber gar nichts sagen, wenn wir dabei den Termin so weit steckten, wie Beranger bei den seinigen:

> Or, mes amis, bénissons Dieu,
> Qui met chaque chose en son lieu:
> Celles-ci sont pour l'an trois mil.
> Ainsi soit il!





